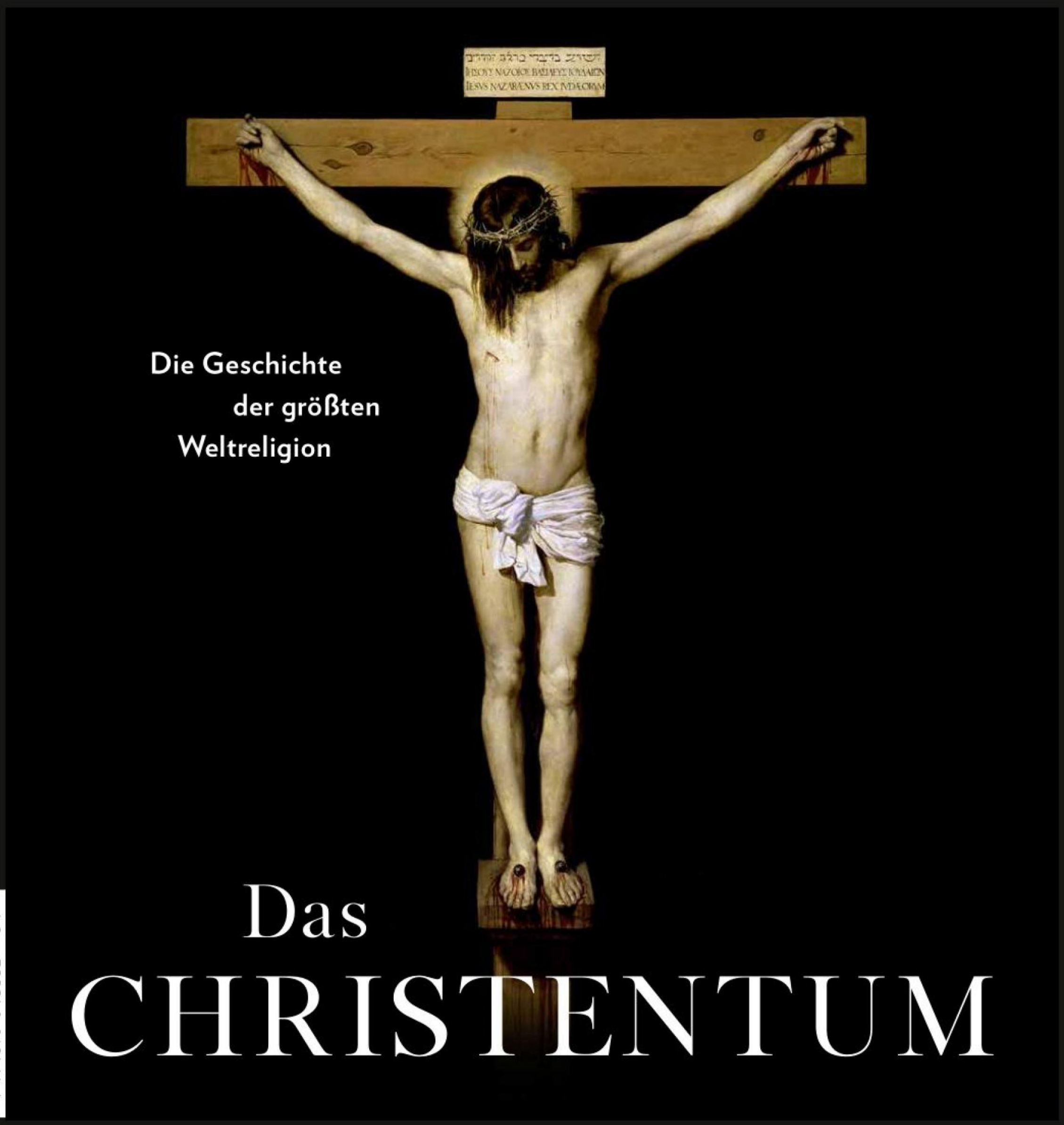
Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 81



Die Geschichte der größten Weltreligion

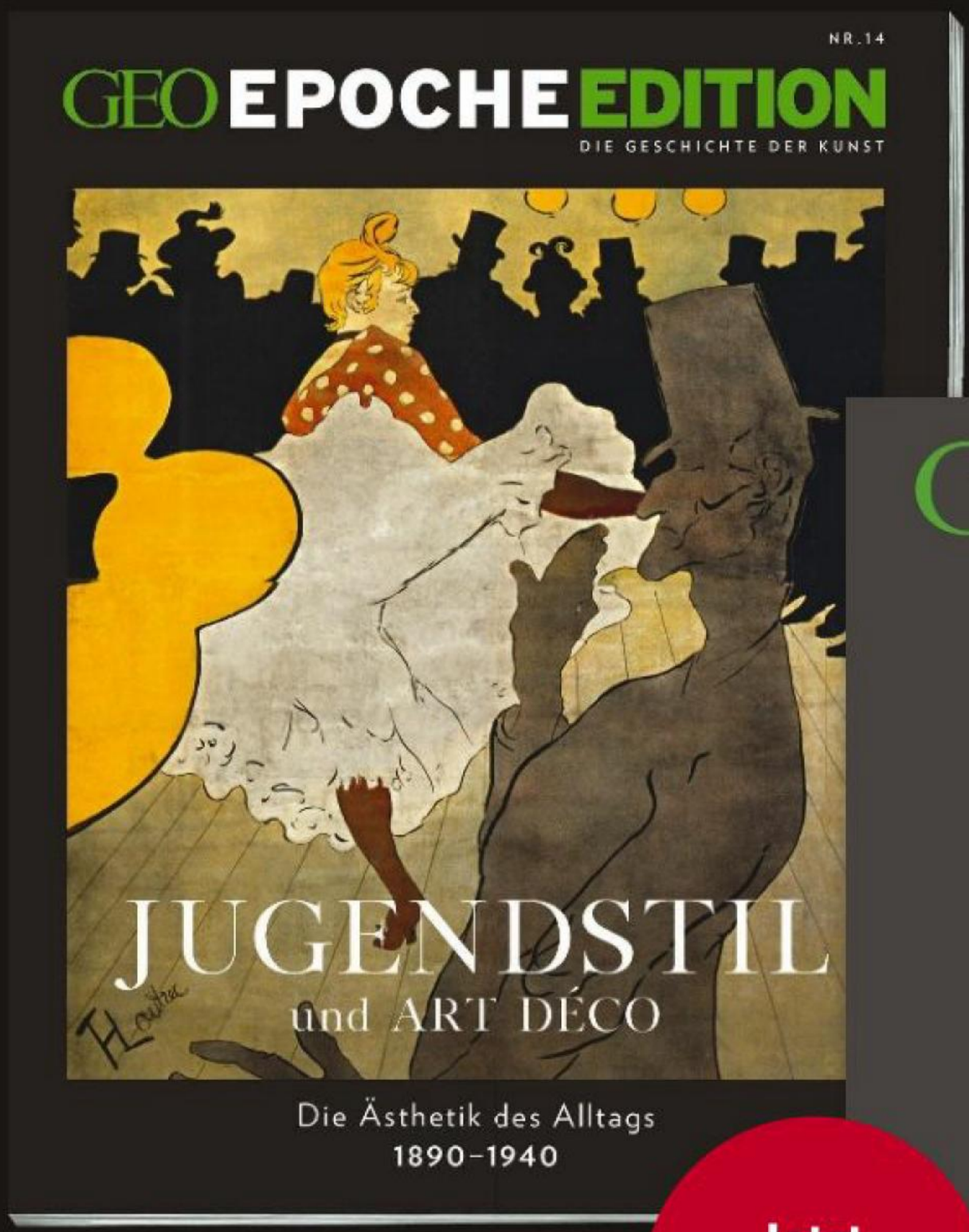
Das CHRISTENTUM

Jesus von Nazareth / Kampf der Apostel / Sterben für den Glauben / Heiliger Krieg / Der Streiter für die Armut
Das Ende des Ketzers / Ein Mönch gegen Rom / Diktatur der Vernunft / Der Priester und die Guerilla

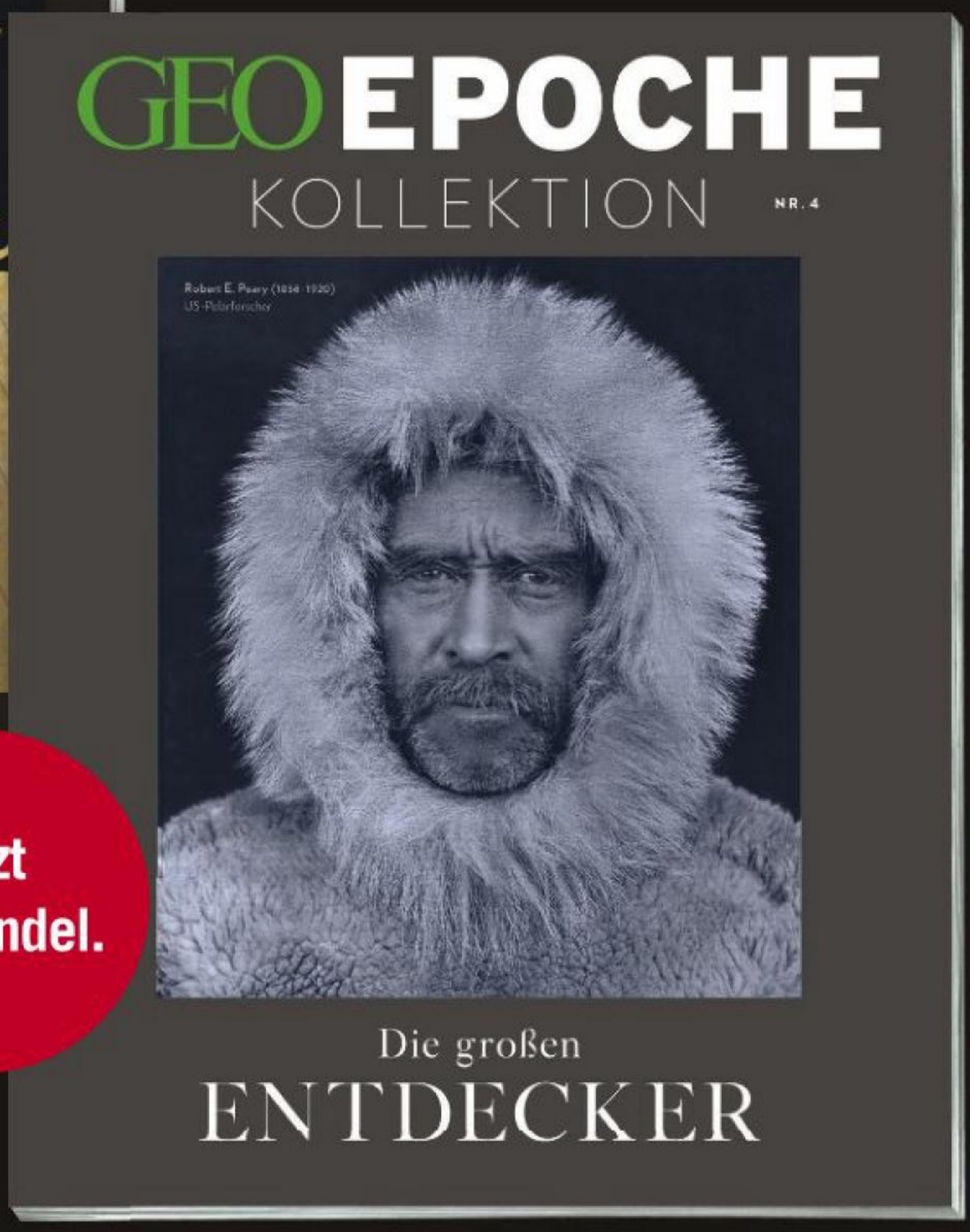
ISBN 978-3-652-00524-1
4 194875 510002 81

Deutschland € 10,00 · Schweiz 18.60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Dänemark dkr 110,– · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50

Magazine, die Geschichte schreiben.



Die Geschichte der Kunst



Das Beste aus GEO EPOCHE

Jetzt im Handel.

www.geo-epoche.de

Auch bestellbar unter 040/55 55 89 90

Liebe Leserin, lieber Leser

In dieser Ausgabe erzählen wir eine der erstaunlichsten Geschichten in der Chronik der Menschheit: den 2000-jährigen Aufstieg des Christentums von einer kleinen jüdischen Sekte zur größten Weltreligion – sicher eines der bedeutendsten historischen Phänomene überhaupt.

Denn wohl nichts, was Menschen jemals geschaffen haben, keine Ideologie, keine Religion und kein Reich, hat so wie das Christentum über einen derart langen Zeitraum den Werdegang des Erdballs geprägt, im Guten wie im Bösen.

Es begann im Römischen Reich: Nach der Kreuzigung Jesu wuchs die Gemeinschaft seiner Anhänger rasch an. Sie trugen die Kunde vom Sterben und Auferstehen des Nazareners in die Länder am Mittelmeer. Und immer mehr Menschen folgten der Botschaft von der Überwindung des Todes.

Als so anziehend erwies sich der neue Glaube, dass Roms Kaiser das Christentum schließlich gar zur Staatsreligion erhoben. Eine mächtige Verbindung aus griechisch-römischer Antike und Christentum entstand.

Sie überdauerte selbst den Untergang des Weströmischen Reiches 476 während der Völkerwanderungszeit. Denn auch die barbarischen Invasoren im Westen bewunderten Pracht und Stärke der christlich-römischen Kultur und ließen sich taufen. Und der östliche Teil des Imperiums, das Reich von Byzanz, bestand ja ohnehin fast ein Jahrtausend weiter; von dessen Zentrum Konstantinopel aus trugen orthodoxe Geistliche das Christentum nun in die slawische Welt.

Katholische Missionare reisten noch weiter: Denn die Konquistadoren, die im Namen der spanischen Krone weite Teile Amerikas unterjochten, hatten den ausdrücklichen Auftrag, die dortige Bevölkerung zu christianisieren. Oder präziser gesagt: Mit der angeblichen Seelenrettung versuchten Spaniens erzkatholische Majestäten die brutale Eroberung der Neuen Welt vor dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen.

Und auch in vielen anderen Weltregionen waren Geistliche unter den ersten Weißen, die diese Gegenden erreichten.

Dennoch war es wahrscheinlich Europa, das am stärksten durch das Christentum geformt wurde: weil in den rund zehn Jahrhunderten zwischen dem Ende der Antike und dem Beginn der Neuzeit die Bewahrung und Vermittlung des Wissens sowie das Bemühen um die Kunst und um bedeutende Architektur vor allem von der Kirche ausgingen.

Allerdings kam es im Abendland auch zu dramatischen Konflikten im Zeichen des Kreuzes. Das begann mit der Wiedergewinnung der Iberischen Halbinsel von den muslimischen Eroberern, setzte sich fort über die schier endlosen Kämpfe gegen den Islam auf dem Balkan – und gipfelte schließlich in den Auseinandersetzungen zwischen Christen und Christen: in ungezählten Feldzügen gegen vermeintliche Ketzer, in acht Kriegen gegen Protestanten in Frankreich und im Dreißigjährigen Krieg, der große Teile Mitteleuropas verwüstete.

Es waren fortan nicht mehr allein Katholiken und Orthodoxe, die ihren Glauben verbreiteten – auch Protestanten zogen missionierend los: nach Nordamerika, in die Inselwelt des Pazifik, nach Australien. Und so gibt es heute fast keine Weltregion mehr, in der das Christentum nicht verwurzelt ist.

Zwar müssen viele Gemeinden gerade in den Industrieländern seit Jahrzehnten gegen Desinteresse und Kirchenaustritte ankämpfen, doch nimmt anderswo die Zahl der Gläubigen rasant zu, etwa in Südkorea, auf den Philippinen, in Nigeria, im Kongo. Nach dem Untergang der UdSSR hat Russlands orthodoxe Kirche wieder 100 Millionen Mitglieder. Und selbst in Staaten wie China und Vietnam, die von kommunistischen Parteien beherrscht werden, gibt es immer mehr Christen. Zudem hat Papst Franziskus der katholischen Kirche durch bescheidenes Auftreten und Einsatz für die Schwachen zu einem neuen Maß an Glaubwürdigkeit und Renommee verholfen, wie es wohl kaum ein Kritiker der Kurie für möglich gehalten hätte.

Gut 2000 Jahre nach seiner Gründung zählt das Christentum nun 2,3 Milliarden Gläubige und ist größer als je zuvor.

Wie schon erwähnt: eine erstaunliche Geschichte.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

Kernteam dieser Produktion
Luise Baur (Fachberatung), Svenja Muche, Olaf Mischer (Verifikation), Dr. Anja Fries (Konzept), Jutta Janßen (Layout), Tatjana Lorenz (Art Direction), Dirk Krömer (Schlussredaktion)

JESUS VON NAZARETH

In Zeiten politischer und religiöser Unruhen im Heiligen Land verkündet ein Mann die Erlösung vom Tod und von dem Bösen.

Seite 22

BETTEL-ORDEN

Zu radikaler Armut ruft Franziskus von Assisi die Kirche auf.

Seite 88

KETZER

Erbarmungslos geht die Kirche gegen viele vor, die ihre Lehren infrage stellen. 1415 verurteilt sie den Böhmen Jan Hus zum Feuertod.

Seite 102

LUTHER

1517 entfesselt der Mönch eine Revolution des Glaubens.

Seite 116

UNTER-DRÜCKUNG

Im Kampf für Gerechtigkeit wird der Priester Camilo Torres zum Guerillero.

Seite 152

INHALT # 81

KULT
Mit uralten Ritualen feiern die Christen, wie hier in der heiligen Stadt Jerusalem, ihren Glauben.
Seite 6

CHRISTEN WELTWEIT **FROHE BOTSCHAFT**
Milliarden Menschen folgen der verlockenden Kunde von der Überwindung des Todes 6

30 N. CHR. **ÜBER DEN TOD HINAUS**
Mit der Hinrichtung eines Wanderpredigers in Jerusalem beginnt der Aufstieg einer Weltreligion .. 22

FORSCHUNG **ZURÜCK ZU DEN QUELLEN**
Aus oft winzigen Überbleibseln rekonstruieren Wissenschaftler das Lebensbild Jesu 39

48/49 N. CHR. **DER STREIT DER APOSTEL**
Keine 20 Jahre nach der Kreuzigung Jesu droht dem jungen Glauben die erste Zerreißprobe 42

BIBEL **DAS BUCH DER BÜCHER**
Erst die schriftliche Niederlegung des Wirkens Jesu sichert den Fortbestand des Christentums 49

3. JH. **NIEDER MIT DEN CHRISTEN!**
Brutal verfolgt das Römische Reich die wachsende Gemeinschaft – und macht sie so nur noch stärker .. 56

UM 390 **TRIUMPH DER VERFEMTEN**
Als Roms Kaiser das Christentum zur Staatsreligion erhebt, werden die Gejagten zu Verfolgern 58

PAPSTTUM **DER OBERSTE PRIESTER**
Die Bischöfe von Rom reißen als Nachfolger des Apostels Petrus immer mehr Macht an sich 62

8. JH. **MIT AXT UND BIBEL**
Um die verbleibenden Heiden in Europa zu bekehren, riskieren mittelalterliche Missionare ihr Leben 74

1147 **KRIEG IM NAMEN GOTTES**
Im Kampf um Lissabon verknüpfen sich zwei gewaltige Konflikte: Kreuzzüge und Reconquista 76

SCHISMA **CHRISTEN GEGEN CHRISTEN**
1204 eskaliert der Streit zwischen West- und Ostkirche, zwischen Rom und Konstantinopel 82

1206 **DER ÄRMSTE DER ARMEN**
Franziskus von Assisi fordert die Besinnung der Kirche auf ihre Wurzeln und die Aufgabe jeden Besitzes ... 88

1415 **BRENNEN SOLL DER KETZER**
Weil Jan Hus gegen Habsucht, Unmoral und Heuchelei der Kleriker wettert, muss der Priester sterben 102

1517 **REFORMATION**
Luthers Thesen lösen einen Glaubenskampf aus, der die abendländische Christenheit bis heute spaltet .. 116

1618–1648 **GLAUBE UND MACHT**
30 Jahre lang kämpfen Katholiken und Protestanten um das rechte Bekenntnis. Und die Vorherrschaft .. 134

1789 **FRANZÖSISCHE REVOLUTION**
Der Aufstand im Namen der Vernunft schlägt in Terror um. Er trifft auch Priester, Mönche und Nonnen ... 136

UM 1900 **IM SCHUTZ DER NEUEN WELT**
Protestantische Einwanderer begründen in Nordamerika eine Vielfalt christlicher Gemeinden 150

1965 **LATEINAMERIKA**
Befreiungstheologen sehen sich als „Stimme der Armen". Ein Priester greift gar zur Waffe 152

CHRISTENTUM HEUTE
DER TRAUM VON DER ÖKUMENE
Mehr Menschen denn je folgen dem Glauben Jesu. Doch die Konfessionen bleiben zersplittert 166

ZEITLEISTE **DATEN UND FAKTEN** 168

Impressum/Bildquellen 149

Die Welt von GEO 174

VORSCHAU **DIE HANSE** 178

GLAUBENSKRIEG
Im Nahen Osten und auf der Iberischen Halbinsel entbrennen blutige Konflikte zwischen Christen und Muslimen.
Seite 76

Sie erreichen die GEO*EPOCHE*-Redaktion online auf Facebook oder unter www.geo-epoche.de

Titelbild: Christus am Kreuz. Gemälde von Diego Velázquez (um 1632). Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEO*EPOCHE*-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht.
Redaktionsschluss: 26. September 2016

Der Artikel über Martin Luther ist ein Nachdruck. Daher ist das vorliegende Heft um 16 Seiten erweitert worden.

DIE FROHE

Der Tod des Wanderpredigers Jesus von Nazareth und die von seinen Jüngern bezeugte Auferstehung begründen um das Jahr 30 unserer Zeitrechnung das Christentum. Und so verlockend ist die Kunde von der Überwindung des Todes, dass sich bald immer mehr Menschen zu dem neuen Glauben bekennen, schließlich Millionen. Heute ist es die größte aller Religionen – verbreitet in einer Vielfalt von Kirchen und Konfessionen, die eines eint: der Glaube an Gott und Jesus Christus, seinen Sohn

Texte: ANJA FRIES und FRANK OTTO

Auf Knien haben diese drei Gläubigen einen Berg in Irland erklommen, auf dem der Legende nach der heilige Patrick 441 n. Chr. gewirkt haben soll. Christliche Pilger machen sich von jeher auf beschwerliche Wege, um zu Gott und zu sich selbst zu finden

BOTSCHAFT

EIN BUND FÜR DIE EWIGKEIT

Von einem Schirm beschützt, taucht dieser Baptistenbischof in den USA eine Frau in die Fluten eines Flusses und nimmt sie damit auf in die Gemeinschaft der Christenheit. Die Taufe »auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes« besiegelt die Verbindung eines Menschen mit Gott

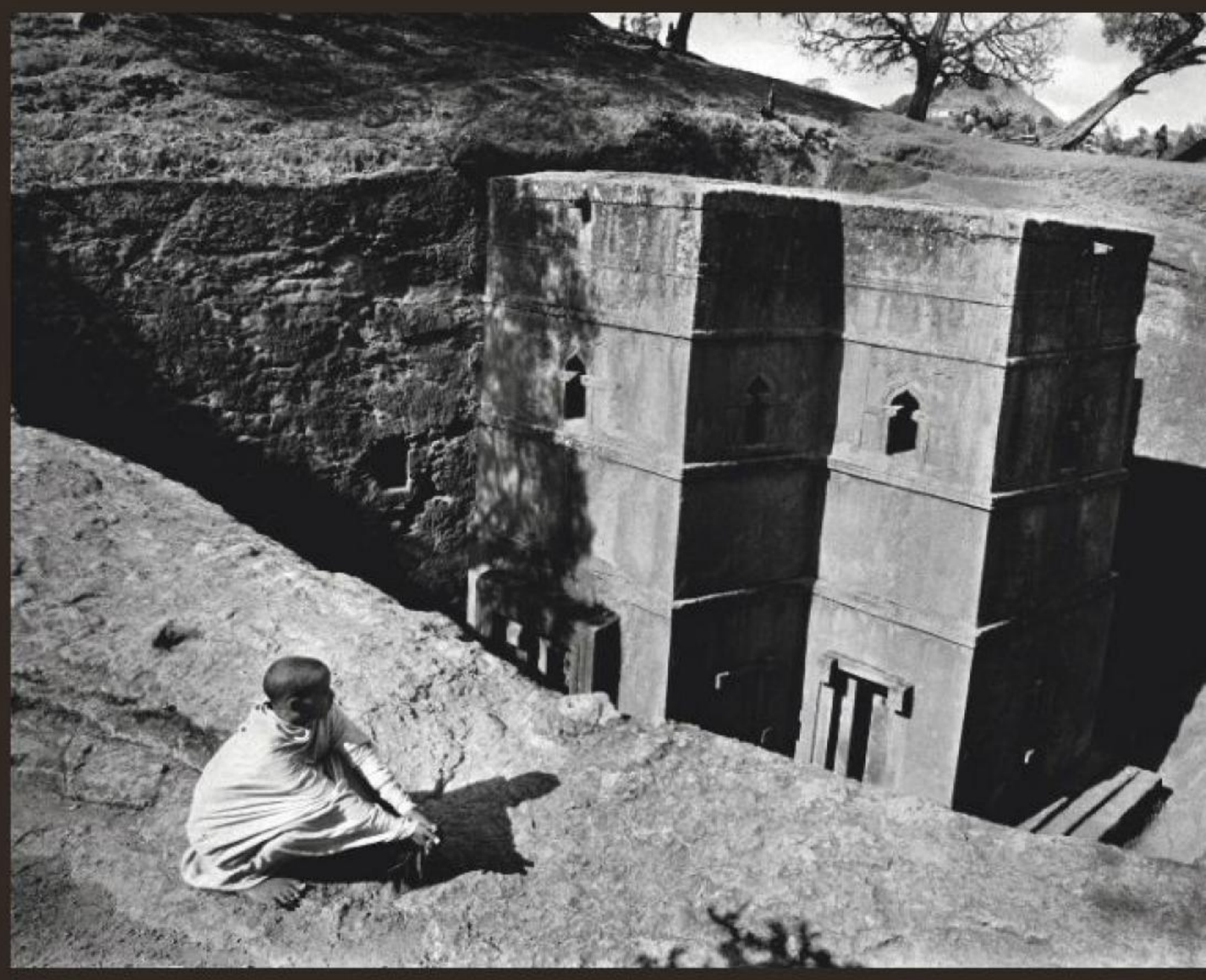
ANDACHT AM BERG DER KREUZE

Ins Gebet versunken, kniet eine Frau vor Büßerkreuzen, die Generationen von orthodoxen Wallfahrern zum Berg Grabarka in Polen getragen haben. Das Kreuz gilt allen Christen als Sinnbild für Leben, Tod und Auferstehung Jesu, als Versprechen für die Erlösung von dem Bösen

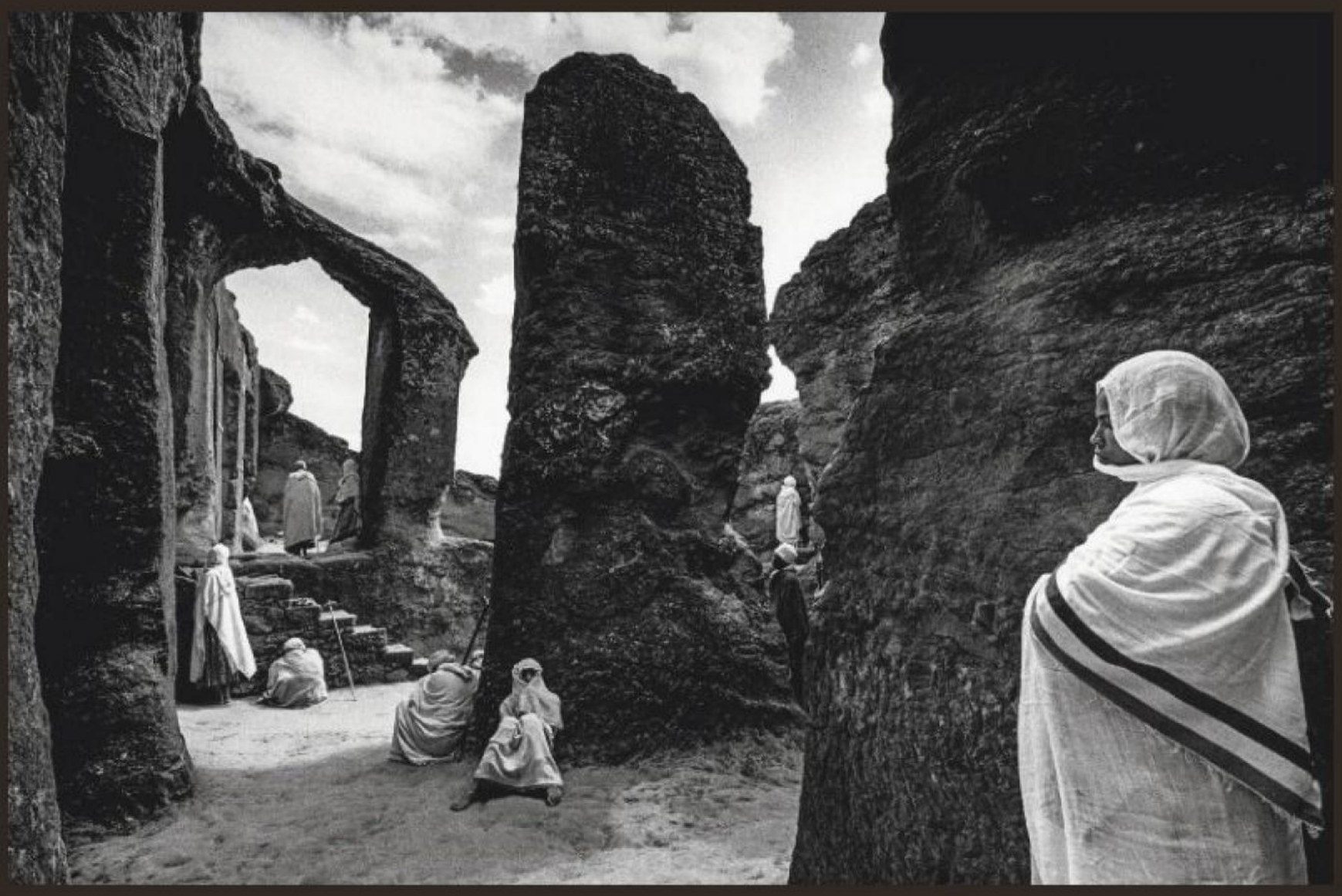
IC
XPC

EINE INSEL DES GLAUBENS

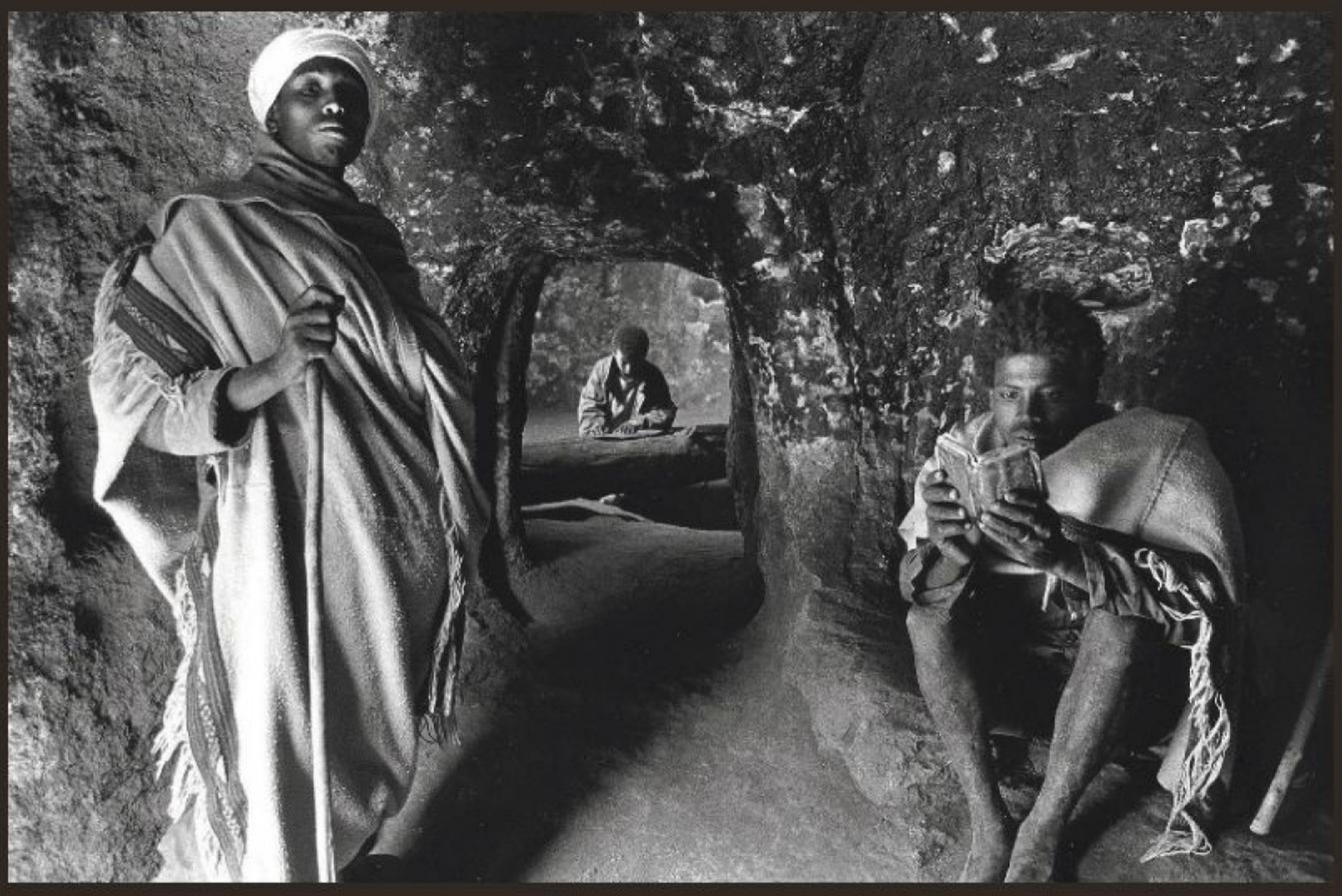
In der Abgeschiedenheit Äthiopiens zelebrieren Christen seit mehr als 16 Jahrhunderten ihre traditionellen Feste, wie hier zu Ehren der heiligen Maria



Elf Kirchen haben Steinmetze um 1200 aus dem Fels des äthiopischen Hochlands herausgeschlagen – als Glaubensfestungen gegen den Islam



Gläubige vor einer der elf Felskirchen von Lalibela. Der Legende nach hat ein König hier im Hochland Äthiopiens ein neues Jerusalem errichten wollen



Angehende Priester lesen die Heilige Schrift in den unterirdischen Gängen einer der Felskirchen. Jedes Jahr im Januar feiern Gläubige aus dem ganzen Land hier die Taufe Christi

MITTLER ZWISCHEN GOTT UND DEN MENSCHEN

Schützend hat ein georgischer Priester Gewand und Hand auf das Haupt einer Frau gelegt, die Augen hält er in Andacht geschlossen. Seit dem 2. Jahrhundert stehen Geistliche gemeinsam mit dem ranghöheren Bischof der Gemeinde vor, verkünden das Wort Gottes und sorgen für das Seelenheil der Gläubigen

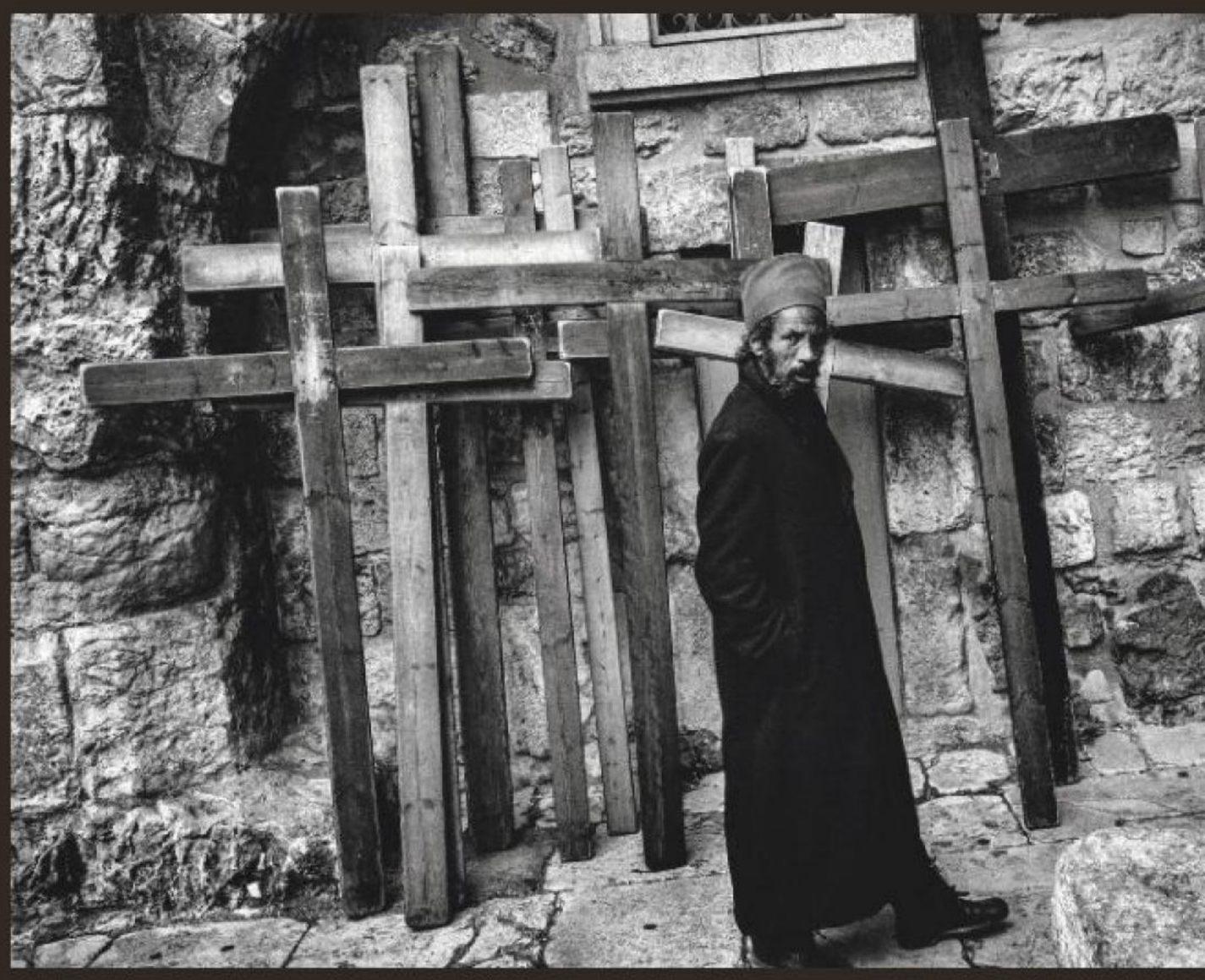
IM SCHMERZ MIT DEM HERRN

Ein Gläubiger auf den Philippinen lässt sich kreuzigen, um die Passion Christi am eigenen Leib nachzuvollziehen. Das Leid ist ein zentrales Thema des Christentums. So können etwa Katholiken, die für ihren Glauben Gewalt, Schmerz und Tod auf sich nehmen, zu Märtyrern erhoben werden

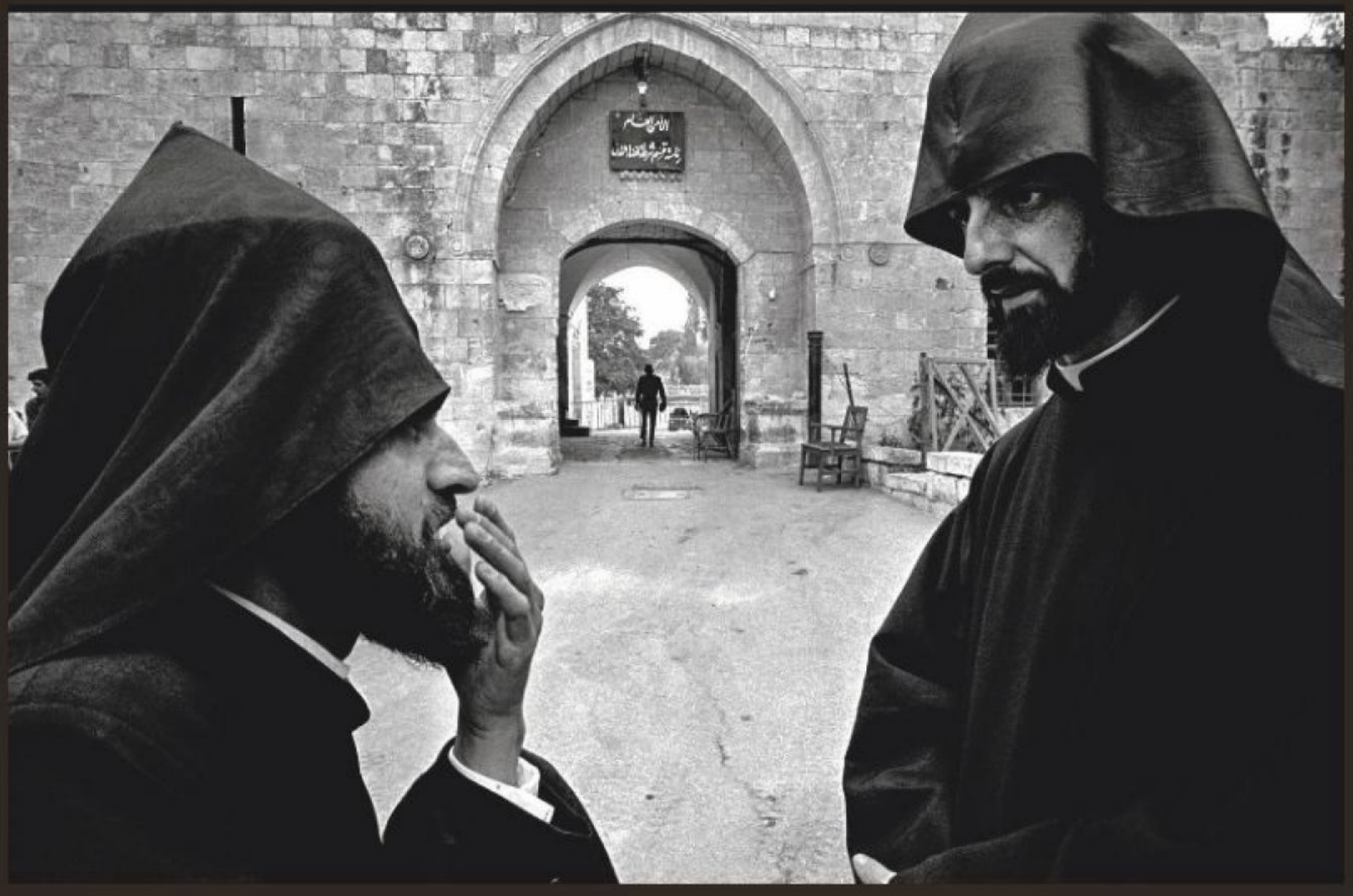
INRI

DIE HEILIGE STADT

An der Grabeskirche von Jerusalem – errichtet dort, wo Jesus am Kreuz gestorben sein soll – feiern äthiopische Christen Ostern, das Fest der Auferstehung



Im Hof der Grabeskirche. Das Gotteshaus wird von sechs christlichen Konfessionen betreut, darunter die äthiopisch-orthodoxe, der dieser Priester angehört



Armenische Geistliche an der frühneuzeitlichen Stadtmauer Jerusalems. Ihre Kirche in Jerusalem ist uralt: Seit dem 4. Jahrhundert lassen sich Pilger aus dem Kaukasus im Heiligen Land nieder

Nirgendwo gibt es so viele heilige Orte des Christentums wie in Jerusalem, wo Jesus wirkte und starb. Auch das Grab Marias vermuten die Gläubigen dort (Gottesdienst in ihrer Grabkirche)

BIS IN ALLE WELT

Auf allen Kontinenten beten die Menschen vor dem Kreuz – hier sind es Katholiken in der chinesischen Provinz Yunnan, die am Grab eines Verwandten des Verstorbenen gedenken. Das Reich der Mitte ist eine jener Regionen, in denen die Zahl der Christen besonders schnell zunimmt: 67 Millionen Menschen gehören dort mittlerweile einer der christlichen Kirchen an ⬢

Jesus von Nazareth – *ca. 4 v. bis 30 n. Chr.*

Der italienische Barockkünstler Caravaggio, von dem alle Abbildungen in diesem Beitrag stammen, malt zahlreiche Szenen aus Jesu Leben und Tod. In diesem Gemälde zeigt er die Skepsis eines Jüngers, der die Wunden des angeblich Auferstandenen untersucht (»Der ungläubige Thomas«, um 1603)

ÜBER DEN TOD HINAUS

Jesus von Nazareth ist nur einer von vielen radikalen jüdischen Predigern, die um die Zeitenwende durchs Heilige Land ziehen und das Ende der Welt verkünden. Als er nach einem Eklat hingerichtet wird, scheint sein Wirken jäh vorüber. Doch mit der Nachricht seiner Auferstehung werden aus seinen Anhängern Gläubige, wird aus dem Handwerkersohn ein Religionsstifter – und aus einer Sekte eine Weltreligion

Text: CAY RADEMACHER; Bilder: CARAVAGGIO

W

Wird Jesus der erste Nagel, mit dem die Legionäre ihn ans Kreuz heften, durch einen seiner Arme getrieben? Oder rammen sie ihm das spitze, fingergroße Eisen zuerst durch die aufeinanderliegenden Füße? Hat er, wenigstens, das bittere Glück, dass ihm jeder Nagel mit bloß einem Schlag durch Sehnen und Knochen getrieben wird? Oder verbiegen sich die Eisen am harten Kreuzholz und müssen mit vielen Schlägen hineingerammt werden, immer und immer wieder?

Niemand hat diese grausigen Details überliefert, obwohl Jesus vor Zeugen stirbt, womöglich sind es Hunderte. Darunter die Legionäre sowie einige Anhängerinnen nahe am Kreuz – Frauen, die ihm seit Monaten folgen und ihn wohl mehr lieben als sonst jemanden auf der Welt. Und wahrscheinlich Schaulustige auf der Stadtmauer Jerusalems, die extra bis zu den Zinnen hochgestiegen sind, um das Todesspektakel zu verfolgen, denn von dort oben hat man einen guten Blick auf Golgatha, die „Schädelstätte".

„Es war die dritte Stunde, als sie ihn kreuzigten", berichtet der Evangelist Markus: neun Uhr morgens am Freitag, dem 7. April des Jahres, das später zu Ehren Jesu als das 30. Jahr seit seiner Geburt gezählt werden wird.*

Jerusalem gehört zum Imperium Romanum, und bei den Römern ist die Kreuzigung die schändlichste Art zu sterben, der Tod der Ehrlosen und Sklaven. Ein langsamer Tod.

Denn so schauderhaft es klingt: Die Nägel sind nicht die größte Qual. Die ist das langsame Ersticken. Mit ausgestreckten Armen hängt das Opfer am Querbalken des Gerüsts, mit den zerschundenen Füßen kann es sich nicht richtig abstützen. Also sackt der gemarterte Körper tiefer, so tief, dass die Spannung im Leib zu groß wird, um noch einatmen zu können. Nun quält sich der Sterbende irgendwie wieder hoch, um Luft zu schnappen, dann sackt er zurück, dann quält er sich hoch …

Manche halten tagelang durch, ehe der Tod sie erlöst. Bei Jesus sind es sechs Stunden.

Sechs Stunden unter der Sonne Judäas. Sechs Stunden unter dem Hohn der Dabeistehenden. „Hilf dir doch selbst, und steig herab vom Kreuz!", spotten sie, auch das überliefert Markus.

Und doch beginnt mit dieser würdelosen Kreuzigung die Geschichte des Christentums: nicht mit den Predigten des Jesus von Nazareth, nicht mit seinen Wundertaten, sondern mit seinem öffentlichen Tod und dem Rätsel seiner Auferstehung. Erst dieses Finale – die schlimmstmögliche Art, den Tod zu erleiden, um dann über ihn zu triumphieren – macht aus seinen Anhängern Gläubige, macht aus Jesus den Christus, den „Erlöser", macht aus einer kleinen Sekte die größte Weltreligion der Geschichte.

Doch ebenjene Kreuzigung ist für die meisten Menschen, die ihr beiwohnen, zunächst bloß ein erbärmlicher Akt. Das schändliche Ende eines unbedeutenden Mannes in einer unbedeutenden Region des größten Reiches seit Menschengedenken.

Und kaum ein Augenzeuge wird auch nur wissen, wer dieser sterbende Jesus von Nazareth eigentlich ist.

Jesus wird als Jude geboren – also als einer jener etwa 400 000 Gläubigen im Heiligen Land, deren Vorfahren einen Bund mit Gott eingegangen sind, der seither immer wieder erneuert worden ist und der sich durch gemeinsame Rituale wie die Heiligung des Sabbat, die Beschneidung oder Speisevorschriften zeigt.

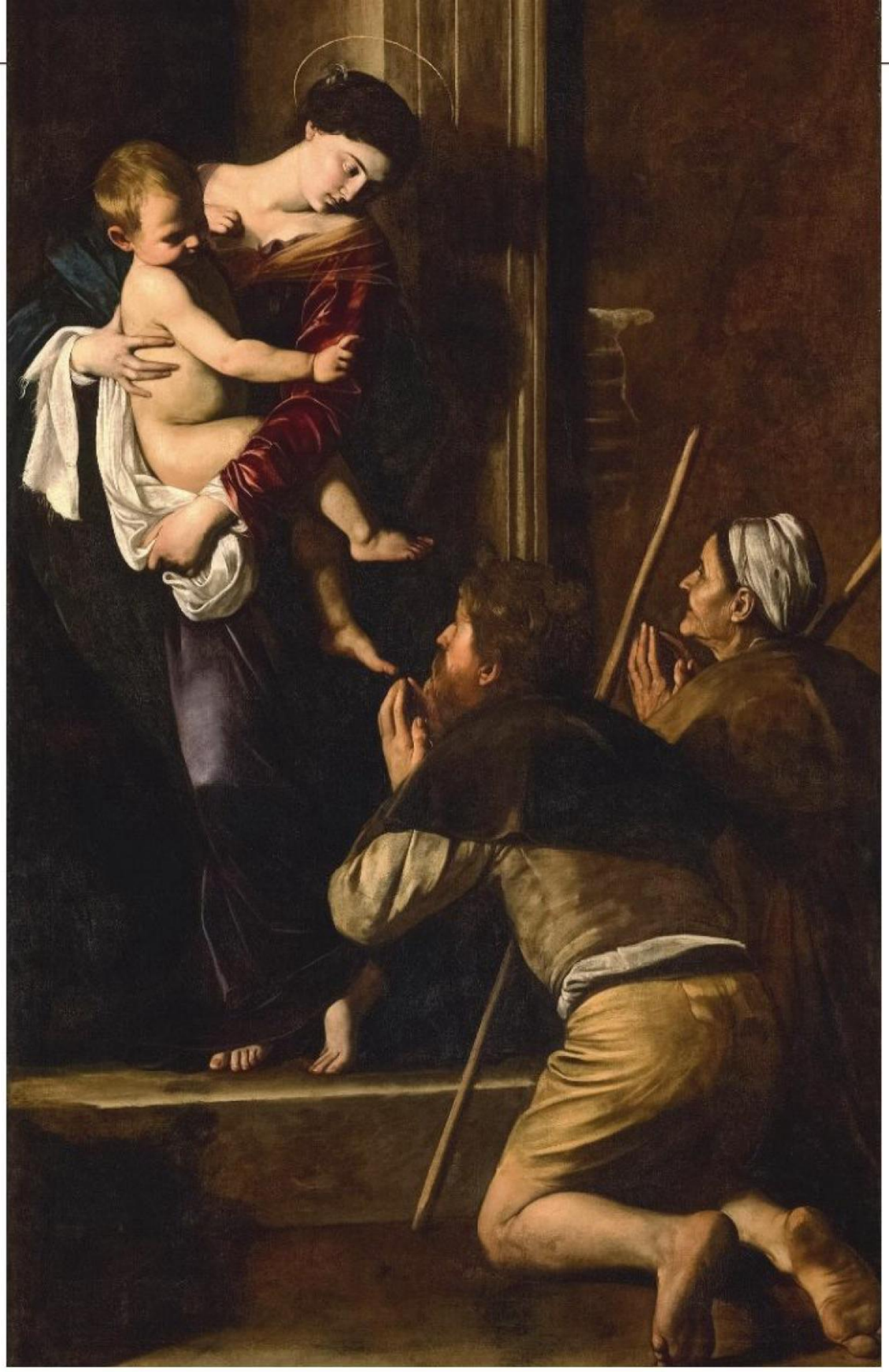
Das jüdische Volk lebt unweit des Flusses Jordan und des Toten Meeres: in Judäa, der Gegend um Jerusalem, und in Galiläa, einem wohl 40 Kilometer durchmessenden Gebiet westlich des Sees Genezareth. Es ist ein Land, das seit Jahrhunderten immer wieder Beute von Invasoren geworden ist – der Ägypter, Babylonier, Griechen, zuletzt der Römer.

König Herodes hat es brutal dominiert, ein Herrscher von Roms Gnaden. Als er im Jahr 4 v. Chr. stirbt, erschüttern Wirren die Region, bis sie schließlich politisch zerteilt wird: Galiläa und die Nachbarregion Paräa darf Herodes Antipas behalten, ein Sohn des Toten.

Judäa aber wird nun von einem römischen Präfekten direkt regiert. Zur Ruhe kommt das Land dadurch jedoch nicht, im Gegenteil.

Was haben die Juden bloß getan, dass Gott ihnen so zürnt? Dass er sie in ihrem eigenen Land demütigt? Herodes Antipas ist ja der Erbe eines verhassten

* Gemäß dem hier als am verlässlichsten geltenden Evangelium wurde Jesus am Tag vor Sabbat während der Vorbereitungen zum Passafest gekreuzigt. Passa beginnt stets am 15. Nisan des jüdischen Kalenders. In der Zeit Jesu fällt der Termin zweimal auf einen Sabbat, in den Jahren 30 und 33. Beide Daten sind also möglich.



Jesus als Kind mit seiner Mutter, angebetet von Pilgern. Wenig ist über seine ersten Jahrzehnte bekannt – nur, dass er irgendwann seine Familie verlässt, um Gottes Wort zu verbreiten (»Madonna der Pilger«, um 1605)

Tyrannen. Und die Römer gar sind Heiden, die Götzen verehren.

Religiöses Oberhaupt der Juden ist der Hohepriester am Tempel zu Jerusalem. Aber selbst der scheint vor Gott verloren zu sein: Die Hohepriester und die Sadduzäer – also jene Familien, aus denen zumeist der Hohepriester, aber auch der lokale Adel stammen – kollaborieren schon seit Generationen mit den fremden Herrschern. Sie haben sich längst komfortabel damit eingerichtet, kleiden sich wie Römer, sind im Alltag kaum noch von ihnen zu unterscheiden, sind vielen Juden im Glauben und auch sonst fremd geworden.

Wie sollen die Juden erlöst werden? Von wem? Wann?

In diesen wirren Jahrzehnten um die Zeitenwende ziehen viele selbst ernannte Propheten, Magier, Wundertäter im Land umher, von den meisten kennt man heute weder Namen noch Lehren.

Etwas mehr ist von den Pharisäern überliefert, einer strenggläubigen Gruppe jüdischer Schriftgelehrter, die aus dem Studium der Bücher Mose und der Propheten Regeln für ihr Leben ableiten. Sie sind toratreu und fromm – und eher religiös als politisch einflussreich.

Vielen dieser Wanderprediger und Pharisäer jedoch ist eines gemeinsam: Sie wähnen sich am Ende der Zeit, da ihr Land von immer neuen, immer mächtiger werdenden heidnischen Fremden beherrscht und bedroht wird. Bald schon wird die Apokalypse heraufdämmern, der finale Kampf gegen die Bösen, an dessen Ende unweigerlich die Befreiung kommt.

Und die Gerechten werden dann von einem Erlöser angeführt: einem Mann aus Bethlehem, denn so hat es ein alttestamentlicher Prophet verheißen.

In diese Welt der Wirrnis und Erwartung wird Jesus geboren, und es ist ebenjene politisch-religiöse Unruhe, die das wenige, was man über seine Herkunft und Familie weiß, vernebelt und verfälscht. Denn die Geschichte seiner Geburt im Stall zu Bethlehem – jene rührende Anekdote, die der Evangelist Lukas überliefert – ist aller Wahrscheinlichkeit nach bloß ein Märchen.

Sie ist vermutlich Propaganda einer späteren Zeit, als Jesus schon berühmt ist und seine Gläubigen ihm eine Geburt in Bethlehem andichten, damit seine Vita zur der alten Prophezeiung passt.

Tatsächlich kommt er in einem Weiler zur Welt, wie er unbedeutender kaum sein könnte: in Nazareth.

Wahrscheinlich in der Endzeit des Tyrannen Herodes – also um das Jahr 4 v. Chr. – wird er dem Josef und der Maria geboren. Der Vater ist ein *tekton*, so steht es in der Heiligen Schrift, und gemeint ist damit nicht allein, er sei Zimmermann, wie es spätere Übersetzungen

nahelegen, sondern eher eine Art Baumeister. Jesus (eigentlich auf Aramäisch, der Sprache der Region, *Jeschua Bar Josef*, „Gott hilft, Sohn des Josef") ist der älteste Sohn. Ihm werden vier Brüder folgen: Jakobus, Joses, Judas und Simon.

Außerdem hat er mindestens zwei Schwestern, die Evangelisten schreiben über sie im Plural, doch hält es keiner für nötig, ihre Namen zu notieren.

Vater, Mutter, mindestens sieben Kinder: Die Familie wird nicht unbedeutend gewesen sein in Nazareth, denn der Ort hat wohl kaum mehr als 400 Einwohner. Die Menschen leben in steinernen, mit Stroh, Lehm, Dung isolierten Häusern. Sie bauen Wein und Getreide an, in den Hainen gedeihen Oliven. Möglich, wenn auch unbeweisbar, dass der Tekton Josef der einzige Handwerker in einer winzigen Welt der Bauern ist.

Möglich auch, dass Jesus, der Älteste, das Metier des Vaters erlernt, aber de facto weiß man über seine Kindheit und Jugend nichts. Wie sieht er aus? Groß, klein? Ist er auffällig, gar charismatisch? Kein Wort darüber in der Bibel. Wer hat ihn ausgebildet? Kein Wort.

Wahrscheinlich, das werden seine eigenen Verkündigungen später nahelegen, kennt er die Tora und andere Schriften des Judentums. Jesus spricht Aramäisch, und so wird er die im verwandten Hebräisch verfassten Überlieferungen wohl lesen können – vielleicht hört er von ihnen aber auch in der Synagoge. Ob er schreiben kann? Kein Wort darüber.

Wer war sein Lehrer? Ein reizvoller Gedanke, doch pure Spekulation, dass Jesus, der später wider die Pharisäer sprechen wird, von eben einem jener Pharisäer unterrichtet wird, denn diese jüdischen Weisen sehen ihre Berufung darin, unters Volk zu gehen, um Religiosität zu lehren.

Und schließlich: Weshalb zieht Jesus in die Welt? Was macht den Zimmermannssohn zum Wanderprediger? Warum verlässt jemand sein Dorf, seine Familie, seinen Beruf, um den Menschen das Wort Gottes zu verkünden?

Selbst heute würde ein Handwerker, der sich zum Prediger erklärt, seine Mitmenschen ein wenig erstaunen. Damals, in Judäa, muss es skandalös gewesen sein.

Mit etwa 33 Jahren beginnt Jesus öffentlich zu predigen. Er kritisiert die jüdische Obrigkeit und die strengen Regeln der Tradition, spricht über Erlösung in Zeiten der Krise und verkündet ein neues spirituelles Reich. Denn die religiöse Unruhe in der Region ist groß (»Abendmahl in Emmaus«, 1601)

Jesus von Nazareth

Das Neue Testament berichtet, Jesus habe sich zwölf Gefährten ausgewählt, so wie hier den Zöllner Matthäus. Die Jünger lassen alles zurück und folgen dem Heiland – davon überzeugt, dass er sie in Gottes Reich leiten wird (»Berufung des heiligen Matthäus«, um 1600)

Zumal manche Indizien nahelegen, dass der Vater da schon tot ist (so wird Jesus gemäß der Evangelien von Mitbürgern später „Sohn der Maria“ genannt, nicht „Sohn des Josef“).

Ist der Vater aber verstorben, so ernährt der älteste Sohn die Mutter und die jüngeren Geschwister. Das ist mehr als althergebrachter Brauch – das ist eines der Zehn Gebote, die Moses einst vom Allmächtigen auf dem Berg Sinai empfangen haben soll („Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst und es dir gut geht in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt“).

Jesus verstößt offen gegen Tradition und Religion (und er wird auch künftig manche älteren religiösen Regeln zurückweisen, etwa das Ruhegebot am Sabbat), und er tut es aus Gründen, die man niemals mehr erfahren wird.

Klar ist nur, wohin er sich wendet, als er Nazareth den Rücken kehrt.

Zu Johannes dem Täufer.

Lukas erzählt, dieser Johannes tritt „im 15. Jahr des Kaisertums Kaisers Tiberius“ auf, also wohl zwischen Herbst des Jahres 28 und Herbst 29. Er ist einer jener Prediger im unruhigen Judentum: asketisch, charismatisch, radikal. Er redet vom drohenden Weltengericht – und verspricht denjenigen, die sich von ihm im Jordan taufen lassen, das ewige Leben.

Anhänger sammeln sich um diesen Mann, der nicht bloß spricht und tauft, sondern auch die moralischen Verfehlungen des Herrschers Herodes Antipas geißelt. Einer jener Pilger, die zu Johannes stoßen, ist Jesus. Spätestens jetzt ist er Teil jener Endzeitgläubigen, die sich innerhalb des Judentums mehren: kompromisslos, fromm und mit Verachtung für die Obrigkeit. Ein gefährlicher Radikaler.

Jesus lässt sich von Johannes im Jordan taufen. Doch offenbar reicht ihm dieses zwischen Fluss und Wüste isolierte Leben nicht. Er will zurück in die Welt der Bauern und Hirten – zurück, um nun selbst seine Lehre zu verkünden.

Und so spricht Jesus wohl irgendwann im Frühjahr 29 irgendwo in Galiläa zum ersten Mal zu den Menschen.

Etwa ein Jahr lang predigt er jene Glaubenssätze, die später zum Fundament der größten Weltreligion werden, und er tritt wohl nur in ein paar Dörfern und kleinen Städten auf.

Destilliert man aus den Angaben der Evangelisten die wenigen Ortsbezeichnungen, dann reist er in einer Region am See Genezareth umher, die von Kapernaum, Bethsaida und Chorazim markiert wird. Ein Dreieck, das sich in gut fünf Stunden abschreiten lässt.

Dieses kleine Gebiet am Saum des Imperium Romanum ist die Bühne für die Bergpredigt, für die Erweckung des Lazarus von den Toten, für die Gleichnisse, die Jesus verkündet. Wenig überraschend, dass niemand in Rom, niemand irgendwo im Weltreich Notiz von diesem Jesus aus Nazareth nimmt. Nicht einmal in Jerusalem selbst, so scheint es, kümmern sich Präfekt oder Hohepriester zunächst um diesen einen Prediger unter den vielen Predigern.

JESUS FORDERT LIEBE – UND VERACHTET DIE MÄCHTIGEN

Aber wie kommt Jesus zu seinen Anhängern? Wie schart er Jünger um sich? Er befiehlt, so steht es im Neuen Testament, einfach den von ihm Erwählten: „Folgt mir nach!“ Und die verlassen tatsächlich Familie, Haus und Hof und schließen sich ihm an.

Man mag es kaum glauben. Die meisten Jünger bleiben selbst den Evangelisten gesichts- und nahezu tatenlose Wesen, kaum etwas überliefern sie, außer ihren Namen: Simon der Zelot, Philippus, Judas Iskariot …

Viel mehr weiß man dagegen über den Wichtigsten im heiligen Dutzend: Petrus, den Fischer aus Kapernaum.

Er und sein Bruder Andreas, so zumindest hält es der Evangelist Johannes fest, sind zuvor Anhänger von Johannes dem Täufer gewesen. Möglich also, dass Jesus, als er den Täufer am Jordan verlässt, bereits nicht mehr allein ist, dass er unter dessen Mitstreitern schon die ersten eigenen Gefolgsleute gewonnen hat.

Neben den zwölf Männern folgen dem Prediger rasch auch Frauen – ein Skandal. Frauen sind im Judentum jener Zeit Gläubige und Untertanen minderen Ranges. Sie dürfen nicht aus der Tora vorlesen, im Jerusalemer Tempel ist ihnen nur ein Hof reserviert. Bei Gericht sind sie nicht einmal als Zeugen zugelassen. Jesus jedoch holt sie zu sich.

Zu seinen engsten Anhängerinnen zählt vermutlich Maria Magdalena. Die Frau aus Magdala, einem Ort zwischen Nazareth und Kapernaum, wird durch Jesus von „sieben Dämonen“ befreit. Eine Art Exorzismus? Eine wundertätige Heilung von einer schweren Krankheit?

Überhaupt die Wunder: Jesus ist ein Exorzist, der Dämonen vertreibt. Er heilt durch Handauflegen. Er zaubert Brot herbei, wenn der Hunger groß ist. Er bannt einen Sturm und wandelt über das Wasser des Sees Genezareth. Er holt den toten Lazarus ins Reich der Lebenden zurück. Er vollbringt diese Taten vor Zeugen – und es sind diese Wunder, die die Menschen staunen lassen.

Allerdings ist es eine ganz andere Form von Erstaunen als die, die wir heute beim Lesen der Berichte haben.

Ein moderner Geist fragt sich: Was ist da *wirklich* geschehen? Sind Exorzismus und Heilungen durch Handauflegen vielleicht eher psychosomatisch zu erklärende Genesungen? Wird dort jemand einfach deshalb geheilt, weil er an die Gesundung glaubt? Und die

In Jerusalem attackiert Jesus Händler im Tempel und wird danach verhaftet. Durch einen Kuss identifiziert ausgerechnet einer seiner Jünger, Judas Iskariot, den Prediger gegenüber den Häschern der Obrigkeit (»Die Gefangennahme Christi«, 1602)

Brotvermehrung, die Sturmbannung, das Wandeln über das Wasser – sind das wirklich mehr als fromme Märchen? Heute kann man, mit den wenigen Quellen, die zur Verfügung stehen, diese Fragen kaum beantworten.

Für die antiken Zeitgenossen hingegen sind die Wunder authentisch, selbst für viele Gegner Jesu. Denn Wunder sind, so paradox es klingt, durchaus normal: Der jüdische Chronist Josephus berichtet etwa vom Exorzismus durch einen Glaubensbruder. Auch vom heidnischen Heiler Apollonius von Tyana wird ein Toter auferweckt, ganz ähnlich wie Lazarus durch Jesus.

In der Welt jener Zeit sind solche Wunder zwar seltene, doch verbreitete Taten. So rätselhaft uns das heute erscheinen mag – für die Menschen von damals sind Wunder ein Beweis dafür, dass jemand Gott (oder bei den Heiden: *einem* Gott) besonders nahesteht.

Und so sind es vielleicht gerade die Wunder, die Menschen dazu bringen, alles aufzugeben und Jesus zu folgen. Sie sind der allgemein akzeptierte Beweis, dass er außergewöhnlich sein muss.

Die genesende Maria Magdalena etwa wird fortan nicht mehr von seiner Seite weichen – sie wird, in der Stunde seiner Kreuzigung, standhafter bei ihm bleiben als alle zwölf Jünger.

Jesus zwingt zudem allen Anhängern die eigene Unstetigkeit auf: Fort aus dem Heimatdorf, verlasst die Familien!

Noch ein Skandal. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert!“ Er selbst bezeichnet sich als „Verschnittener“, der ehelos bleibt, um allein Gott zu dienen. Keine Haltung könnte gegenüber der dörflichen, patriarchalischen Einstellung feindlicher sein als diese.

Wenn Jesus jetzt noch ein Heim hat, dann ist es das Haus seines Jüngers Petrus in der 1000-Seelen-Gemeinde Kapernaum am See Genezareth.

Der frühere Fischer – ein verheirateter Mann, der um Jesu willen seine Familie verlassen hat, auch das eine öffentliche Schande – hat vor seiner Berufung in einem recht komfortablen Anwesen gelebt, gebildet von mehreren

blockförmigen Gebäuden, die einen Hof umschließen. Hier vollbringt Jesus eines seiner Wunder (die Heilung der Schwiegermutter Petri), hierhin zieht er sich häufig mit seinen Anhängern zurück.

Berät er sich mit ihnen? In den Evangelien tritt er als souveräner Meister auf: Fragt ein Jünger, antwortet er ihm, etwa mit einem Gleichnis. Ist Jesus von Beginn an klar, was er predigt? Hat er, gewissermaßen, ein Programm? Oder entwickelt er seine Lehre von Predigt zu Predigt weiter, von Anlass zu Anlass?

Systematisch ist die Überlieferung der Bibel jedenfalls nicht, sie ist eher eine Sammlung seiner Äußerungen, mal zur Religion, mal zur Politik, mal zur Familie, manchmal in Varianten wiederholt und verschärft (das Gebot der absoluten Gewaltfreiheit etwa), oft jedoch radikal.

Letztlich ist Jesus ein Jude, der in einem entscheidenden Punkt von seinen Glaubensgenossen abweicht: Während die erwarten, dass das Reich Gottes *irgendwann* heraufkommen wird, verkündet er, dass dieses Reich Gottes mit ihm *bereits angebrochen* sei. Keine Zukunft mehr, sondern Gegenwart!

Daraus folgt alles andere. Eine Ethik etwa, die Liebe und Gewaltlosigkeit viel extremer einfordert als die alttestamentliche Überlieferung.

Und eine Umdeutung ehrwürdiger religiöser Gebote, denn die sind im angebrochenen Reich Gottes in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr wichtig.

Eigentlich predigt Jesus vom ersten Tag seines Auftretens an den Umsturz. Für Priester, Adelige, Großgrundbesitzer hegt er vor allem Verachtung: „Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme!“

Die Rituale im Alltag, auf die die strengen Pharisäer so pochen, ja die seit Jahrhunderten einen Teil des jüdischen Wesens ausmachen: Fort mit ihnen! Sabbatheiligung: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“ Ehebruch: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“

Jesus spricht drängend, bezwingend, wohl auch atemlos. Denn wie Johannes der Täufer, wie so viele Wanderprediger dieser wirren Epoche glaubt er sich an der Schwelle der Endzeit: Die Apokalypse steht bevor. Doch während die übrigen Prediger verkünden, dass das Reich Gottes *nahe* sei, versichert Jesus, dass dieses Reich Gottes bereits *da* sei.

Mit ihm, dem *Messias*, dem „Gesalbten“, der, wie es die jüdische Tradition schon lange erhofft, das Volk Israel zum Heil führen werde, sei das Reich Gottes gekommen, habe das finale Ringen begonnen. Wer ihm folge, werde erlöst. Wer abseits stehe, sei verdammt.

Seine Anhänger und Zuhörer sind Juden. Jesus selbst ist Jude. Indem er sich zum Messias erklärt, erklärt er sich auch zum Anführer, zur höchsten Autorität der Juden.

IN JERUSALEM MACHT ER SICH GLEICH ZWEI MÄCHTIGE FEINDE

Etwa ein Jahr lang zieht Jesus durch diesen entlegenen Winkel Galiläas, gefolgt von zwölf ergebenen Jüngern und einigen Frauen. Nach dem Jahr wird jedermann in der Region von der Botschaft dieses Wanderpredigers gehört haben, so groß ist das Gebiet ja nicht, so zahlreich sind die Menschen nicht, die hier leben – zumal Jesus und die Seinen aus ihrer Mitte stammen.

Wo auch immer er hinzieht, stets wird er wohl an einen Ort kommen, wo die Leute ihn oder einen seiner Jünger noch von früher her kennen.

Und vermutlich werden die mitreißend optimistischen Sätze der Bergpredigt („Freuen dürfen sich alle! Ihr seid das Licht der Welt!“) manche Seele in ihren Grundfesten erschüttern. Versetzen die Wunderheilungen einige Zeugen in Staunen. Bringen die Gleichnisse selbst Pharisäer zum Nachdenken.

Doch der Sabbat wird geheiligt wie eh und je, die Gläubigen strömen zum Tempel, den die gleichen korrupten Priester wie eh und je verwalten, und die Römer herrschen wie eh und je über das Heilige Land. Mag sein, dass das Reich Gottes angebrochen ist – aber nur wenige Menschen interessieren sich dafür.

Im Frühjahr wohl des Jahres 30 beschließt Jesus jedenfalls, seine Botschaft einem größeren Publikum zu verkünden: in Jerusalem. Dort wird schon bald das Passafest zelebriert, eine der wichtigsten Feiern im Judentum. Jerusalem, die berühmteste und größte Stadt der Region, wird Tausende Pilger aufnehmen, manche kommen aus Ägypten und gar Rom.

Vielleicht ist das einfach der nächste, logische Schritt: Jesus hat sich in seinem ersten Jahr als Prediger in der Heimat erprobt, hier hat er gesprochen und erste Anhänger gewonnen. Nun geht er, gestärkt, in die Heilige Stadt, um auch die Menschen im Zentrum des Judentums zu überzeugen.

Vielleicht ist das aber auch, ganz im Gegenteil, eine Art Verzweiflungstat: Weil ihm kaum jemand zuhört, wendet sich Jesus dorthin, wo eh schon Tausende auf engstem Raum zu einer religiösen Feier vereinigt sind. Hier wird man ihn nicht länger ignorieren können.

So oder so: Mit dem Schritt nach Jerusalem schafft er sich zwei mächtige Feinde: Joseph Kajaphas, den Hohepriester im Tempel, und Pontius Pilatus, Roms Statthalter im Heiligen Land.

Kajaphas ist vor allem deshalb Hohepriester geworden, weil er die Tochter eines Vorgängers geheiratet hat. Seit zwölf Jahren steht er dem Tempel vor: ein geschmeidiger Kollaborateur, ein

Parteigänger Roms – und der wichtigste Verbündete von Pontius Pilatus.

Der entstammt einer bekannten Familie: Einer seiner Vorfahren zählte zu den Verschwörern, die Gaius Iulius Caesar meuchelten. Er selbst hat bei den Juden den Ruf, grausam, starrsinnig und gierig zu sein. Pilatus amtiert seit dem Jahr 26 als *Praefectus Iudaeae*. Seine Residenz hat er allerdings im Küstenort Caesarea eingerichtet. Das eher isoliert in den Bergen liegende Jerusalem besucht er nur zu besonderen Anlässen.

Wie etwa dem Passafest.

Bethanien, Ende März 30. Jesus steigt in diesem Ort bei Jerusalem in einem Gasthof ab. Vier, fünf Tage lang ist er mit Jüngern und Anhängern vom See Genezareth hierher gewandert. Die Metropole ist überfüllt: Zu den etwa 40 000 Einwohnern gesellen sich 120 000 Pilger – manche kommen bei Verwandten unter, viele in Gasthöfen wie dem in Bethanien. Die Herberge liegt östlich hinter dem Ölberg, von hier ist es vielleicht eine halbe Stunde Fußweg bis zum Tempel.

Jerusalem, 2. April 30. Die Stadt ist umgeben von wuchtigen Mauern, an der einen Seite ein mächtiger Felsen, über den sich der Tempel wölbt, darum eine große Menge flacher Häuser.

Dazwischen Plätze, Gassen – und Menschen überall. Einheimische und Fremde, ausgelassen, erregt, laut.

Pontius Pilatus hat Legionäre an den Stadttoren und auf der Festung Antonia oberhalb des Tempelberges stationiert. Denn Judäa ist immer unruhig, und an diesem Tag besonders: Das Passafest wird zum Gedenken an die Befreiung des Volkes Israel aus ägyptischer Knechtschaft begangen. 160 000 Menschen wogen durch die unübersichtliche Stadt.

Wer mag da ausschließen, dass nicht jemand, befeuert von der Erinnerung an die alte Befreiung, nun auch die römische Knechtschaft abschütteln will?

Wenn es einen idealen Ort und einen idealen Zeitpunkt gibt, um einen Aufstand zu entfesseln, dann jetzt und hier, in Jerusalem zum Passafest.

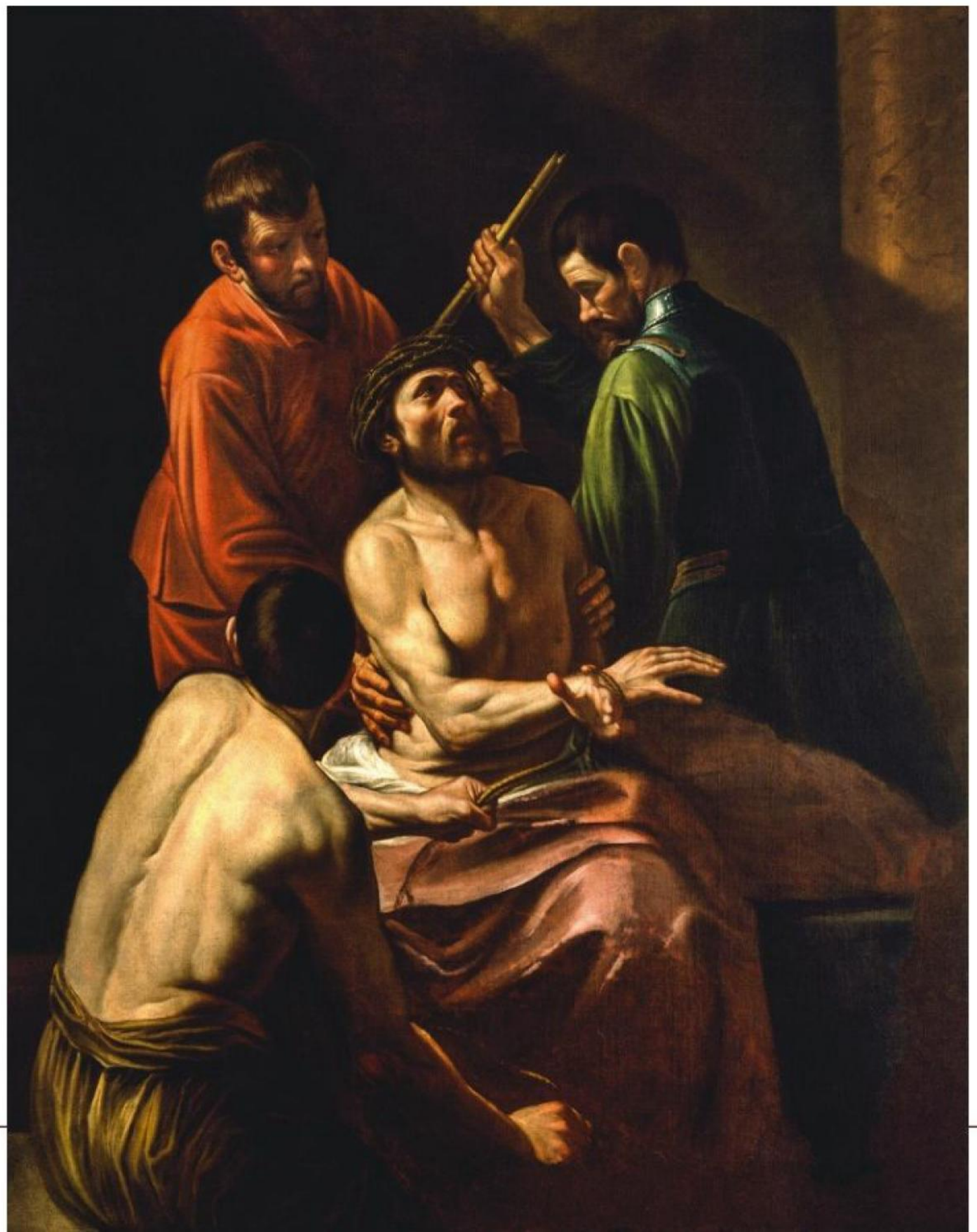
Ob in dieser religiös erregten Menge jener Mann auffällt, der auf einem Esel über den Weg vom Ölberg auf das Stadttor zu zieht, umgeben von einer Menschengruppe? Ein Fremder, der noch nie in Jerusalem gesehen worden ist?

„Hosanna!“, rufen Anhänger, die ihm vorauseilen: „Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn!“ Angeblich, so berichtet der Evangelist Markus, „breiteten viele ihre Kleider“ als Teppich „auf der Straße aus; andere rissen auf den Feldern Zweige von den Büschen ab und streuten sie auf den Weg“.

Nicht ausgeschlossen, dass Soldaten des Pilatus, dass Diener des Kajaphas vielleicht schon die ersten so umjubelten Schritte dieses Jesus aus Galiläa in der Stadt misstrauisch betrachten. Dass sie alarmiert sind. Dass sie ahnen, dass sich da etwas zusammenbraut.

Gut möglich aber auch, dass der Nazarener eine Randfigur bleibt, ein Mann unter Zehntausenden. Dass der Jubel seiner Anhänger vom Evangelisten übertrieben wird. Dass der Mann aus Galiläa in Jerusalem unbeachtet bleibt.

Am nächsten Tag nämlich, so fährt Markus fort, bricht Jesus von seinem



In einem kurzen Prozess verurteilt der römische Statthalter Jesus zum Tode. Angeblich setzen ihm Schergen eine Dornenkrone aufs Haupt – als spöttische Anspielung auf den Vorwurf, er habe mit einem Aufruhr die Macht an sich reißen wollen (»Die Dornenkrönung«, um 1605)

Gasthof auf. Er hat Hunger – offenbar sind die Anhänger zwar bereit, ihre Gewänder vor ihm in den Staub zu werfen, doch keiner hat etwas Brot für ihn. Jesus verflucht in seiner Verzweiflung sogar einen Baum, weil der keine Früchte trägt. (So steht es im Evangelium. Gut möglich aber, dass mit dem Baum das dahinsiechende Judentum gemeint ist, dessen erbärmlichen Zustand er verflucht.)

Das ist, vorsichtig formuliert, nicht mehr der sanfte Jesus der Bergpredigt. Da ist jemand ungeduldig, herrisch, zornig und frustriert vielleicht.

---

5. April 30. Jesus hat an einem der Tage zuvor bereits den Tempel in Jerusalem besucht, nun geht er wieder dorthin.

Das Allerheiligste der Juden ist ein monumentaler Bau aus hellen, behauenen Steinen, errichtet auf einem Plateau, das sich aus dem Häusermeer erhebt – selbst in der Antike, in der sich jede Stadt mit Heiligtümern schmückt, eine berühmte Stätte. Den säulengeschmückten Vorhof dürfen auch Nichtjuden betreten, das Innere selbst aber ist allein den Juden vorbehalten: eine Regel, die sogar Römer respektieren. Bewaffnete Posten sollen Ausschreitungen verhindern.

In diesem Vorhof der Heiden stehen die Stände der Geldwechsler: wahrscheinlich Tische, Buden und Zelte, bloß ein paar Bretter und Stoffbahnen.

Die Kaufleute machen sicherlich Gewinne, doch sind sie auch unverzichtbare Helfer für den Gottesdienst. Denn nur in Jerusalem können Juden vor Gott gültige Opfer vollziehen. Geopfert werden Lämmer und andere reine Tiere – doch wie sollen die Stadtbürger, wie sollen die Tausende Pilger aus der Fremde ihre eigenen Tiere mitbringen? Unmöglich. Im Tempelvorhof ist es ihnen daher erlaubt, gegen Geld reine Tiere zu kaufen, um sie im Innern darzubringen.

Diese Händler nun werden von Jesus attackiert. „Jesus ging in den Tempel und begann, die Händler und Käufer aus dem Tempel hinauszutreiben“, so Markus. „Er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um und ließ nicht zu, dass jemand irgendetwas durch den Tempelbezirk trug.“ Wieder dieser herrische Zorn.

Vor den Mauern Jerusalems wird Jesus ans Kreuz geschlagen, wo er langsam erstickt – eine besonders ehrlose Form der Hinrichtung (»Die Geißelung Christi«, um 1606)

Jesus von Nazareth

Ein Anhänger nimmt wohl den Leichnam vom Kreuz und bestattet ihn. Doch nur wenig später ist das Grab leer. Und Gefolgsleute behaupten, sie hätten den Verstorbenen lebend gesehen (»Die Grablegung Christi«, 1600/04)

Dies haben Christen später so verstanden, dass der Prediger den Tempel vom Mammon gesäubert habe. Doch die Händler sind ja notwendig für den Kult. Die Attacke ist also eher ein Angriff auf den hergebrachten Ritus: Das Ende dieses Tempels ist gekommen, so die Botschaft, und das Reich Gottes ist nah!

MÖGLICHERWEISE GEHT JESUS MIT VOLLER ABSICHT IN DEN TOD

„Als es Abend wurde, verließ Jesus mit seinen Jüngern die Stadt", schließt Markus den Bericht über diesen Vorfall.

Am Abend erst? Da greift ein Unbekannter mit ein paar Gefolgsleuten während der Passavorbereitungen den Tempel an, und Kajaphas, der Herr dieses Gotteshauses und der Tempelwachen, lässt ihn gewähren? Und Pilatus mit seinen Legionären schaut tatenlos zu?

Man mag dem Evangelisten ja vieles glauben, aber auch dieses Detail?

Denn die Attacke ist doch ein in mehrerer Hinsicht todeswürdiges Verbrechen: Jesus stellt damit den hergebrachten Tempelkult und die etablierte religiöse Elite an den Pranger: Fort mit den fragwürdigen Praktiken und dem Hohepriester, bekennt euch zu mir!

Zudem verübt er diese Tat in einer überfüllten, religiös erregten heiligen Stadt. Damit ist das auch eine politische Provokation, wenn nicht offene Rebellion – ein Akt, den der Statthalter kaum hinnehmen kann, schon gar nicht ein so aufbrausender Mann wie Pilatus.

Doch die Evangelien überliefern bloß, dass Jesus abends unbehelligt in den Gasthof nach Bethanien zurückkehrt.

---

6. April 30. Jesus ist wieder in Jerusalem. Er predigt sogar hohen Priestern, die ihm wegen des Auftritts im Tempel Vorwürfe machen; in der Bibel füllen seine Worte mehrere Seiten, es ist eine Art Zusammenfassung seiner Lehre.

Erst danach beschließen die Priester seine Verhaftung, aber heimlich und ja nicht während des Passafests – „damit es im Volk keinen Aufruhr gibt", wie sie sagen, so jedenfalls hält es Markus fest.

Und dann ist es der Jünger Judas Iskariot, der von sich aus zu den Priestern geht, um ihnen Jesus in die Hände zu spielen. Warum dieser Verrat? Wenn Jesus doch, und offenbar stundenlang, mit den Priestern gesprochen, gestritten, diskutiert hat, warum brauchen die dann noch einen Verräter, der ihnen durch den sprichwörtlich werdenden Kuss anzeigt, wen sie verhaften sollen? Selbst wenn sie einen Aufruhr fürchten – sie kennen doch ihren Feind. Sie wissen, wen die Häscher greifen müssen. Sie sind im Bilde.

W

Wahrscheinlicher ist dieses Szenario: Jesus greift die Händler im Vorhof des Tempels an, doch kann er im allgemeinen Aufruhr entkommen. Er hat niemals mit den Priestern diskutiert, das ist eine Erfindung der Evangelisten. Kajaphas will den Provokateur unschädlich machen, der den Tempel geschändet hat, und es ist durchaus glaubhaft, dass er in der geladenen Atmosphäre Jerusalems eine heimliche Verhaftung der öffentlichen vorzieht. Aber wen soll er verhaften lassen? Kein Name, kein Gesicht …

Also lobt er am Tag darauf eine Belohnung aus: 30 Schekel für denjenigen, der ihm den Täter nennt. Und es ist Judas, der am Abend vor dem Passamahl zu Kajaphas kommt, um sich mit seinem Verrat die 30 Silbermünzen zu sichern.

Als Jesus an diesem Abend mit den Jüngern sein letztes Mahl einnimmt, ahnt er wohl, dass sie ihn früher oder später holen werden. Vermutlich ist das sogar sein Plan: Er geht in den Tod, um für jedermann als Sohn Gottes erkennbar zu werden. Er schwört seine Gefolgsleute ein: „Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird."

Bislang sind die Jünger ja Anhänger, die einem Meister folgen. Nun verpflichtet er sie, auch über sein weltliches Ende hinaus eine Gemeinschaft zu bilden. Jesus erteilt an diesem Abend, wenn man so will, seinen Jüngern den Auftrag zur Gründung einer neuen Religionsgemeinschaft.

Danach, so scheint es, ergibt er sich in sein Schicksal. Jesus hätte ja – der Gasthof von Bethanien liegt außerhalb Jerusalems, es ist dunkel – nach Galiläa fliehen können. Wer hätte ihn da schon stellen können? Stattdessen geht er nach dem Abendmahl in den Garten Gethsemane, um allein zu beten, der Tempel ist nur ein paar Hundert Meter entfernt.

Hier wird er von Bewaffneten des Kajaphas gestellt. Judas identifiziert ihn, indem er ihn küsst – und Jesus lässt sich verhaften, widerstandslos.

Und die Jünger? „Einer von denen, die dabeistanden, zog das Schwert, schlug auf den Diener des Hohepriesters ein und hieb ihm ein Ohr ab", berichtet Markus. Ein Schwert bei den Anhängern Jesu? Man mag es nicht glauben, zumal ja dann auch kein Häscher den Täter niederhaut oder festnimmt. Glaubwürdiger, allein schon wegen der Details, ist eher die Panik, ja Feigheit, von der Markus erzählt: „Da verließen ihn alle und flohen. Ein junger Mann aber, der nur mit einem leinenen Tuch bekleidet war, wollte ihm nachgehen. Da packten sie ihn; er aber ließ das Tuch fallen und lief nackt davon."

Es ist Mitternacht.

Freitag, 7. April 30, kurz darauf. Jesus steht noch in der Nacht vor Kajaphas. Für den Hohepriester ist es eine ebenso delikate wie drängende Affäre. Zum

einen kann er selbst keine Todesstrafe verhängen, das darf nur der Statthalter – also muss er Pilatus zum Mitmachen bewegen. Und zum anderen muss er dies rasch erledigen, denn Hinrichtungen nach Beginn des Sabbat gelten den Juden als kultisch unrein. Und an diesem Samstag wird zudem auch noch das Passafest begangen.

Jesus muss rasch sterben, noch vor dem Sonnenuntergang am Freitag.

Kajaphas verhört ihn, fragt ihn, ob er der Messias sei – und der bejaht: „Ich bin es!" Das schreibt der Hohepriester in eine Anklageschrift, die er an Pilatus sendet, zusammen mit dem Gefangenen.

In der Anklageschrift wird allerdings die *religiöse* Behauptung – Jesus ist der Messias – als *politische* Bedrohung dargestellt: Jesus ruft zur Rebellion gegen Rom auf. Darauf steht der Tod.

Vermutlich schleppen die Häscher Jesus nun zum Herodespalast am heutigen Jaffator, denn dort residiert Pilatus während seines Aufenthalts in Jerusalem. Vielleicht dämmert schon der Morgen herauf, denn römische Magistrate sitzen oft früh zu Gericht.

Hat der Statthalter Gewissensqualen? Wäscht er seine Hände in Unschuld, wie später überliefert wird? Pilatus hat in seiner Karriere wohl schon Tausende in den Tod geschickt, warum sollte ihn sein Gewissen ausgerechnet jetzt behelligen? Lässt er gar das Volk entscheiden, den Verurteilten freizulassen?

MIT DER AUFERSTEHUNG BEGINNT DAS CHRISTENTUM

Ganz sicher nicht, denn sein wichtigster lokaler Verbündeter Kajaphas will die Affäre ja gerade diskret beenden.

Pontius Pilatus spricht Jesus vermutlich des Aufruhrs oder des schweren Landfriedensbruchs schuldig.

Und wahrscheinlich ist es ein sehr kurzer Prozess. So kurz wie der letzte Satz, den Jesus wohl von Pilatus vernimmt, die lapidare Formel: „Du wirst das Kreuz besteigen."

Die Legionäre plündern den Verurteilten nun aus, auch wenn es wenig zu plündern gibt: ein Gewand vielleicht, kaum jedoch mehr. Noch vor dem Marsch zur Hinrichtungsstätte peitschen sie ihn mit dem *horribile flagellum* blutig, einem mit Knochenstücken, Bleiklumpen oder Stacheln gespickten Lederriemen.

Der Kreuzweg des Jesus von Nazareth führt ihn wohl vom Palast durch die Oberstadt und das Gennath-Tor hinaus nach Golgatha. Es sind nur wenige Hundert Meter, Jesus kommt dem Tempel nicht einmal mehr nahe. Für einen Spaziergänger mag es eine Viertelstunde Fußweg sein, für den Geschundenen sind es sicherlich lange, qualvolle Minuten.

Der Nazarener ist einer von drei Verurteilten an diesem Tag (noch ein Indiz dafür, dass die Kreuzigung für Pilatus nur Routine ist), er ist nackt und blutüberströmt und trägt den Balken des Kreuzes, an das er geschlagen werden soll.

Ein Soldat hält ein Schild, das allen Schaulustigen das Verbrechen des Unglückseligen verkündet: INRI, eine spöttische Abkürzung des lateinischen Titels: Iesus Nazarenus Rex Iudaeorum, „Jesus von Nazareth, König der Juden".

Ob viele das lesen? Der Weg ist nicht lang, die Stunde noch früh. „Einen Mann, der gerade vom Feld kam, Simon von Kyrene", so Markus, „zwangen sie, sein Kreuz zu tragen." Das klingt nicht gerade, als hätten sich die Legionäre aus einem Haufen von Schaulustigen einen Mann herausgreifen können. Lukas hingegen versichert: „Es folgte eine große Menschenmenge, darunter viele Frauen, die um ihn klagten und weinten."

Das Schild ist eine zusätzliche Demütigung, die wohl den meisten zum Tode Verurteilten erspart wird. Die Tafel wird dann, wie Matthäus bezeugt, „über seinem Kopf" ans Kreuz geheftet.

„Sie kamen zur Schädelhöhe; dort kreuzigten sie ihn und die Verbrecher, den einen rechts von ihm, den anderen links", so überliefert es Lukas.

Die Verhaftung in Gethsemane, die Befragung durch Kajaphas, das Verfahren vor Pilatus, die Geißelung, der Kreuzweg: Alles hat sich binnen neun Stunden zugetragen. Ein wahrhaft kurzer Prozess.

A

Als Jesus schließlich am Kreuz leidet, ist er, immerhin, nicht verlassen: Maria Magdalena und weitere Anhängerinnen harren unter dem Holzbalken aus, geduldet von Legionären, deren Aufgabe jetzt noch darin besteht, darauf zu achten, dass niemand die Verurteilten herunternimmt.

Im Übrigen müssen sie bloß noch den Sterbenden beim Sterben zusehen. Und es ist wohl die Angst vor den Soldaten, überhaupt die Angst, sich zu erkennen zu geben, die jeden der elf verbliebenen Jünger – der zwölfte, Judas Iskariot, ist ja der Verräter – fortgetrieben hat.

Sie zeigen sich jedenfalls nicht, so zumindest behauptet es Markus.

Verfinstert sich tatsächlich, wie die Evangelisten überliefern, die Sonne von der Mittagszeit an drei Stunden lang „im ganzen Land"? Kein Chronist erwähnt eine solche spektakuläre Dunkelheit am Vorabend des Passafestes. Zerreißt der Vorhang „im Tempel von oben bis unten", wie Markus schreibt? Kein nicht christlicher Zeitgenosse weiß davon.

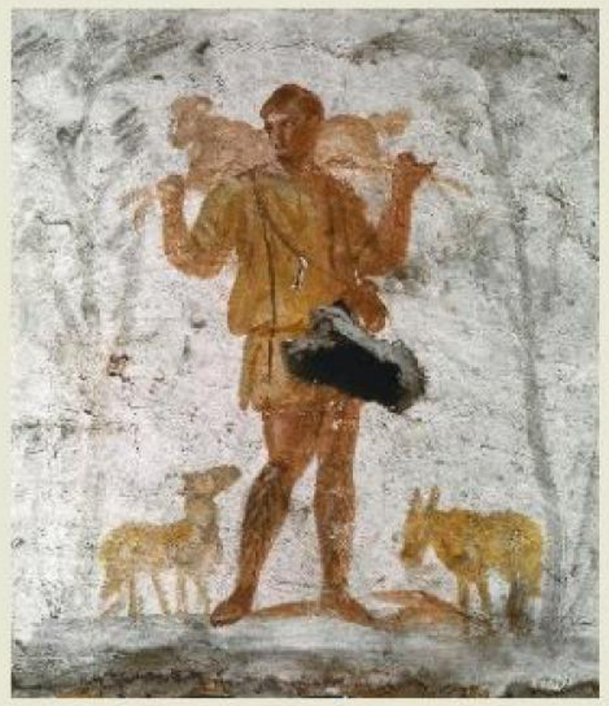
Bekennt der Anführer der Legionäre unter dem Kreuz: „Wahrhaft, dieser Mensch war Gottes Sohn!" – jener Mann, der kurz zuvor den Verurteilten bis auf die Haut ausplündern und dann diese Haut in Fetzen schlagen ließ?

Glaubwürdiger ist eher die Nachricht, dass man dem Sterbenden einen Schwamm mit Essig in den Mund drückt, als weitere Qual, als neue Verhöhnung.

Glaubwürdig ist schließlich die Nachricht von den letzten Worten, die

DAS BILD EINES GEHEIMNISVOLLEN

Aus unzähligen kleineren und größeren Versatzstücken fügen Forscher das Lebensbild Jesu zusammen – denn eigene Schriften des Predigers sind nicht überliefert



Ein Schäfer ziert ein römisches Gewölbe. Der »Gute Hirte«, der seine Lämmer schützt und führt, erinnert an Jesus Christus

Markus, Matthäus, Lukas und Johannes sind, gemessen an der Auflage ihrer Bücher, die erfolgreichsten Autoren der Geschichte – nur weiß leider niemand, wer sie wirklich waren. Und so sind ihre Evangelien (die gemeinsam fast die Hälfte des Neuen Testaments bilden) die zwar wichtigsten Quellen über den Nazarener, doch sind sie durchaus problematisch.

Jesus selbst hat keinen Text hinterlassen. Auch seine Weggefährten haben nur weiter*erzählt*, was ihnen bedeutsam erschien. Erst irgendwann zwischen den Jahren 40 und 50 n. Chr. schreiben unbekannte Christen die derart überlieferten Sprüche und Gleichnisse auf – so haben Philologen und Theologen es rekonstruiert. Diese „Logienquelle" genannte Ursammlung aber ist verschollen.

Um das Jahr 70 n. Chr. nutzt Markus, der Legende nach ein Jude aus Jerusalem, mündlich überlieferte Berichte als Quelle, um die „frohe Botschaft" (griechisch *euangelion*) festzuhalten. Matthäus (angeblich ein Zöllner) und Lukas (vielleicht ein Grieche aus Antiochia) verfassen, wohl unabhängig voneinander, aus dem Markus-Evangelium sowie der Logienquelle und jeweils eigenem Material in den Jahren zwischen 75 und 100 n. Chr. ihre Werke. Diese drei „synoptischen" Evangelien sind also eng verwandt, da sie zu einem erheblichen Teil aus den gleichen Quellen schöpfen.

Das ebenfalls erst um das Jahr 100 verfasste „Evangelium nach Johannes" beruht dagegen wohl auf anderen, derzeit noch unbekannten Traditionen. Es überliefert weniger biografische Details als die anderen Evangelien und bezieht sich angeblich auf einen der zwölf Apostel: Johannes, den Lieblingsjünger Jesu.

Auch Bildwerke dienen dazu, die frühchristliche Geschichte zu rekonstruieren. In Katakomben in Rom, in denen Gläubige zusammenkommen, prangen Fresken mit religiösen Motiven, wie diese Darstellung einer betenden Frau

Heute sind rund 5000 antike Abschriften und Fragmente des Neuen Testaments erhalten; die älteste ist ein um das Jahr 125 n. Chr. verfasster ägyptischer Papyrus mit einem Teil des Johannes-Evangeliums. Alle Evangelien sind in Griechisch verfasst, der schriftlichen Weltsprache jener Zeit, und daher Übersetzungen, denn Jesus sprach nur Aramäisch, eine uralte semitische Sprache.

Neben dem Neuen Testament – das die vier Evangelien enthält sowie unter anderem die Apostelgeschichte des Lukas, die Apostelbriefe und die Apokalypse des Johannes über das Ende der Welt (siehe Seite 49) – sind nur wenige andere frühchristliche Zeugnisse erhalten geblieben. So kennen Wissenschaftler etwa ein „Evangelium nach Thomas" und ein „Petrus-Evangelium" (in dem angeblich Petrus als Ich-Erzähler berichtet).

Dies sind allesamt antike Texte, die zum Teil andere und radikalere *Worte* Jesu enthalten. Doch über das *Leben* Jesu erfährt man dort fast nichts, biografische Angaben sind den Verfassern dieser nahezu vergessenen Evangelien offenbar nie wichtig gewesen.

Kein einziger zeitgenössischer nicht christlicher Chronist berichtet von Jesus, doch immerhin erwähnen ihn drei namhafte Autoren, die nicht lange nach seinem Tod geboren wurden:

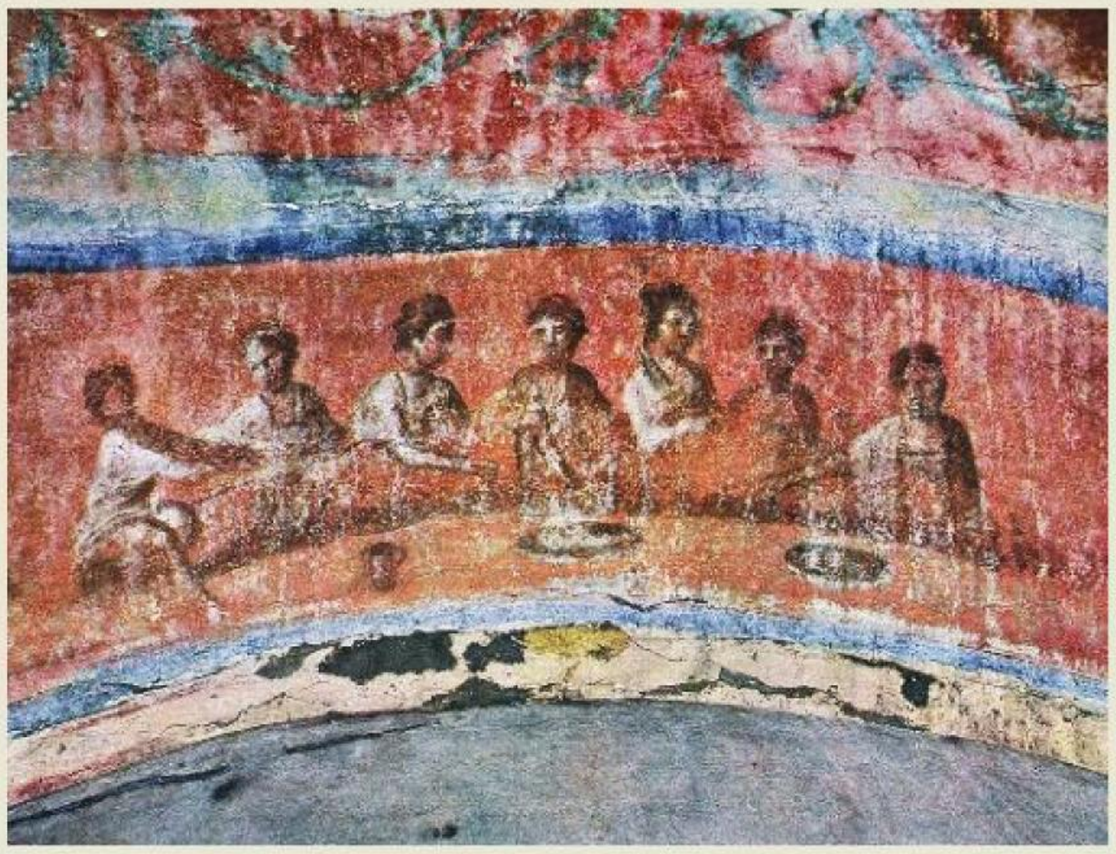
• Der römische Anwalt, Beamte und Kaiserbiograf Gaius Suetonius Tranquillus (etwa 70–130) hält in einer Schrift fest, dass Kaiser Claudius, wohl im Jahr 49, „die Juden, die, von Chrestus aufgehetzt, fortwährend Unruhe stifteten", aus Rom verwiesen hat.

• Publius Cornelius Tacitus, Senator, Beamter und Geschichtsschreiber (etwa 55–116), beschreibt den Brand Roms unter Nero im Jahr 64, für den viele Römer, wie auch der Kaiser, die Christen verantwortlich machen (zu Unrecht). Einen „unheilvollen Aberglauben" nennt Tacitus deren Lehre und erwähnt, dass „Christus unter Tiberius vom Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden war".

• Flavius Josephus, ein um das Jahr 37 geborener Jude aus reicher Jerusalemer Familie, berichtet um 93 in seinem Werk „Jüdische Altertümer", in dem er die Geschichte seines Volkes darstellt, dass im Jahr 62 der Hohepriester den Jakobus steinigen ließ, den „Bruder Jesu, der Christus genannt wird".

An einer anderen Stelle im gleichen Buch lobt Josephus den am Kreuz Gestorbenen als den „Vollbringer ganz unglaublicher Taten und Lehrer aller Menschen. Er wurde der Christus genannt. Und obgleich ihn Pilatus auf Betreiben der Vornehmsten unseres Volkes zum Kreuzestod verurteilte, wurden doch seine früheren Anhänger ihm nicht untreu." Die Passage ist allerdings hoch umstritten: Gut möglich, dass Christen diese Sätze erst später in das Manuskript geschrieben haben.

Die Grabungen von Archäologen (und die daraus folgenden Erkenntnisse) erhellen die Welt, in der sich Jesus sowie seine Anhänger und Feinde bewegten: Wie sahen die Häuser aus, in denen sie wohnten? Auf welchen Straßen gingen sie, was aßen sie, in welchen Booten fuhren Fischer auf den See Genezareth?



Kaum gesicherte Aussagen können die Experten über die konkreten Lebensstationen von Jesus treffen, auch nicht über das letzte Abendmahl, das hier wohl in einer Szene des Brotbrechens nachempfunden wird (um 300 n. Chr.)

Sogar über Kreuzigungen haben Forscher grausige Details geborgen: In Jerusalem ist 1968 ein Grab aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. mit den Gebeinen eines jungen Mannes entdeckt worden, der derart hingerichtet worden war.

Der (krumm gehauene) Eisennagel, mit dem das Fersenbein des Unglücklichen an den Balken geheftet worden war, steckte noch im Knochen.

In der Küstenstadt Caesarea ist eine lateinische Inschrift mit dem Namen und Titel des Pontius Pilatus aufgetaucht, die einstmals ein Bauwerk schmückte. Und in Jerusalem ist im Jahr 1990 höchstwahrscheinlich sogar das Familiengrab des Hohepriesters Kajaphas lokalisiert worden.

Nur Jesus selbst bleibt archäologisch gesehen ein Phantom.

Ob es um seinen Heimatort Nazareth geht oder um den Gasthof in Bethanien, wo er das letzte Abendmahl einnahm, ob es der Ort der Kreuzigung zu Golgatha ist oder das Felsengrab in dessen Nähe: Stets vermögen Wissenschaftler nur mehr oder weniger präzise Vermutungen über diese Lokalitäten anzustellen. Doch nirgendwo könnte ein seriöser Forscher auf eine bestimmte Stelle deuten und mit Sicherheit sagen, dort und genau dort habe sich diese oder jene Episode der Evangelien zugetragen.

Am ehesten wagen Gelehrte diese Spekulation noch in Kapernaum, einer Stadt am Saum des Sees Genezareth.

Dort liegen die Ruinen eines größeren Gebäudes frei, dessen Grundriss auf die Verwendung als Hauskirche hinweist und das, so die Vermutung der Forscher, einst Petrus gehört hat.

In den Putz der Mauern haben Besucher bereits in der Antike zahlreiche Graffiti geritzt, die teilweise bis heute erhalten, allerdings nur schwer zu entziffern sind.

Offenbar handelt es sich um die Zeugnisse früher christlicher Pilger, die glaubten, vor dem Haus Petri zu stehen, in dem sich einst auch Jesus selbst aufgehalten habe.

Gut möglich, dass die Gläubigen – die in einer Epoche lebten, in der die Kreuzigung erst einige Jahrzehnte zurücklag – noch genau wussten, wo Christus gewirkt hat. Und dass sie uns Heutigen durch ihre Kritzeleien einen der wenigen Hinweise auf die Existenz Jesu gegeben haben. **Cay Rademacher**

Jesus spricht, denn diese Nachricht stammt wohl von Maria Magdalena und den anderen Frauen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Das ist aber wohl kein Zeichen der Verzweiflung, sondern es ist der Anfang des Psalms 22 – eines jüdischen Sterbegebets. Doch Jesus fehlt schon die Kraft, um es noch zu vollenden. „Jesus aber schrie laut auf. Dann hauchte er den Geist aus“, berichtet Markus. Es ist etwa 15 Uhr am 7. April des Jahres 30.

Eigentlich bleibt im Imperium ein Gekreuzigter hängen, bis sein Leichnam vom Balken fault, als Mahnung an die Lebenden und Demonstration der Macht. Anders in Judäa: Hier gelten unbestattete Leichname als kultisch unrein. Sie müssen beerdigt werden – und bei Jesu Begräbnis drängt die Zeit: Vor Sabbat und Passa muss der Körper unter der Erde sein. Josef von Arimathäa, ein frommer Jude (oder, wie Matthäus bezeugt, ein Anhänger Jesu), erwirkt daher bei Pontius Pilatus die Freigabe des Leichnams.

Der Statthalter ist, schreibt Markus, „überrascht“, dass Jesus schon so rasch gestorben ist, und lässt sich vom Anführer der Legionäre bestätigen, dass der Verurteilte wirklich nicht mehr lebt, ehe er dem Gesuch stattgibt.

Das Grab, das Josef für Jesus stiftet, liegt bei Golgatha, wohl eine Felsenkammer „an dem Ort, wo man ihn gekreuzigt hatte“, schreibt Johannes. Josef, so lässt sich der Bericht der Evangelisten deuten, nimmt den Toten persönlich vom Kreuz, wickelt den Leichnam in ein Leinentuch, legt ihn in die Kammer und rollt mit einem Helfer einen schweren Stein davor.

Gut möglich, dass die Affäre für Kajaphas und Pilatus damit beendet ist und sie bereits an diesem Abend keinen Gedanken mehr verschwenden an diesen seltsamen Prediger aus Galiläa.

Am Sabbat muss man ruhen, was selbst die Anhängerinnen Jesu respektieren, obwohl ihr Meister doch den Sabbat gering geachtet hat. Erst am frühen Morgen des 9. April gehen Maria Magdalena und wahrscheinlich zwei oder drei weitere Frauen zum Grab, um den Toten mit Ölen zu salben. Das aber ist leer.

AUS JÜNGERN WERDEN GLÄUBIGE, DIE IN DIE WELT ZIEHEN

Die Menschen sind wundergläubig: Nicht nur von Jesus, auch von anderen charismatischen Menschen sind ja Wundertaten überliefert. Sie gelten als Zeichen einer besonderen Gabe oder Gunst.

Das leere Grab aber übersteigt selbst diese weitgespannte Gläubigkeit. Ist Jesus von den Toten auferstanden? Ausgerechnet ein ehrlos Gekreuzigter?

Wer diese Frage fortan bejaht, der ist Christ. Denn die Auferstehung ist die Legitimation des Christentums schlechthin: Jesus hat den Tod überwunden, und wer ihm folgt, der wird den Tod ebenfalls überwinden!

Doch kann man heute auch nur erahnen, was am Morgen des 9. April im Jahre 30 wirklich geschehen ist?

Die Evangelisten liefern ausgerechnet für dieses zentrale Ereignis ihres Glaubens widersprüchliche Berichte.

Jesus sei den Jüngern in Jerusalem erschienen, oder auf dem Weg zum Dorf Emmaus, oder in Galiläa (und habe dort sogar Fisch mit ihnen verspeist).

Oder: Zwei Jünger hätten ihn gesehen, deren Namen aber niemand nennt. Oder: Nur Petrus habe ihn getroffen.

Allen Versionen gemein ist, dass es die Frauen um Maria Magdalena sind, die zunächst das leere Grab entdecken, vor Petrus, vor den anderen Jüngern.

Haben einige Anhänger den Leichnam am Sabbat heimlich anderswo verscharrt, um mit dem Wunder des leeren Grabes die Schmach der Kreuzigung wettzumachen? Oder ist das Grab nie leer gewesen – und haben alle vier Evangelisten diese Geschichte bloß erfunden?

Wenn es denn so oder so wäre, dann hätten Anhänger oder Evangelisten in ihren Täuschungsmanövern wohl auch dafür gesorgt, dass Männer das leere Grab entdecken – und nicht Frauen. Denn das Zeugnis einer Frau gilt im Judentum jener Zeit ja gerade viel weniger als das eines Mannes. Warum sollte jemand eine fantastische Geschichte inszenieren und sie dann ohne Not schwächen, indem er Frauen als Zeuginnen angibt?

Darüber hinaus werden Petrus und viele frühe Christen ja in Zukunft für ihren Glauben sterben, werden sich eher hinrichten lassen, als Jesus abzuschwören. Würde sich Petrus etwa kreuzigen lassen, wenn er doch wüsste, dass das alles Gaukelei ist? Wohl kaum. Da stirbt eher jemand qualvoll, weil er, buchstäblich, felsenfest an die Auferstehung glaubt.

So rätselhaft das leere Grab also bleiben wird, so unbestreitbar ist seine Folge: Erst die Auferstehung macht aus den Jüngern Christen. Nichts, das Jesus sie gelehrt hätte, kein Wunder, das er wirkte, kein Gleichnis überwältigt sie so.

Wäre ihr Meister in einem Kerker verschwunden, wäre er deportiert oder getötet und verscharrt worden: Petrus und die Seinen wären wohl nie mehr zusammengekommen. Niemand hätte je von Jesus aus Nazareth gehört. Es gäbe kein Christentum. Die Weltgeschichte hätte einen anderen Lauf genommen.

Doch nach der Entdeckung des leeren Grabes von Golgatha versammeln sich die wenigen Anhänger Jesu wieder – und ziehen missionierend hinaus in die Welt, um sie für immer zu verändern. ●

Cay Rademacher, *Jg. 1965, ist Autor im Team von* GEO*EPOCHE. 2013 erschien eine Sonderausgabe seines Buches „Jesus und seine Welt: Eine historische Spurensuche“.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Gerd Theißen/Annette Merz, *„Der historische Jesus. Ein Lehrbuch“*, Vandenhoeck & Ruprecht: für alle, die es ganz genau wissen wollen. Shimon Gibson, *„Die sieben letzten Tage Jesu. Die archäologischen Tatsachen“*, C. H. Beck: eine Einführung in die biblische Archäologie und eine farbige Darstellung der Welt, in der der Nazarener lebte.

Der STREIT der Apostel

Nach dem Tod Jesu fliehen seine Jünger aus Jerusalem und kehren enttäuscht in ihre Heimatdörfer zurück. Als ihnen aber der Heiland leibhaftig erscheint, fassen sie neuen Mut. Fortan verkünden sie die frohe Botschaft der Auferstehung. Immer mehr Menschen lassen sich nun taufen – bis ausgerechnet ihr großer Erfolg die christliche Gemeinde zu spalten droht

Text: JÖRG-UWE ALBIG;
Illustrationen: JULIUS SCHNORR VON CAROLSFELD

51 Tage nach der Kreuzigung Jesu erscheint den Jüngern der Heilige Geist, der von Gott ausgeht, und lässt sich wie flammende Zungen auf ihnen nieder. Dieses »Pfingsterlebnis« stärkt die christliche Gemeinschaft

Die Geschichte des frühen Christentums ist das Drama zweier Männer, die aus einer jüdischen Sekte eine Weltreligion formen. Beide glauben an die Auferstehung Christi und das Reich Gottes auf Erden, das mit Jesu Wundertaten angebrochen ist. Beide haben sich dem Heiland verschrieben, beide werden ihr Leben für ihn geben – und doch verfolgt jeder von ihnen ganz eigene Pläne.

Nur wenige Jahrzehnte nach der Kreuzigung sind sie die Protagonisten in einem erbitterten Streit, der die Urgemeinde zu spalten droht. Denn die mächtigsten Köpfe des frühen Christentums könnten nicht unterschiedlicher sein.

Da ist Simon, genannt Petrus. Ein Mann in den Vierzigern, einfacher Fischer aus Kapernaum am See Genezareth, „schreibunkundig und ohne Schulbildung", wie die Apostelgeschichte der Bibel vermerkt. Der Kleinmütige, dem es, wie der Evangelist Markus später berichtet, immer wieder schwerfällt, die Mission Jesu zu verstehen – und der den Messias nach dessen Festnahme am Ölberg dreimal verleugnet.

Doch zugleich ist er der Zuverlässige, der Jünger der ersten Stunde. Der „Fels" (griech. *petros*), dem Jesus die Obhut über seine Anhänger aufgetragen haben soll. Der Familienmensch und Funktionär, der die Jünger zusammenbringt, organisiert und motiviert.

Und da ist Paulus, der zugleich den hebräischen Namen Saul trägt, vielleicht ein Jahrzehnt jünger als Petrus. Der gebildete Städter, Sohn einer wohlhabenden Zeltmacherfamilie aus der kleinasiatischen Hafenstadt Tarsos. Der Aufbrausende, Leidenschaftliche; kränklich, aber entschlossen. Ein unbeholfener Redner, aber gewandt in der Schrift; hochmütig, aber voller Selbstzweifel. Der Unverheiratete, der Einzelgänger, der sich nur seinem Gott verpflichtet weiß – und der den Glauben an den Erlöser Jesus so eifrig verbreiten wird wie keiner vor ihm.

Doch Paulus ist auch ein ehemaliger Christenfeind, der das jüdische Gesetz einst so fanatisch durchgesetzt hat, wie er es jetzt verdammt. Ein Spätbekehrter, der den Messias zu Lebzeiten nie gesehen hat. Der seine persönliche Berufung auf eine Vision zurückführt, die nur er selbst bezeugen kann – und der sich dafür sein Leben lang rechtfertigen muss: „Bin ich nicht Apostel? Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn, gesehen?"

Nun stehen sich die beiden gegenüber, wohl im Jahr 48 (oder 49, genau kann man es nicht mehr sagen).

Sie treffen in Jerusalem aufeinander, wo alles angefangen hat – und alle Christen der Stadt hören ihnen zu. Erfüllt von großer Spannung. Denn keine 20 Jahre nach dem Tod Jesu am Kreuz steht der junge Glaube vor seiner ersten Zerreißprobe.

Bei diesem Treffen, das als „Apostelkonvent" in die Geschichte eingehen wird, geht es nur um eine einzige Frage. Scheinbar ist es nicht mehr als ein Detail: Müssen sich männliche Nichtjuden, die sich den Christen anschließen wollen (einer ja nach wie vor jüdischen Sekte), beschneiden lassen? Oder kann man auch so Christ werden – und ist folglich das Christentum ein neuer, eigenständiger Glaube, der seine jüdischen Ursprünge hinter sich lässt?

Kurz: Es geht bei diesem Treffen um die Zukunft des Christentums.

Dabei ist es ein Wunder, dass die Bewegung des Jesus von Nazareth dessen Tod überhaupt überlebt hat. Dass seine Anhänger nicht resigniert haben, als sie nach der Kreuzigung aus Jerusalem fliehen mussten und geschlagen in ihre Heimatdörfer in Galiläa zurückkehrten.

Sondern dass sie jene Visionen erfuhren, die ihnen das Vertrauen in Gottes Heilsplan wieder zurückgaben: Jesus, der Gekreuzigte, lebt.

Zuerst, erzählen sie einander atemlos, sei der Auferstandene seinem engsten Gefolgsmann Petrus erschienen. Bald darauf hätten auch die anderen zehn verbliebenen Jünger den Menschensohn erblickt. Die elf verstehen sich fortan als „Apostel", als „Boten" – und sie empfinden das Wunder der Auferstehung als Auftrag, die Botschaft von Jesu Sieg über den Tod in die Welt zu tragen.

Ob ihnen ihr Herr dabei nun tatsächlich in Fleisch und Blut begegnet ist oder eher als Offenbarung im Geist, das ist nicht mehr nachzuprüfen. Für die Christen aber ist mit dieser Auferstehung bewiesen, dass Gott selbst Jesus als Messias anerkannt hat: als jenen „Gottesknecht" also, den der Prophet Jesaja bereits mehr als 700 Jahre zuvor angekündigt haben soll als einen Menschen, „der sein Leben als Sühnopfer hingab".

> Alle Menschen sind GLEICH vor Gott, so glaubt es die Urgemeinde

Der Mann aus Nazareth ist gestorben und wieder auferstanden – für die gesamte Menschheit: „Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm", so Jesaja, „durch seine Wunden sind wir geheilt."

Das Grab, in das man Jesus gelegt hat, hat ihn nicht verschlungen. Damit hat er den Tod besiegt – und mit ihm das Böse und die Sünde auf der Welt.

Die Auferstehung Jesu ist auch eine Bestätigung für das „Reich Gottes", jene paradiesische Heilszeit, die mit Jesu Auftreten begonnen hat und die schon die jüdischen Propheten ersehnt haben: „Dann wohnt der Wolf beim Lamm, / der Panther liegt beim Böcklein", heißt es bei Jesaja. „Man tut nichts Böses mehr / und begeht kein Verbrechen."

Dass das Reich Gottes angebrochen sei, trifft vielerorts auf offene Ohren.

Ausgerechnet Petrus, der Jesus kurz vor der Kreuzigung dreimal verleugnet hat (o. l.), wird vom Heiland damit beauftragt, die Gemeinde weiter zu führen. Und tatsächlich erweist sich der schreibunkundige Fischer als fähiger Organisator, der den Zusammenhalt der Urchristen sichert. Schon bald predigen sie wieder in Jerusalem

Etliche jüdische Sekten erwarten die letzten Tage mit Inbrunst, etwa die Essener, die sich als Erwählte einer „neuen Schöpfung“ verstehen.

Vor allem aber sind es die Verzweifelten im Land, die im Reich Gottes die letzte Hoffnung auf ein würdiges Leben sehen: die Knechte und Tagelöhner, die Kleinbauern und Fischer, die Hirten und anderen Landbewohner, die unter Hungersnöten, Seuchen und Verschuldung leiden sowie unter der römischen Fremdherrschaft und prunksüchtigen Provinzfürsten, die ihnen immer höhere Steuern abverlangen.

Für die Anhänger Jesu steht die Vollendung des Gottesreichs unmittelbar bevor: die zweite Wiederkehr Christi auf Erden. Denn hat der nicht gepredigt, dass „die Zeit erfüllt“ sei und „das Reich Gottes nah“?

Und obwohl sich unter den frühen Christen schon bald der Verdacht erhärtet, dass sie in ihrer Generation mit Jesu Herrschaft auf Erden nicht mehr rechnen können, ist die Hoffnung auf das Gottesreich so stark, dass der neue Glaube auch dann nicht zu wanken beginnt, als die ersten Anhänger Jesu sterben, ohne die Heilszeit erlebt zu haben.

Und es ist ausgerechnet Petrus, der Schwache, dem es gelingt, kurz nach Jesu Kreuzigung im Jahr 30 die Versprengten wieder zu sammeln. Unter seiner Führung ziehen die Anhänger des Nazareners fortan predigend durch das Land.

Ihr Ziel ist Jerusalem: Dort soll, wie der Prophet Jesaja einst vorausgesagt hat, das neue Reich errichtet werden. Und so

verkündigen die Jesusjünger schon sieben Wochen nach dem Tod des Messias die frohe Botschaft in der Heiligen Stadt: Jesus Christus ist auferstanden! Sünde und Tod haben ihre Macht verloren!

Jerusalem ist wie geschaffen für ein solches Reich, das, gemäß Jesu Worten, „nicht von dieser Welt" ist. Es ist eine Metropole fast ohne Handel und Wandel, umgeben von regenarmem Hochland, wertlosem Boden und schwierigen Verkehrswegen. Die Heilige Stadt lebt fast ausschließlich von der und für die Religion: Ihr einziger Wirtschaftsfaktor ist der jüdische Tempel.

Dort missionieren nun Petrus und die anderen Jünger. Und wie alle anderen Juden nehmen auch die Anhänger Jesu an den Kulthandlungen im Tempel teil. Anschließend aber versammeln sie sich in Gruppen von 20 bis 30 Personen zu gemeinsamen Mahlzeiten in ihren Häusern, wohl nach antiker Sitte am Abend, um die Zeit des Sonnenuntergangs.

Gemeinsam verzehren sie, was jeder von ihnen mitgebracht hat. Sie geben acht, dass auch die Ärmsten genug bekommen – meist ist es für alle die einzige sättigende Mahlzeit des Tages.

Doch wenn sie sich am Ende des Abends zum gemeinsamen Gebet erheben, finden sie Worte, die im Judentum neu sind. Mit erhobenen Händen beten sie: „Vater unser, der du bist im Himmel."

Denn sie verstehen sich nicht mehr, wie andere Juden, als Gottes *Untertanen*, sondern als dessen geliebte *Kinder*. Und

Je schneller die – nach wie vor jüdische – Urgemeinde wächst, desto deutlicher tritt eine Spaltung zutage: zwischen den Christen in Jerusalem und jenen aus den Regionen jenseits des Heiligen Lands. Die sprechen Griechisch und legen die Gesetze der Tora weniger strikt aus. Wohl 33 n. Chr. wird ihr Anführer Stephanus von einem Mob strenggläubiger Juden gesteinigt

sie flehen, dass endlich die Zeit der Erlösung anbrechen möge.

„Maranatha", rufen sie in aramäischer Sprache: „Komm, Herr!"

Noch etwas unterscheidet die Anhänger Jesu von allen anderen Juden: Sie helfen einander in einem Ausmaß, das in der Antike unerhört ist. Ihre bedingungslose Nächstenliebe kennt keine Parallele, weder unter den Religionen in Rom noch in Griechenland oder im alten Ägypten. Wer kann, stellt seine Häuser und Güter der Gemeinde zur Verfügung, die Arme und Witwen aus einer Gemeinschaftskasse unterstützt.

Alle sind gleich, denn so legen die Apostel die Lehre Jesu aus: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid ‚einer' in Jesus Christus."

Einer jener radikalen Juden, die die von der reinen Lehre abgefallenen Christen hassen, ist ein junger Mann namens Paulus. Doch im Jahr 33 n. Chr. trifft er auf der Straße nach Damaskus den Heiland (wie er später erzählt), wird geblendet – und bekehrt

Noch haben sich in den Gemeinden weder Priester noch Hierarchien etabliert. Selbst jene vielleicht schon von Jesus ausgewählte Kerngruppe der Jünger um Petrus, die für den Dienst am Glauben auf Beruf und Besitz verzichten, sind nur Erste unter Gleichen: Ihre Zahl repräsentiert die zwölf Stämme der Gründerzeit Israels, die sich nach jüdischer Tradition in der Welt zerstreut haben – die sich jedoch zum Anbruch des Gottesreichs erneut zum erwählten Volk zusammenfinden sollen.

Die meisten der Menschen, die der neuen Lehre Jesu folgen, sind in diesem Israel aufgewachsen. Sie sprechen Aramäisch und werden in der Apostelgeschichte „Hebräer" genannt. Immer häufiger aber schließen sich auch Juden der Bewegung an, die aus der Diaspora nach Jerusalem zurückgekehrt sind. Sie verständigen sich in einer anderen Sprache – Griechisch – und sind geprägt von griechischer Kultur und Philosophie.

In den Gemeinden der neuen Bewegung bilden diese „Hellenisten", die den auf Aramäisch gehaltenen Gottesdiensten meist kaum folgen können, bald ihre eigenen Gruppen. Sie gründen ihre eigenen Synagogen (Kirchen gibt es zu dieser Zeit noch nicht), feiern ihre eigenen Gottesdienste auf Griechisch. Sie wählen auch eigene Sprecher, die sie in der Gesamtgemeinde vertreten, darunter einen besonders eifrigen Prediger namens Stephanus.

Und viele dieser Hellenisten bringen ein eigenes Verständnis des jüdischen Gesetzes (das für die frühen Christen ja nach wie vor gilt) aus der Diaspora mit. Für sie zählen weniger die 248 Gebote und 365 Verbote der Bücher des Mose, der Tora – denn vor allem die Kultvorschriften ließen sich in der Diaspora, fern vom Tempel, ja gar nicht praktizieren. Und so verstehen sie die Gesetze der Tora häufig nur als bloße Allegorie.

Für viele Diaspora-Juden ist daher der *Sinn* der Gesetze wichtiger als der *Text*: Sie beziehen aus den Büchern Mose nur noch grundlegende Normen wie etwa die Zehn Gebote, die das Verhältnis zwischen den Menschen und der Menschen zu Gott regeln – und die ihnen auch im Licht der griechischen Philosophie einleuchten, unter deren Einfluss sie aufgewachsen sind.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis fundamentalistische Juden, denen die wörtliche Auslegung der Tora über allem steht, auf die hellenistischen Abweichler unter den Christen aufmerksam werden.

Im Jahr 33 (oder 36) kommt es in Jerusalem zu einem gewaltsamen Konflikt: Ein aufgebrachter Mob treibt Stephanus aus der Stadt und steinigt ihn zu Tode. Die jüdischen Behörden stellen sich auf die Seite der Lynchmörder: Sie lassen die hellenistischen Parteigänger des Märtyrers züchtigen und verbannen.

Für die dezimierte Gemeinde Jerusalems, die jetzt fast nur noch aus „Hebräern" besteht, ist diese Vertreibung eine Katastrophe – für das Christentum aber ist es die große Chance.

Denn die Versprengten zerstreuen sich über den Mittelmeerraum, flüchten in die Residenzstadt Caesarea, nach Phönizien, Zypern und Damaskus, und sie bringen ihren neuen Glauben mit. Überall gründen sie Gemeinden.

Die Bedingungen für eine Ausbreitung sind so günstig wie nie zuvor. Rund um das östliche Mittelmeer wird Griechisch gesprochen und verstanden. Etwa 300 000 Kilometer Straßen, 90 000 davon exzellent ausgebaut, durchziehen das Imperium Romanum. Serpentinen überwinden Bergpässe, Brücken queren Flüsse, Gasthäuser säumen die Routen im Abstand einer Tagesreise, Roms Soldaten halten Wegelagerer in Schach.

Auch das Meer steht offen: Marinepatrouillen haben die Piraten vertrieben. Frachtschiffe nehmen Hunderte von Passagieren auf und legen etwa die Strecke von der griechischen Stadt Korinth nach Rom in 45 Tagen zurück.

Und überall, wo Juden wohnen, gibt es Synagogen, in denen die Heimatlosen nun ihren Anlaufpunkt finden. Denn die Synagoge ist nicht nur Gotteshaus, sondern auch ein Ort der Kommunikation. Dort wird gepredigt und gelehrt, aber auch palavert und Brot gebacken, Recht gesprochen und ärztlicher Rat erteilt. Dort treffen Handwerker und reisende Kaufleute auf Berufsgenossen – und die Exilanten aus Jerusalem finden neue Anhänger für ihren Glauben.

Wahrscheinlich fallen die Hellenisten mit der Botschaft, die sie in ihren neuen Heimstätten nach und nach an den Mann bringen, zunächst nicht weiter auf: Das Judentum dieser Jahre hat Platz für eine Vielzahl von Sekten, Gruppierungen und Schattierungen. Und die Anhänger dieses Messias namens Jesus sind nur eine von ihnen.

Doch sie erlauben etwas, was andere jüdische Gruppierungen ablehnen: Sie nehmen Nichtjuden auf. Und sie versprechen diesen „Heidenchristen“ (die anders als die „Judenchristen“ nicht erst zum Judentum übergetreten sind – und als Männer nicht beschnitten wurden) neben der Zugehörigkeit zu einem auserwählten Volk auch noch die Gemeinschaft „in Jesus Christus“, wie sie in der Taufe besiegelt wird.

Einige der vertriebenen Hellenisten lassen sich in Antiochia nieder (dem heutigen Antakya in der Türkei). Dort herrscht ein anderes Klima als in dem provinziellen Jerusalem: Antiochia hat mehr als 500 000 Einwohner und ist eine Vielvölkermetropole, erbaut aus rechtwinklig angelegten Straßen, deren Netz sich weit spannt. Die drittgrößte Stadt des Imperiums ist berühmt für die prächtige Hauptstraße, zwei römische Meilen lang und mit Marmor belegt.

Mindestens 30 000 Juden leben in der Stadt. Noch größer ist die Zahl jener heidnischen Sympathisanten der mosaischen Religion, die zwar den Sabbat und die Zehn Gebote einhalten, aber vor dem Schritt der Beschneidung zurückschrecken.

Für sie ist der Glaube an Jesus, den die hellenistischen Neuankömmlinge propagieren, besonders attraktiv: Sie sind froh, auch ohne Befolgung zahlloser Kultvorschriften an den einen Gott glauben zu können.

Unter diesen Menschen finden die Flüchtlinge aus Jerusalem – die jetzt im Exil immer mehr zu Missionaren werden – ihre ersten Täuflinge. Und hier nimmt auch die Außenwelt die Anhänger Jesu erstmals nicht mehr vornehmlich als jüdische Gruppe wahr, sondern als *christianoi*: als Leute des Christos, griechisch für „der Gesalbte“ (eine Übersetzung des aramäischen *meschiah*, „Messias“).

Bald schon sind zwar die meisten Christen Antiochias nicht jüdischer Herkunft – die Wortführer der Gemeinde aber nach wie vor Juden. Ihr wichtigster Kopf ist der Zypriot Barnabas, ausgewiesener Kenner von Schrift und Tradition.

Um das Jahr 42 holt dieser Barnabas einen vielversprechenden Glaubensbruder aus dem gut 200 Kilometer entfernten Tarsos nach Antiochia.

Sein Name ist Paulus.

In Jerusalem STREITEN die Apostel um die Zukunft der Christenheit

Auch Paulus hat bereits als junger Mann ausgiebig das jüdische Gesetz studiert. Mehr noch: Seine Familie hängt der pharisäischen Glaubensrichtung an, die der Tora besonders radikal folgt und den Regelkanon laufend für den Alltag auslegt. Zur Vertiefung seiner Studien ist er, so sagt es die Apostelgeschichte, sogar mit etwa 15 Jahren nach Jerusalem gegangen. Und dort hat er wohl auch zum ersten Mal von Jesus Christus und dessen Anhängern gehört.

Schon bald wird Paulus zu einem fanatischen Hüter des jüdischen Gesetzes. Für einen wie ihn muss der neue Glaube ein Skandal sein: Ein Krimineller, als Verbrecher verurteilt und zudem jämmerlich am Kreuz hingerichtet, soll der lang ersehnte Messias sein? „Ein Gehenkter ist ein von Gott Verfluchter“, so steht es geschrieben, im 5. Buch Mose 21, Vers 23.

Paulus beschließt, die christlichen Ketzer zu „vernichten“, wie es in der Apostelgeschichte heißt. Vermutlich denunziert er die Anhänger Jesu bei der Synagogenleitung, beschimpft sie, wird vielleicht auch handgreiflich.

Und offenbar scheut er nicht einmal den Weg in das mehr als 200 Kilometer entfernte Damaskus, um auch dort die christliche Gemeinde zu bedrängen.

Für das, was auf dieser Reise im Jahr 33 geschieht, gibt es nur einen einzigen Zeugen: Paulus selbst. Ist es, wie die Apostelgeschichte erzählt, „ein Licht vom Himmel“, das ihn „umstrahlt“? Ist es, wie er selbst behaupten wird, der Heiland in Person, der ihm erscheint?

Jedenfalls ist Paulus nach diesem Erlebnis nicht mehr derselbe.

„Er war drei Tage blind“, wird die Apostelgeschichte berichten, „er aß nicht und trank nicht.“ Ein Christ aus Damaskus gibt ihm, so die Überlieferung, mit Gottes Hilfe das Augenlicht wieder zurück. Paulus löst sich von den Pharisäern und schließt sich jenen Unerhörten an, die er eben noch drangsaliert hat.

Er lässt sich taufen, missioniert nun unter den Juden von Damaskus. Zunächst stößt der Mann, der gerade noch

DAS BUCH DER BÜCHER

Nach dem Tod des Jesus von Nazareth erzählen sich die Menschen viele Geschichten über den Prediger – doch wohl erst die schriftliche Niederlegung seines Wirkens in der Bibel und die Vereinheitlichung ihrer Texte sichern den Fortbestand des Christentums

Die Bibel ist das Fundament zweier Weltreligionen, des Judentums und des Christentums. Jedes Jahr werden mehr als 30 Millionen Exemplare gedruckt. Kein anderes Werk wurde so häufig übersetzt: In knapp 1900 Sprachen ist es zu lesen.

Doch über seine Entstehung ist nur wenig bekannt. Kein originaler Bibeltext hat die Zeiten überdauert. Über keinen Verfasser der Heiligen Schrift gibt es sichere Kenntnisse. Groß sind die Lücken in der Überlieferung, groß die Rätsel und Widersprüche.

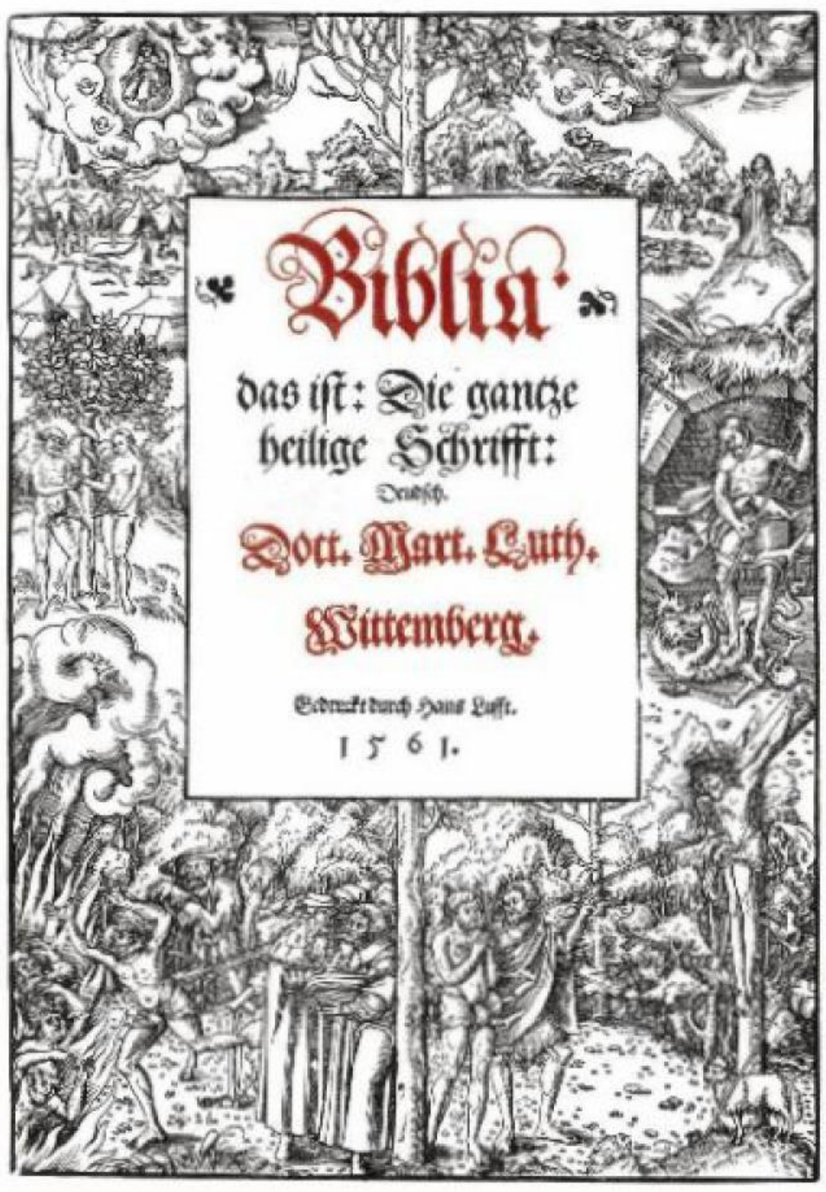
Nur so viel lässt sich definitiv sagen: Am Anfang der christlichen Bibel steht die Heilige Schrift der Juden, der *Tanach*, den die Christen als Altes Testament übernehmen. Er berichtet in den Fünf Büchern Mose sowie den Geschichts- und Lehrbüchern und den Schriften der Propheten von der Erschaffung der Welt und der Menschen durch Gott, von der Herkunft des Volkes Israel und von dessen Schicksal.

Es ist die Geschichte des jüdischen Gottesvolkes, das aus Ägypten fliehen muss, im gelobten Land eine neue Heimat findet, erneut vertrieben wird und nach dem babylonischen Exil den Tempel in Jerusalem wieder aufbaut.

Das sind die ältesten Texte der Bibel: ehemals mündliche Traditionen und Überlieferungen, die Schreiber in den Ländern östlich des Mittelmeers ab etwa 600 v. Chr. auf Papyrus, Lederrollen oder Tontafeln bannen.

Sieben Jahrhunderte lang werden Theologen um die richtige Anzahl dieser Schriften ringen. Erst um das Jahr 95 n. Chr. bezeugt der jüdische Historiker Josephus den endgültigen Umfang des Tanach. Die frühen Christen übernehmen die jüdische Bibel als Heilige Schrift und verwenden sie in ihren eigenen Gottesdiensten – sie sehen sich in der Tradition des Judentums, betrachten sich selbst als Teil des auserwählten Volkes.

Etwa zu dieser Zeit entstehen auch die auf Griechisch verfassten Texte, die später einmal das Neue Testament (von *testamentum*, der lateinischen Übersetzung des griechischen Wortes für „Bund") bilden werden und die vom Leben und Wirken Jesu Christi erzählen.



Der Reformator Martin Luther schafft im 16. Jahrhundert eine Übersetzung der Heiligen Schrift aus den biblischen Originalsprachen Griechisch und Hebräisch in ein allgemein verständliches Deutsch

Die ersten Berichte über Jesus von Nazareth sowie seine Aussprüche und Gleichnisse kursieren wohl bereits zu seinen Lebzeiten im Heiligen Land. Nach seinem Tod verbreiten die Apostel im gesamten Imperium Romanum die Kunde von der Auferstehung des Gottessohnes.

Viele Gläubige erzählen die Geschichten weiter, schmücken sie aus, verändern sie, verdichten sie zu einer immer lebendigeren Überlieferung, die zunächst jedoch weitgehend mündlich weitergegeben wird.

Als älteste *Schrift* des Neuen Testaments gilt Forschern heute daher keine der Lebensgeschichten Christi, sondern ein Brief des Paulus, wohl aus dem Jahr 50 n. Chr., in dem er der Gemeinde im griechischen Thessaloniki Mut zuspricht.

Denn rund 20 Jahre nach dem Tod Jesu zermürben Zweifel die Gläubigen: Hat der Messias nicht seine baldige Wiederkehr versprochen? Was aber, wenn Jesus noch nicht zurückkehrt: Sollen die Gemeinden dann trotzdem weiter existieren?

Und wenn ja – woran sollen sie sich halten, worauf hoffen?

Paulus und andere Apostel bestärken in ihren Briefen die Gläubigen, geben Rat und Orientierung. Die Gemeinden sammeln die Schriften, tauschen sie untereinander aus, kopieren sie.

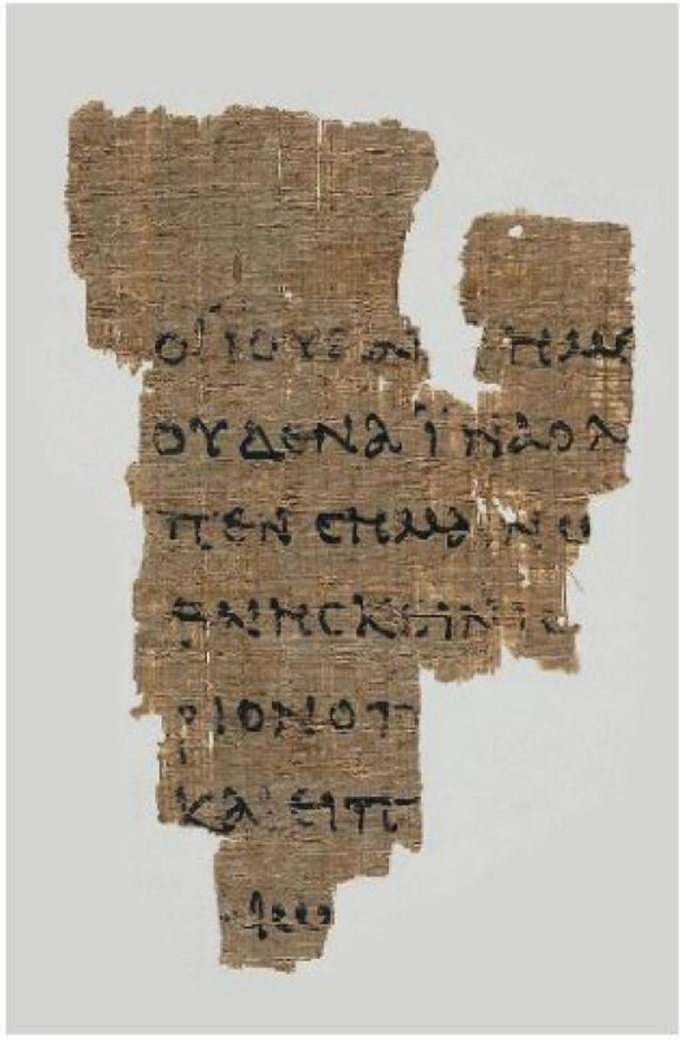
Aber je weiter der Tod Jesu zurückliegt und je weniger Menschen leben, die ihn noch persönlich gekannt haben, desto mächtiger scheint das Verlangen zu werden, die frohe Botschaft (griechisch: *euangelion*) für nachkommende Generationen festzuhalten. Diese Motivation führt zur Erfindung einer völlig neuen literarischen Gattung, dem Evangelium. Anders als in den antiken Biografien bisher wird hier das Leben Jesu mit einer neuen Absicht erzählt: Die Autoren (Evangelisten) wollen bei den Lesern den Glauben wecken, wollen die frohe Botschaft durch Erzählungen, Gleichnisse und Jesusworte in die Welt tragen.

Das erste schriftlich überlieferte Evangelium entsteht wohl um das Jahr 70 n. Chr. und wird einem Mann namens Markus zugeschrieben; allerdings ist nicht einmal der Name gesichert.

Bis um das Jahr 100 n. Chr. folgen die Evangelien der Autoren Matthäus, Lukas und Johannes, deren Namen und jeweilige Herkunft ebenso im Dunkeln liegen wie bei Markus (siehe Kasten Seite 39).

Dies sind nur vier Texte unter vielen Lebensbildern Jesu, die in jener Zeit entstehen – doch sie allein gelten der Mehrheit der Gläubigen als authentische Zeugnisse; nur sie, davon sind die frühen Christen überzeugt, enthalten Informationen von Jesus selbst oder einem seiner Jünger, weil ihre Verfasser den Heiland oder die Apostel angeblich persönlich kannten.

Um 140 n. Chr. liegen alle Schriften des späteren Neuen Testaments vor. Aber eine allseits anerkannte Auswahl, ein fester Kanon gar, existiert noch nicht – ebensowenig wie ein einheitliches Christentum. Im 2. Jahrhundert konkurrieren viele unterschiedliche Gruppen um den rechten Glauben: etwa die Gnostiker, die strikt zwischen dem vollkommenen Gott und der gefallenen, bösen Welt trennen; oder die ähnlich denkenden Doketisten, die Jesus nur als Gott, nicht als Mensch sehen; oder die Montanisten, die sich vehement gegen die entstehende Kircheninstitution wenden und eine strenge Bußdisziplin vertreten.



Dieses Papyrusfragment von etwa 125 n. Chr. ist der älteste Beleg für das Neue Testament. Er handelt vom Prozess gegen Jesus: Die Frage »Bist du der König der Juden?« ist teilweise zu entziffern

Da legt Marcion, ein reicher Reeder aus Sinope am Schwarzen Meer und selbst ein christlicher Abweichler, in Rom einen Entwurf für eine Bibel vor. Bewusst kappt er darin die Verbindung zum Judentum, seine Bibel besteht nur aus Schriften über das Leben Jesu: Das Alte Testament, dessen Gott für ihn im Widerspruch zum liebenden Gott des Neuen Testaments steht, lässt Marcion weg. Er sieht im Christentum etwas gänzlich Eigenständiges und trennt den Glauben – anders als der Großteil der frühen Anhänger Jesu – strikt von der Tradition des Judentums. Für die Mehrheit der Christen, die ganz selbstverständlich den Tanach im Gottesdienst nutzen, kommt das einem Anschlag auf die Grundfesten ihres Glaubens gleich.

Schnell spricht sich Marcions Schriftenauswahl herum, denn die Gemeinden stehen in regem Austausch. Die entstehende Kirche, deren Mitglieder ja traditionell eher dem jüdischen Kulturkreis verbunden sind, legt massiven Widerspruch ein. Für sie ist Jesus der im Judentum angekündigte Messias, der erlösende Gottessohn, die Erfüllung der jüdischen Prophezeiungen. Das Alte Testament gehört für sie zum Kanon des Christentums.

Die noch junge Religion droht im Streit zu zerfallen. Um Einheit herzustellen, müssen ihre Vertreter eine allgemein verbindliche Basis schaffen: das *eine* Buch, auf das sich die meisten verständigen können. 144 n. Chr. wird Marcion aus der sich bildenden „katholischen" Kirche (eine im 2. Jahrhundert aufkommende Bezeichnung für die sich als „allumfassend" begreifende Mehrheitskirche) ausgeschlossen. In ihren Gottesdiensten stützen sich die christlichen Gemeinden auf das Alte Testament, die Evangelien und ausgewählte Schriften der Apostel.

Doch es wird noch mehr als 200 Jahre dauern, ehe Theologen im Jahr 367 n. Chr. den Kanon des Neuen Testaments endgültig festschreiben und ihn neben dem Alten Testament als Quelle des Christenglaubens zum zweiten Teil der christlichen Bibel bestimmen.

Das Neue Testament ist nun auf 27 Schriften begrenzt: die Evangelien des Markus, Matthäus, Lukas und Johannes, die Apostelgeschichte, die Apokalypse und 21 Briefe, darunter auch der des Paulus an die Gemeinde in Thessaloniki. Aufnahme findet nur, was die Glaubensgelehrten für authentisch halten.

Dieser Korpus der heiligen Schriften sei fortan unveränderlich, schreibt Bischof Athanasius von Alexandria im Jahr 367 n. Chr. in seinem Osterfestbrief. Und so gilt es noch heute.

Luise Baur

als Glaubenspolizist aufgetreten ist, auf Misstrauen – und wird bisweilen auch selber verfolgt: Einmal gelingt ihm, wie die Apostelgeschichte berichtet, in letzter Minute die Flucht in einem Tragekorb, mit dem ihn Gefährten an der Außenseite der Stadtmauer abseilen.

Doch die Wucht seiner Bekehrung erfüllt ihn mit doppeltem Eifer. Er reist sogar nach Arabien und in seine kleinasiatische Heimat, um auch dort vom auferstandenen Christus zu berichten. So erfolgreich streut er die frohe Botschaft, dass Barnabas auf ihn aufmerksam wird und ihn zu sich nach Antiochia holt.

Von dort aus bricht Paulus mit seinen neuen Glaubensbrüdern nun zu ausgedehnten Missionsreisen nach Zypern und Kleinasien auf. Und er tauft die Neubekehrten nach hellenistischer Manier, also ohne sie auf das jüdische Gesetz zu verpflichten. Auch die Beschneidung der Männer ist keine Bedingung mehr für den Übertritt zum neuen Glauben.

haften (dem jedoch die Flucht aus dem Gefängnis gelingt).

Für die verbliebenen Judenchristen ist die Treue zur Tora damit zu einer Frage des Überlebens geworden. Jede Liberalität, ob in Jerusalem oder in den neuen Gemeinden außerhalb Palästinas, könnte gegen sie ausgelegt werden und zu neuen Nachstellungen führen.

Und so ist es fast Notwehr, dass die Jerusalemer eines Tages eine Delegation zur Gemeinde in Antiochia schicken: „Wenn ihr euch nicht beschneiden lasst nach der Art des Mose“, so gibt die Apostelgeschichte die Botschaft an die Heidenchristen wieder, „dann könnt ihr nicht gerettet werden.“

Zwar wettert Paulus zunächst gegen die „falschen Brüder“, die gekommen seien, „um die Freiheit, die wir in Jesus Christus haben, argwöhnisch zu beobachten und uns zu Sklaven zu machen“.

Doch im Jahr 48 oder 49 willigt er ein, mit Barnabas und einigen weiteren Brüdern nach Jerusalem zu reisen, um die Sache bei jenem Treffen zu klären, das die Christen später als Apostelkonvent in Erinnerung behalten werden.

Und er nimmt einen unbeschnittenen Neu-Christen namens Titus mit – wohl als ein lebendes Plädoyer für eine Mission im Namen Jesu, die sich um das jüdische Gesetz nicht schert.

Auf dem Konzil legen Barnabas und Paulus den versammelten Christen Jerusalems zunächst ihren Standpunkt dar.

Diese Vollversammlung ist das höchste Gremium der urchristlichen Demokratie: In ihr fällen Männer wie Frauen, Freie wie Sklaven alle Beschlüsse per Mehrheitsentscheid, wählen Vertrauensleute und geben ihnen Weisungen. Auch Petrus ist wohl eigens für dieses Treffen aus dem Exil zurückgekehrt.

Es ist ungewiss, welcher Platz in Jerusalem groß genug ist, um gleichzeitig

Gerade aber kommt dieses Gesetz in der Urgemeinde zu Jerusalem zu neuen Ehren. Denn nach der Vertreibung der Hellenisten hat ein neuer Mann die Organisation der christlichen Gemeinde übernommen: Jakobus, ein Bruder von Jesus. Ihm liegen die Regeln der Tora besonders am Herzen.

Und er will sie durchsetzen – wohl nicht nur aus reinem Dogmatismus, sondern wegen einer Zwangslage, die der Urgemeinde Probleme bereitet.

Denn im Jahr 41 hat Rom im Heiligen Land König Agrippa I. eingesetzt, um fundamentalistische Aufrührer unter den Juden zu befrieden. Seither ist der Druck auf Jerusalems Christen gewachsen: Um den Eiferern zu beweisen, dass ihm das jüdische Gesetz teuer ist, drangsaliert Agrippa die Anhänger Jesu, lässt zur Abschreckung einen Namensvetter des Jakobus hinrichten und Petrus ver-

Petrus heilt einen Lahmen: Die Urgemeinde in Jerusalem beharrt lange auf der Einhaltung der jüdischen Vorschriften wie etwa der Pflicht zur Beschneidung. Erst um 48/49 n. Chr. verzichtet sie darauf – und öffnet so das Christentum für alle Welt

so viele Menschen zu fassen – wahrscheinlich bietet nur das jüdische Tempelareal mit seinen Höfen und Hallen einer solch großen Zusammenkunft ausreichend Platz.

Und nur die äußersten Randzonen dieser Gottesfestung, an denen sich ohnehin Tag für Tag allerlei buntes Volk herumtreibt, sind weit genug vom Zentrum des Kults entfernt, dass die Christen dabei nicht mit der strengen Hierarchie der heiligen Stätte in Konflikt geraten.

Denn der Tempel ist eine Abfolge aus abgestuften Verbotszonen – und so ein Abbild jenes strengen Gesetzes im Namen Mose, dessen Gültigkeit Paulus auf dem Apostelkonvent infrage stellt.

Im Zentrum liegt das Allerheiligste, das nur der Hohepriester einmal im Jahr betreten darf; davor der Brandopferaltar, an dem nur Priester ohne körperlichen Makel zugelassen sind. Ihn umgibt der „Vorhof der Männer". Davor liegt, durch eine Mauer auf Abstand gehalten, der „Vorhof der Frauen". Und rund um dieses „Innere Heiligtum" erstreckt sich der „Vorhof der Heiden" (nur für menstruierende Frauen verboten).

Warnschilder schrecken Nichtjuden vom näheren Vordringen ab: „Kein Fremdstämmiger" dürfe die Tore durchschreiten, steht dort zu lesen. „Wer aber ergriffen wird, ist selbst daran schuld, dass der Tod die Folge ist."

Vielleicht drängen sich die Christen in der doppelreihigen Säulenhalle Salomos, einem lang gestreckten, 13 Meter hohen und neun Meter breiten Kolonnadenbau an der Ostmauer des Heiligtums, der im Alltag als Marktplatz dient – und in dem schon früher die Apostel gepredigt und Kranke geheilt haben sollen.

Jedenfalls erläutert Paulus jetzt den Versammelten seine Theologie. Vielleicht legt er dar, was er später in seinen Briefen ausformulieren wird: Das Gesetz, dessen Befolgung die Tora zur Pflicht eines jeden Juden macht, erzeuge überhaupt erst die Sünde. Weil es jeden unglücklich mache, der versuche, nach ihm zu leben, sei das Gesetz ein Fluch. Jesus aber habe mit seinem Tod die Menschen von diesem Fluch freigekauft.

Und so mache nicht die Befolgung des jüdischen Gesetzes den Christen gerecht, sondern nur der Glaube an Jesus Christus: „Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig."

Niemand tut so viel für die Verbreitung des noch jungen Glaubens wie Paulus. Auf seinen Missionsreisen durch Kleinasien und Griechenland verkündet der Apostel die Lehre Christi – und gründet etliche neue Gemeinden, hier in Athen

Die konservative Fraktion der Jerusalemer Gemeinde kann mit solcher Philosophie nichts anfangen. Sie sieht ihre jüdische Identität in Gefahr. Gesetze müssen eingehalten werden, insistieren die Traditionshüter. Und fordern sogar, den anwesenden Titus kurzerhand zu beschneiden.

Diese Radikalposition geht den führenden Köpfen der Jerusalemer wahrscheinlich zu weit. Doch in der aufgeheizten Atmosphäre können sie sich nicht durchsetzen. Immerhin erreichen sie, dass die Versammlung, um endlich zu einem Ergebnis zu kommen, die Entscheidung der Streitfrage an einen kleineren Kreis delegiert.

In dieser zweiten Runde sollen Barnabas und Paulus nur noch mit den „Angesehenen" der Muttergemeinde verhandeln, darunter Jakobus und Petrus.

Über das, was bei diesem Gespräch geschieht, liefert das Neue Testament zwei widersprechende Versionen. Paulus zufolge, der darüber später an eine Gemeinde schreibt, genügt eine Rede aus seinem Mund, um alle Zweifler zum Verstummen zu bringen: „Sie erkannten die Gnade, die mir verliehen ist."

Die Apostelgeschichte berichtet dagegen, dass „ein heftiger Streit entstand", den schließlich Petrus geschlichtet habe: Auch Gott, so der erste der Apostel, mache ja keinen Unterschied zwischen Juden- und Heidenchristen – warum also sollten die Menschen es tun? „Wir glauben im Gegenteil, durch die Gnade Jesu, des Herrn, gerettet zu werden, auf die gleiche Weise wie jene."

Dieses Plädoyer, so heißt es, habe sogar den strengen Jakobus überzeugt: „Darum halte ich es für richtig", habe der Führer der Jerusalemer Christen erklärt,

Auf der Straße nach Gaza, so heißt es in der biblischen Apostelgeschichte, begegnet ein führendes Mitglied der Urgemeinde dem Kämmerer einer afrikanischen Königin – und bekehrt ihn zum christlichen Glauben. Tatsächlich wächst die Religionsgemeinschaft rasant: Um das Jahr 150 n. Chr. folgen wohl schon mehr als 40 000 Menschen den Lehren Jesu

„den Heiden, die sich zu Gott bekehren, keine Lasten aufzubürden" – also keine Beschneidung, kein Zwang zur Einhaltung der rituellen Gebote der Tora.

Die Debatte endet in Einigkeit. Petrus und Jakobus reichen Paulus und Barnabas die Hände.

Ein Kompromiss wird vereinbart, der wie eine Arbeitsteilung aussieht, aber darüber hinaus symbolische Kraft hat: Paulus und Barnabas sollen fortan die Botschaft zu den Heiden tragen; die Männer der Jerusalemer Urgemeinde missionieren derweil unter den Juden. Zudem sollen, um den Zusammenhalt zu stärken, die Auslandschristen die bedrängte Urgemeinde fortan mit einer Kollekte unterstützen.

Darüber hinaus gibt es keine Auflagen für die Christen in Antiochia. Und auch Titus kann unbeschnitten abreisen.

Das heißt: Die tolerante Praxis der antiochenischen Mission ist nun akzeptiert. Auch wer sich ohne Beschneidung taufen lässt, ist vollwertiger Christ. Diese Entscheidung öffnet das Christentum für die Welt – und bewahrt es womöglich davor, eine von vielen unbedeutenden jüdischen Sekten zu bleiben.

Denn erst jetzt wird die von den Hellenisten betriebene Mission, zu der es bis dahin eher zufällig und punktuell gekommen war, zur gezielten Strategie, die auch die Rückendeckung der Urgemeinde hat.

Und ab jetzt erst trennt sich das Christentum mehr und mehr von seinen jüdischen Wurzeln, wird es zur eigenständigen Religion.

Doch eine Frage hat das Konzil nicht geklärt: Wie sollen Juden- und Heidenchristen in gemischten Gemeinden wie Antiochia zukünftig zusammenleben? Als kurz nach dem Kompromiss eine Abordnung der Jerusalemer Gruppe um Jakobus ihre Glaubensgenossen in Antiochia besucht und dabei feststellt, dass dort Christen jüdischer und heidnischer Herkunft nicht nur zusammen beten, sondern auch gemeinsam zu Tisch sitzen, kommt es erneut zum Eklat zwischen Konservativen und Liberalen.

Toleranz für Unbeschnittene, das ist schön und gut – aber geben die Juden in der Gemeinde jetzt auch noch ihre Reinheitsgebote auf? Steht nicht geschrieben: „Trenne dich von den Völkern", wie die Tora die Nichtjuden nennt, „und iss nicht mit ihnen"?

Petrus hält sich ebenfalls gerade in Antiochia auf – und hat jetzt ein Problem. Bislang hat er ganz selbstverständlich an der Essensgemeinschaft mit den Heidenchristen teilgenommen, hat das gemeinsame Mahl sogar vor der eigenen Gemeinde verteidigt. Angesichts der Konservativen aus Jerusalem aber ist er unschlüssig. Lohnt es, wegen einer Mahlzeit die mühsam errungene Einheit der Kirche aufs Spiel zu setzen?

Um die Jerusalemer nicht zu brüskieren, legt er fortan Wert darauf, nicht mehr mit Heidenchristen zusammen am Tisch gesehen zu werden. Auch die anderen Judenchristen in der Gemeinde tun es ihm nach.

Doch das ist vermutlich nicht mehr als ein demonstratives Zugeständnis an die bedrohte Urgemeinde in Jerusalem. Die wird gerade von jüdischen Eiferern bedrängt, die mit Gewalt die Reinheit des Glaubens zu behaupten suchen. Das Ganze ist also vermutlich ein rein politischer Akt – und daher nur von begrenzter Gültigkeit.

Denn schon bald darauf einigen sich Antiochier und Jerusalemer auf mehrere Absprachen, die es fortan den Heidenchristen erlauben, gemeinsam mit Judenchristen zu essen. So sollen sie unter anderem auf das Fleisch von Opfern heidnischer Rituale verzichten, sie dürfen keine mit Blut zubereiteten Speisen zu sich nehmen und nur Tiere verzehren, die geschächtet sind.

Und selbst diese ermäßigten Regeln werden wohl binnen kurzer Zeit aufgehoben: Denn da die Zahl der Heidenchristen dank der Öffnung der Mission durch den Apostelkonvent nun rasant zunimmt, verringern sich die Bedeutung und der Einfluss der Jerusalemer Gemeinde zusehends.

Der Legende nach sterben die beiden wichtigsten Apostel in Rom: Paulus, der beim Kaiser Berufung gegen sein Todesurteil einlegen will (o.), wird um 63 n. Chr. hingerichtet, Petrus wenig später gekreuzigt. Über seinem vermeintlichen Grab erhebt sich heute der Petersdom

F

Für einen aber bedeutet der Besuch der Jerusalemer Glaubensbrüder eine handfeste Niederlage: Paulus.

Ihm muss es scheinen, als seien die Speisevorschriften der Tora plötzlich wieder wichtiger als die Gemeinschaft der Gläubigen. Die umgefallenen Gemeindebrüder sind für ihn Heuchler, die Verrat üben am Evangelium. Auch Petrus kommt bei ihm schlecht weg: Aus Angst und Feigheit vor den Jerusalemern sei der erste Apostel eingeknickt. Schlimmer noch: Der „Fluch" des Gesetzes sei durch die Hintertür zurückgekehrt.

Verbittert sagt sich Paulus von der Gemeinde in Antiochia los und verbreitet das Evangelium nun auf eigene Faust. Damit nimmt er die Tradition jener unabhängigen Wanderprediger auf, die schon seit den ersten Tagen des neuen Glaubens durch die Lande ziehen.

Systematisch dehnt er sein Missionsgebiet immer weiter nach Westen aus. In Makedonien betritt er erstmals europäischen Boden, gründet schnell wachsende Gemeinden in den Städten Philippi und Thessaloniki.

Er wird zum Nomaden, lebt meist ohne festen Wohnsitz, trotzt Gewalt und Verfolgung: Niemand habe so viele Mü-

hen ertragen wie er, wird er in einem Brief an die Gemeinde in Korinth behaupten, war häufiger im Gefängnis, wurde öfter verprügelt.

Fünfmal habe er die „39 Hiebe" erhalten, die höchste jüdische Körperstrafe; „dreimal wurde ich ausgepeitscht, einmal gesteinigt, dreimal erlitt ich Schiffbruch, eine Nacht und einen Tag trieb ich auf hoher See". Nächte habe er durchwacht, „ertrug Hunger und Durst, häufiges Fasten, Kälte und Blöße".

Bald darauf erfährt sein Leben eine dramatische Wende. Bei einem Aufenthalt in Jerusalem im Jahr 57 löst Paulus einen Tumult aus: Er soll einen Nichtjuden in den heiligen Tempelbezirk mitgenommen haben – ein Vergehen, auf das nach jüdischem Recht die Todesstrafe steht.

Römische Soldaten greifen ein und verhaften den Apostel. Zwar sind Roms Behörden für das jüdische Gesetz gar nicht zuständig, doch liegt ihnen die öffentliche Ordnung am Herzen. Daher klagen sie Paulus wegen Unruhestiftung an, überführen ihn in die Provinzhauptstadt Caesarea und verurteilen ihn dort wahrscheinlich zum Tod. Doch er nutzt sein Recht als römischer Bürger und besteht darauf, gegen das Urteil Berufung einzulegen – beim Kaiser in Rom.

Um das Jahr 60 trifft Paulus in der Hauptstadt des Imperiums ein, verbringt dort vermutlich zwei Jahre unter Hausarrest. Über sein weiteres Schicksal schweigt das Neue Testament; vielleicht aber lehnt Kaiser Nero, der amtierende Imperator, seine Bitte ab.

Und lässt Paulus hinrichten.

V

Vermutlich verbringt auch der zweite große Mann der Urgemeinde seine letzten Jahre in Rom: Petrus. Zwar spricht das Neue Testament nicht ausdrücklich davon, doch eine Angabe im ersten Petrusbrief (dessen Autorschaft allerdings umstritten ist) verweist auf einen Aufenthalt des ersten Apostels in der Ewigen Stadt: „in Babylon", heißt es dort – ein Synonym für das Sündenbabel Rom.

Immerhin setzt sich die Überlieferung des Todes von Petrus – der angeblich am Tiber kopfüber gekreuzigt worden ist – derart nachhaltig fest, dass 300 Jahre später Kaiser Konstantin die Peterskirche über dem vermeintlichen Grab des Apostels errichten lassen wird.

Die Urgemeinde in Jerusalem überlebt die beiden Apostel nur um kurze Zeit: Als die Truppen des neuen Kaisers Vespasian nach einem Volksaufstand im Jahr 70 Jerusalem zerstören und die Juden vertreiben, flüchten auch die Christen von dort. Und der neue Glaube trennt sich nun endgültig vom Judentum.

Seine Heimat ist nun kein Land mehr, sondern die ganze Welt – denn überall, wo die Christen hinkommen, tragen sie ihre Botschaft weiter.

Es ist eine Botschaft der Erlösung, wie sie in der antiken Welt unerhört ist: Der Tod ist besiegt, das Böse unterworfen. Und nicht das Gesetz macht selig, keine unnahbare Autorität, sondern allein der Glaube an einen Schwachen, einen Gescheiterten, der für die Sünden der Welt am Kreuz gestorben ist.

Gab es im Jahr 40 vielleicht 1000 Christen auf der Welt, so sind es 60 Jahre später wohl schon mehr als 8000 – und um das Jahr 150 bereits über 40 000.

Auch die Gemeinden wachsen, werden von Kleingruppen, ein paar Dutzend Menschen stark, zu großen Einheiten von 800 und mehr Mitgliedern.

Und aus den herrschaftsfreien Versammlungen der Urgemeinde werden allmählich komplexe Gebilde, die auch auf Hierarchien nicht mehr verzichten: Gegen Ende des 2. Jahrhunderts verfestigt sich die Stufenleiter aus Diakonen, Priestern und Bischöfen, die noch heute gültig ist.

Das Christentum reißt alle GRENZEN nieder

Was aber genau das Christentum so attraktiv macht, dass die Bekehrten sich dafür mit Familie und Freunden überwerfen, mit ihrem sozialen Umfeld brechen und sogar dafür bereit sind, als Märtyrer zu sterben: Darüber werden die Forscher noch fast 2000 Jahre später grübeln. Sie werden die christliche *caritas* ins Feld führen, jene radikale Nächstenliebe, welche die Fürsorge für die Armen, andernorts der Willkür privater Gönner überlassen, zur festen Einrichtung macht.

Sie werden den Wert betonen, den das Christentum erstmals auch Frauen und niederen Schichten verleiht – gegen das Statusdenken der antiken Gesellschaft.

Doch das alles wäre vielleicht nichts ohne diese beispiellose Globalisierung des Glaubens, die alle Grenzen zwischen Völkern und Kulturen niederreißt. Ohne die radikale Offenheit, die auch den Armen, den Fremden und den Unreinen (und Unbeschnittenen) den Zugang zur Gemeinschaft der Glaubenden erlaubt.

Ohne jene Offenheit also, die bei dem Treffen der Apostel in Jerusalem im Jahr 48 oder 49 ihren Segen erhalten hat. ●

Jörg-Uwe Albig, *Jg. 1960, Autor im Team von* GEO*EPOCHE, war überrascht, dass sich die reformatorische Debatte des 16. Jahrhunderts um Gesetz und Glauben schon in den ersten Tagen des Christentums angedeutet hat.* **Julius Schnorr von Carolsfeld** *(1794–1872) hat die Geschichte der Bibel in 240 Holzschnitten erzählt.*

LITERATUREMPFEHLUNG

Dietrich-Alex Koch, *„Geschichte des Urchristentums. Ein Lehrbuch"*, Vandenhoeck & Ruprecht: sorgfältig abwägende Studie über die ersten 150 Jahre der Weltreligion.

NIEDER MIT DEN CHRISTEN!

Seit es Christen gibt, lässt die römische Obrigkeit die Anhänger der neuen Religion immer wieder verfolgen. Doch als das Imperium im 3. Jahrhundert n. Chr. in eine Krise gerät, erreicht die Hetzjagd eine neue Dimension – Tausende werden gefoltert und hingerichtet

Text: TILL HEIN; Karte: STEFANIE PETERS

Zu ihrer Hinrichtung wird die Frau am 7. März des Jahres 203 n. Chr. in die Arena von Karthago geführt. Vibia Perpetua hat sich öffentlich zum Christentum bekannt und geweigert, für das Heil des Staates und des Kaisers zu opfern, was im Imperium Romanum mit dem Tod geahndet wird.

Zum Gaudium der Zuschauer auf den Rängen lässt Roms Statthalter eine wilde Kuh auf die junge Mutter hetzen. Noch kurz vor ihrem Tod spricht sie anderen Christen Mut zu: „Haltet fest im Glauben und liebt alle einander, und werdet nicht irre an unseren Leiden." Dann rammt ihr ein Gladiator eine Klinge in die Kehle. Auch ihre vier Mitgefangenen werden hingerichtet.

Vibia ist nicht die erste Christin, die Rom wegen ihres Glaubens hinrichten lässt. Anhänger Jesu gelten den Herrschern des Imperiums schon seit mehr als 100 Jahren als suspekt.

Denn Religion ist im Imperium immer auch Politik, der Dienst an den Staatsgöttern oberste Bürgerpflicht. Allein deren Beistand, davon sind die Römer überzeugt, sichert ihrem Reich Macht und Wohlstand.

Die Christen hingegen beten nur einen Gott an, erklären alle anderen zu Götzen, verweigern sich dem öffentlichen Staatskult. Gerüchte über Rituale gehen um: Kindermörder sollen die Anhänger Jesu sein und Kannibalen.

Schon früh werden sie verfolgt: So gibt ihnen Kaiser Nero im Jahr 64 n. Chr. die Schuld am Brand Roms und lässt viele von ihnen grausam hinrichten. Und je weiter sich das Christentum verbreitet, desto häufiger geraten die Gläubigen in Konflikt mit der römischen Obrigkeit.

Trotzdem fühlen sich immer mehr Menschen von der christlichen Verheißung des ewigen Lebens angezogen. Allein in Nordafrika gibt es um 200 n. Chr. wohl bereits 70 Gemeinden.

Der neue Glaube verbreitet sich so stark, dass Roms Herrscher seine Autorität bedroht sieht. Septimius Severus, den Legionäre 193 n. Chr. zum Kaiser ausgerufen haben, konnte seine Macht erst nach einem längeren Bürgerkrieg sichern: Nun will er sein Regime konsolidieren und die Einheit des Römischen Reiches stärken – wozu auch der für alle Bürger verbindliche Staatskult gehört.

Die Christen aber verweigern die eingeforderten Kulthandlungen, untergraben damit die Autorität des Kaisers.

Als Vibia Perpetua sich öffentlich zum christlichen Glauben bekennt und das Opfer für den Kaiser verweigert, hat sie ihr Leben verwirkt.

Nach Überzeugung der frühen Christen gelangen Märtyrer wie sie direkt ins Paradies. Die Kunde von ihrer Todesverachtung (die sich bald herumspricht) stärkt den Zusammenhalt der Gläubigen: An den Gräbern von Märtyrern wie Vibia versammeln sich die Menschen zum Gottesdienst, um ihre Gebeine entsteht ein Reliquienkult.

Der Aufschwung des Christentums fällt in politisch turbulente Zeiten: Um das Jahr 250 n. Chr. sind die Römer in Bedrängnis. Im Norden bedrohen die Goten, Alemannen und Franken ihr Imperium, im Osten die persischen Sassaniden. Nicht wenige Menschen glauben, dass Roms Staatsgötter dem Reich ihre Gunst entzogen haben.

Und so verschärfen die Kaiser die Verfolgung der Christen immer weiter. Sie zwingen nun erstmals mit einem Edikt alle Bewohner des Reiches dazu, den traditionellen Göttern zu huldigen; wer sich widersetzt, wird enteignet, verbannt oder getötet. Kleriker werden gefoltert, Kirchen niedergerissen, Schriften verbrannt. Märtyrerverzeichnisse legen nahe, dass Tausende Anhänger Jesu hingerichtet werden.

Viele Christen weichen in den Untergrund aus, andere verleugnen ihren Glauben. Erst im Jahr 311 n. Chr. enden die Nachstellungen: Die Machthaber erkennen, dass ihr Kampf gescheitert ist – offenbar haben alle Verfolgungen das Christentum nur gestärkt, statt es auszulöschen.

Und so werden die Kaiser sich schon bald mit dem Glauben im Zeichen des Kreuzes verbünden. ●

um 200 n. Chr.

ZERSTÖRTE KIRCHEN, GEFOLTERTE JESUSANHÄNGER

Quellen: Bildatlas der frühchristlichen Welt, Gütersloh; Atlas zur Kirchengeschichte, Herder; Der Neue Pauly, Historischer Atlas der antiken Welt; Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums, J.C. Hinrichs; Atlas und Chronik zur Weltgeschichte, Putzger

Im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. breitet sich das Christentum nach und nach fast im gesamten Römischen Reich aus. Dutzende Gemeinden gründen sich, vor allem in der Levante, Kleinasien und der Ägäis, aber auch im Westen des Imperiums sowie in Nordafrika. Roms Herrscher sehen die neue Religion, die die alten Staatsgötter zu Götzen erklärt, als Bedrohung. Sie lassen Kirchen niederreißen, Kleriker foltern und viele Gläubige töten

Staatsreligion – *um 390 n. Chr.*

TRIUMPH DER VERFEMTEN

Über Jahrhunderte haben die Mächtigen im Imperium Romanum die Anhänger Jesu drangsaliert. Doch ab 311 n. Chr. beginnen die Kaiser, sie zu dulden, dann zu fördern. Schließlich erheben sie die neue Religion, auch aus politischen Gründen, sogar zum offiziellen Glauben des Reiches. Die Christen stehen nun auf Seiten der Macht und attackieren ihrerseits die alten Kulte. Die Erinnerung an die Zeit der Verfolgung aber bleibt, verkörpert durch die Märtyrer

Text: RALF BERHORST

Als Märtyrer gelten Christen, die für ihren Glauben Leid und Tod auf sich genommen haben. Der Legende nach – nur sein Grab in Rom ist sicher überliefert – dient der heilige Sebastian im römischen Militär und missioniert dort heimlich. Zur Strafe wird er mit Pfeilen beschossen

Ein Kampf tobt im Imperium

Rund 100 Stufen müssen die Gläubigen erklimmen, um dem Gott zu huldigen, der in dem Heiligtum über den Dächern Alexandrias residiert. Hier oben, auf einem Plateau im Südwesten der ägyptischen Hafenmetropole, erhebt sich eine der berühmtesten Kultstätten der antiken Welt: das Serapeion. Der Tempelbezirk ist die Heimstatt von Serapis, des Gottes der Heilung und der Fruchtbarkeit.

Über einem Fundament aus römischem Beton erheben sich Kolonnaden mit Säulen aus Granit, in deren Schatten die Wohnstuben der Priester und die Bibliothek liegen. Dahinter erst öffnet sich vor den Pilgern ein weitläufiger Innenhof. Linker Hand ragt die fast 29 Meter hohe Ehrensäule des römischen Imperators Diokletian auf, rechts schimmert Wasser in einem viereckigen Bassin, wohl ein kultisches Reinigungsbecken.

Aber prächtiger als sämtliche Bauten auf dem Plateau ist der von roten Granitsäulen umgebene Marmortempel des Serapis in der Nordhälfte des Hofes, der in seinem Innern die mehrere Meter hohe Statue des Gottes birgt und, so beschreibt es ein Besucher gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr., mit schimmernden Platten aus Gold, Silber und Bronze ausgekleidet ist. Derart gewaltig sei das Kultbild, dass es mit der rechten und der linken Hand die Wände des Heiligtums zugleich berühre. Nur das Kapitol in Rom, schreibt ein anderer Chronist, übertreffe das Serapeion an Herrlichkeit.

Um das Jahr 391 reicht die Geschichte des Heiligtums fast 700 Jahre zurück – so lange schon steigen Gläubige die Anhöhe zum Tempelareal hinauf. Sie schlachten Opfertiere, um den Gott gnädig zu stimmen, und entzünden Weihrauch. Sie beten zu Serapis, um von Krankheit zu genesen, sie huldigen ihm, damit er den Nil über die Ufer treten lässt und die Felder fruchtbar macht, manch einer sucht auch den Rat des Gottes und seiner Priester für Entscheidungen in der Zukunft.

Serapis ist nicht der einzige Angebetete, zu dem in Alexandria die Gläubigen kommen. Wohl 2500 heilige Stätten gibt es in der Stadt: ägyptische Tempel, römische Schreine, griechische Altäre, jüdische Synagogen, christliche Kirchen.

Denn Alexandria ist ein Schmelztiegel der Völker und Kulte an der Nahtstelle zwischen Afrika und dem Vorderen Orient, eine Stadt der relativen Toleranz. Es ist das Tor der römischen Mittelmeerprovinzen zu den Märkten und Händlern im Osten. Hier steht der Leuchtturm vor der Hafeneinfahrt, eines der sieben Weltwunder der Antike, hier erforschen Wissenschaftler und Philosophen die Geheimnisse der Erde und des Geistes.

Kaum eine Stadt im Imperium Romanum ist so weltoffen und kosmopolitisch wie Alexandria.

Doch unter der Oberfläche gärt es, immer weniger Einwohner huldigen noch öffentlich den alten Göttern. Seit den Sommermonaten des Jahres steigen wohl nur noch wenige Menschen die Stufen zu dem sonst so belebten Areal um das Serapeion hinauf.

Denn Roms Kaiser Theodosius I., ein Christ, hat in einem Edikt den Bewohnern Ägyptens verboten, ihren Göttern Opfer darzubringen und die Tempel zu kultischen Zwecken zu besuchen.

Das Gesetz allein aber reicht dem Bischof von Alexandria nicht. Theophilos ist seit 385 n. Chr. das Oberhaupt der wichtigsten örtlichen Gemeinde, die zwar Jahr um Jahr wächst – doch noch sind die Anhänger Jesu am Nil in der Minderheit. Der Gottesmann ist entschlossen, die alten Riten für immer auszulöschen und eine der größten Metropolen des Imperiums zu einer durch und durch christlichen Stadt zu machen.

Notfalls mit Gewalt.

Als Bauarbeiter bei Ausschachtungsarbeiten für eine christliche Basilika auf die unterirdischen Kammern eines Tempels stoßen, nutzt der Bischof, so überliefert es ein Chronist, die Gelegenheit, um die Heiden zu brüskieren – und sie so zu einer unüberlegten Revolte anzustacheln. Theophilos ordnet an, die gefundenen Kultobjekte zur Schau zu stellen: ein Sakrileg. Und der römische Zivilstatthalter lässt den Kleriker gewähren.

Die Provokation gelingt. Viele Einwohner Alexandrias empören sich, einige Bürger, angeführt von einem Philosophen und seinen Schülern, greifen sogar zu den Waffen. Rasch entbrennen Straßenkämpfe, bei denen zahlreiche Christen getötet oder verwundet werden. Auf den Prachtboulevards der Stadt herrscht plötzlich „offener Krieg“, wie der Chronist berichtet.

Was genau in der ägyptischen Hafenstadt geschieht, wie viele Menschen in die Straßenkämpfe verwickelt sind, darüber geben die erhaltenen Berichte aber kein verlässliches Bild. Denn Mythen und Legenden verdunkeln die Er-

Andreas, der Bruder von Petrus, trägt die Botschaft Christi Richtung Nordwesten. Nachdem er die Frau des römischen Statthalters in Patras zum neuen Glauben bekehrt hat, rächt der sich: Er lässt Andreas zu Tode peinigen

eignisse: Angeblich ziehen sich die heidnischen Aufrührer, da sie ihren Gegnern an Zahl weit unterlegen sind, mit einigen Gefangenen in den Serapis-Tempel zurück und verschanzen sich dort. Sie foltern ihre christlichen Geiseln, so heißt es, und zwingen sie zum Opfer an den verwaisten Schreinen und Altären.

Der römische Statthalter Alexandrias, zuständig für die Wahrung der öffentlichen Ordnung, informiert zunächst Kaiser Theodosius. Der Beamte scheut vermutlich das Risiko, den Befehl zum Sturm des Tempels zu geben, er will kein Blutbad verantworten.

Die Entgegnung des Imperators lässt er auf den Stufen des Serapis-Heiligtums verlesen: Theodosius erklärt die getöteten Christen zu Märtyrern – aber er begnadigt die Aufrührer (die den Tempel noch immer besetzt halten). Allerdings befiehlt er zugleich, „die Ursachen des Übels und die Wurzeln der Zwietracht auszumerzen".

Statt den Streit zu befrieden, löst die Order wohl Panik unter den Besetzern aus. Sie rechnen trotz der Amnestie mit einer Vergeltungsaktion durch die Obrigkeit und fliehen von der Anhöhe, so jedenfalls der christliche Chronist.

Vielleicht aber hat es die Verlesung des Schreibens, die Gräueltaten der Heiden und die Besetzung des Tempels überhaupt nie gegeben: Denn manches spricht dafür, dass sie die Erfindung eines christlichen Geschichtsschreibers sind.

Möglicherweise soll die fromme Fiktion – wenn es denn eine ist – nachträglich eine Tat rechtfertigen, die Bischof Theophilos längst beschlossen hat: die Zerstörung des Serapis-Heiligtums.

Sicher ist nur dies: Schon bald nach den Straßenkämpfen fällt der prächtige Tempelbau der christlichen Zerstörungswut zum Opfer. Wahrscheinlich eilen Eremiten und Mönche aus den Einsiedeleien und Klöstern im Umland nach Alexandria, um gemeinsam mit Soldaten des Statthalters die Anhöhe des Serapis-Tempels zu stürmen.

Sie dringen, so berichtet es der Chronist weiter, in den Tempel ein. Kurz nur halten sie am Eingang inne. Denn wohl jeder in Alexandria kennt die alte Prophezeiung, dass sich der Erdboden auftun und der Himmel einbrechen werde, sobald ein Sterblicher die Statue des Serapis berührt. Dann aber holt ein Soldat aus und schleudert dem Gott seine Streitaxt ins Antlitz. Der Bann des Gottes ist gebrochen.

In ihrem Furor stürzen die Eindringlinge die hölzerne, mit Gold und Elfenbein verzierte Statue zu Boden und

Bartholomäus muss sterben, weil er in Armenien die alten Götterbilder zerstört. Mit ihrem Selbstopfer tragen die Märtyrer dazu bei, dass sich das Christentum gegen alle Widerstände behauptet

schlagen ihr den Kopf ab. Mit Axthieben trennen sie Füße und Hände, Arme und Beine vom Körper und schleifen die Gliedmaßen an Seilen durch die Stadt.

Den mächtigen Torso des Serapis schleppen sie ins Amphitheater und zünden ihn dort an.

Die Erde bebt nicht, der Himmel bricht nicht zusammen über den Köpfen der Menschen: Alle Heiden sollen sehen, dass der Zauber ihres Gottes nicht wirkt.

In jenen Tagen des Jahres 391 oder 392 n. Chr. (ganz genau weiß es niemand, zu lückenhaft ist die Überlieferung) wird Alexandria zum Schauplatz eines Kampfes, der im gesamten Römischen Reich schwelt – und der eigentlich bereits entschieden ist: In einer Reihe von Edikten haben mehrere Kaiser in den Jahrzehnten zuvor alle anderen Kulte unterdrückt. Unter Theodosius wird das Christentum nun de facto zur Staatsreligion.

Doch den Radikalen unter den Christen ist das nicht genug; fanatische Mönche und Bischöfe attackieren die Heiligtümer Andersgläubiger. Ihr Ziel: alle Zeichen der alten Religionen zu zerstören und von der Erde zu tilgen.

Und die Obrigkeit stellt sich meist auf die Seite der Radikalen: vielleicht, weil manche ihrer Vertreter an die Macht des Christengottes glauben, sicher aber, weil sie hoffen, das von inneren und äußeren Gefahren erschütterte Reich im Zeichen des Kreuzes wieder einen zu können und so vor dem Zerfall zu retten.

Rund 80 Jahre vor der Attacke auf das Serapeion sind es noch die Christen, die vom Staat verfolgt werden. Lange Zeit hat die römische Obrigkeit alle Religionen und Kulte unterschiedslos geduldet, sofern ihre Anhänger die öffentliche Ordnung nicht gefährdeten und Ehrfurcht vor den Kulten und himmlischen Mächten bezeugten, von denen nach uraltem Glauben das Wohlergehen des römischen Gemeinwesens abhing.

Die Christen aber lehnen es ab, dem Staatskult zu huldigen. Neben dem einen Gott kann es für sie keine anderen geben. Schon früh erregen sie daher das Misstrauen der römischen Führung, kommt es immer wieder zu – meist lokalen – Verfolgungen.

Als das Imperium im 3. Jahrhundert n. Chr. in eine seiner schwersten Krisen gerät, weil an Rhein, Donau und Euphrat fremde Völker gegen seine Grenzen anrennen, grassiert die Angst, dass sich die Götter von den Römern abgewandt haben könnten. So groß ist die Sorge, dass im Jahr 249 ein Imperator erstmals sämtliche Reichsbewohner dazu verpflichtet, ein Bittopfer zu leisten, um die Götter zu besänftigen.

Als sich aber viele Christen weigern, die obligatorischen Weihrauch- und Trankspenden darzubringen und Opferfleisch zu verzehren, ist das aus Sicht der Staatsführung ein eindeutiges Zeichen ihrer fehlenden Loyalität.

Kommissionen überwachen die Einhaltung der Opfervorschrift. Wer sich widersetzt, muss mit Verhaftung, Folter, gar Hinrichtung rechnen.

Die Drangsalierung ist aber kein gezielter Angriff auf die christliche Gemeinschaft, sondern richtet sich gegen alle, die nicht opfern.

Eine Epidemie und fortgesetzte militärische Bedrohungen verschärfen für die Römer jedoch das Bewusstsein, den Zorn der Götter erregt zu haben. Schuldige sind schnell ausgemacht: die Christen.

Kaiser Diokletian fordert 303 n. Chr. in einem Edikt, deren Kirchen niederzureißen und ihre heiligen Schriften ins Feuer zu werfen. Er verfügt, die Anhänger des Mannes aus Nazareth aus allen öffentlichen Ämtern zu entlassen, und entzieht ihnen die Rechtsfähigkeit.

Und er verlangt erneut von sämtlichen Reichsbewohnern – gleichgültig, zu welchem Kult sie sich bekennen – Opfergaben an die Himmlischen.

Die Christen trotzen aller Gewalt

Trotz der Drohung mit Folter und Todesstrafe verweigern sich erneut viele Christen. Deshalb gehen auch nach Diokletians Abdankung im Jahr 305 die Verfolgungen weiter, vor allem im Osten des Reiches.

Erst 311 sieht Kaiser Galerius ein, dass er die Anhänger Jesu nicht dazu zwingen kann, gegen ihren Glauben dem Staatskult zu huldigen und jenen Göttern zu opfern, denen Rom nach eigener Überzeugung seinen Aufstieg und seine Größe verdankt. Die Politik der Verfolgungen ist gescheitert. Sie hat unzählige Märtyrer erschaffen und den Gemeinden Anhänger zugetrieben: Wahrscheinlich sind viele Römer fasziniert davon, dass es Menschen gibt, die bereit sind, für ihren Glauben zu sterben.

Mit dem Edikt von 311 wird das Christentum offiziell zu einer „erlaubten Religion“ im Römischen Reich.

Doch noch ist es ein Glauben unter vielen anderen, so wie die Kulte um Serapis und Isis, oder um den persischen Sonnengott Mithras, oder um die Muttergottheit Kybele in Kleinasien.

Dank des Erlasses von Galerius müssen die Anhänger Jesu sich nicht mehr im Verborgenen versammeln, um Gottesdienste zu feiern. Ihre Gemeinden dürfen nun Vermögen besitzen, Erbschaften antreten, Schenkungen empfangen, Grundstücke kaufen und Kirchengebäude errichten.

Doch sollen die Christen, so die Anweisung von Galerius, zu ihrem

eigenen Gott auch für das Wohlergehen des römischen Staates beten – wenn sie denn schon nicht zu den traditionellen Opfern bereit sind –, um das Gemeinwesen vor Schaden zu bewahren und so ihre Loyalität zur Obrigkeit zu bekunden.

Nun, nach dem Ende der Verfolgungen, treten immer mehr Menschen den christlichen Gemeinden bei. Sie hoffen auf die Erfüllung der Botschaft Jesu, die eine Überwindung des Todes und Erlösung im Jenseits verspricht.

Tatsächlich bietet das Evangelium den Gläubigen mehr als die heidnischen Kulte der Antike: Es stellt ihr gesamtes Leben unter moralische Anweisungen und Gebote und gibt dem Frommen so Halt in unsicherer Zeit. Es droht dem Sündigen mit Strafe, öffnet ihm aber zugleich die Möglichkeit zu Buße und Umkehr – und damit zum ewigen Leben.

Auch imponiert vielen Menschen die gelebte Nächstenliebe der Christen. Denn die Gemeinden sorgen für Kranke und Gebrechliche, für Waisen und Witwen, unterstützen mittellose Glaubensbrüder, suchen Gefangene in den Bergwerken auf. Ihre Gottesdienste stiften ein Gefühl der Zugehörigkeit, denn die christliche Botschaft richtet sich an alle, ungeachtet der Herkunft oder des gesellschaftlichen Standes.

Wie viele Christen zu dieser Zeit im Imperium Romanum leben, lässt sich nicht genau beziffern. Doch es gibt inzwischen vermutlich Hunderte Gemeinden in Palästina und Syrien, in Kleinasien, Italien und Nordafrika. Im griechischen Ostteil des Imperiums sind sie zahlreicher als im lateinischen Westen, in den Städten findet das Evangelium mehr Gefolgschaft als auf dem Land.

Von 312 n. Chr. an fördert ein Herrscher Roms sogar aktiv den vormals verfemten Glauben: Kaiser Konstantin.

Der Imperator ist davon überzeugt, den Sieg in einer wichtigen Schlacht dem Gott der Christen zu verdanken – am Abend zuvor war ihm in einer Vision ein leuchtendes Kreuz erschienen.

Konstantin zwingt seine Untertanen nicht, sich zu der Religion zu bekehren. Doch verschafft er der Glaubensgemeinschaft erste Privilegien: Er erklärt den Sonntag zum arbeitsfreien Feiertag, an dem Christen missionieren und ihren Gottesdienst zelebrieren können.

Der Herrscher lässt mehrere Basiliken in Rom errichten, darunter eine Kirche am angeblichen Grabmal des Apostels Petrus – dort, wo später der mächtigste Dom der Christenheit erstehen wird. Und auf seinem Totenbett empfängt der Imperator sogar die Taufe.

Constantius II., sein Sohn und Nachfolger, ist ebenfalls Christ. Und er ist radikaler als der Vater: Rigoros geht er gegen die alten Riten vor – auch aus politischen Gründen: Der neue Kaiser fürchtet, die oft im Geheimen ausgeführten Orakel und magischen Kulte könnten von seinen Rivalen um den Thron für konspirative Treffen genutzt werden.

Constantius und ein Mitregent schmähen die heidnischen Bräuche in einem Erlass als „Aberglauben“ und verbieten die nach wie vor praktizierte Wahrsagerei aus den Eingeweiden von Tieren. 354 n. Chr. untersagt Konstantins Sohn sogar sämtliche Opferpraktiken.

Die um 300 n. Chr. zum Christentum konvertierte Barbara aus der Stadt Nikomedia in Kleinasien erleidet, so die Überlieferung, ein grausiges Schicksal: Schergen verbrennen ihre Haut mit Fackeln, schneiden ihr die Brüste ab, ehe sie schließlich geköpft wird

Mehr noch: Er verfügt, dass alle heidnischen Tempel im Reich zu schließen sind und bei Todesstrafe nicht betreten werden dürfen.

Gut 320 Jahre nach dem Tode Jesu am Kreuz wird die Bewegung, die der Mann aus Nazareth begründet hat, dadurch entscheidend privilegiert.

Staatsreligion ist das Christentum damit indes noch nicht – niemand wird per Gesetz zur Konversion angehalten. Zudem verbannt der Herrscher die alten Kulte nicht völlig, duldet sie nur nicht mehr in der Öffentlichkeit.

Auch werden die Gesetze nicht überall umgesetzt. Das Reich ist groß, der Kaiser fern. Zu stark sind die traditionellen religiösen Werte der Menschen, als dass sie der Staat mit einem Federstrich beenden könnte. Noch immer hängt ja die Mehrheit der Reichsbewohner den alten Kulten an.

Zu eng sind darüber hinaus die Bindungen zwischen dem Kaiser und der größtenteils heidnischen Elite des Imperiums.

Viele Christen aber sehen in der Hinwendung der Kaiser zu ihrem Glauben mehr als nur eine persönliche oder politische Entscheidung: Sie deuten den Wandel als eine göttliche Fügung, einen Beweis ihrer Überlegenheit gegenüber Andersgläubigen.

Die heidnischen Rituale erscheinen ihnen als Relikte einer überkommenen Zeit, die es nun möglichst rasch und kompromisslos überall zu beenden gilt. Ihnen reicht es nicht, die Kultgebäude zu schließen: Sie wollen sie zerstören.

So fordert etwa ein zum Christentum übergetretener Senator in einer Streitschrift, die Staatsführung müsse alle heidnischen Praktiken „bis zur Wurzel ausmerzen“ und Weihestätten und Götterbildnisse vernichten: „Hinweg, heiligste Kaiser, hinweg mit all dem Tempelschmuck! Lasst die Glut eurer Münzstätten oder die Flamme eurer Schmelzöfen diese Götter rösten!“

Aber so weit wollen die Herrscher des Imperium Romanum nun doch nicht gehen. Auch die folgenden Kaiser bestätigen zwar (sofern sie Christen sind) mit Gesetzen die Unterdrückung der alten Kulte – eine Zerstörung aller heidnischen Tempel aber ordnen sie nicht an.

Staatsreligion

DER OBERSTE PRIESTER

Schon früh beanspruchen die Bischöfe von Rom unter ihren Glaubensbrüdern besondere Macht, weil sie sich in der Nachfolge des Apostels Petrus sehen, der in der Stadt gewirkt haben soll. Nach und nach werden sie zu den einflussreichsten Autoritäten des Christentums

Der Papst ist der mächtigste Kirchenfürst der Christenheit. Er ist das Oberhaupt der katholischen Kirche und gilt den Gläubigen als Nachfolger Petri, des ersten der Apostel, über den das Matthäus-Evangelium berichtet, Jesus selbst habe ihm die Leitung der Kirche übertragen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen."

Doch der Bischof von Rom hat nicht von Beginn an diese Autorität. Bei den großen Versammlungen, auf denen die Geistlichen theologische Probleme erörtern, ist er mehr als 100 Jahre lang nur einer unter vielen Kirchenführern.

Um 190 n. Chr. aber beansprucht Roms Bischof Viktor I. erstmals eine Vorrangstellung für sich: wohl weil er der geistliche Herr jener Stadt ist, in der Petrus bis zu seinem Märtyrertod gewirkt haben und in der er ebenso wie der Apostel Paulus begraben liegen soll.

Gut 60 Jahre später fordert Bischof Stephan I. von Rom, dass er als Nachfolger Petri auch besondere (von Jesus ja angeblich persönlich verliehene) Vollmachten innehaben müsse. Und Ende des 4. Jahrhunderts verfasst Bischof Siricius als Erster seine Mitteilungen in Form und Ton kaiserlicher Dekrete.

Keiner aber vertritt die Ambition, das Oberhaupt der gesamten Christenheit zu sein, so vehement wie Leo I., den die römische Gemeinde 440 n. Chr. zu ihrem Oberhaupt wählt. Er nimmt den Titel *Pontifex maximus* („Oberster Priester") an, und immer mehr Kleriker beginnen seine herausgehobene Position anzuerkennen: Als etwa ein Bischof in Gallien seine Befugnisse überschreitet und ein Amtsbruder, der sich in seinen Rechten verletzt sieht, dagegen protestiert, ist es Leo, der den Fall zugunsten des Klägers entscheidet.

Im Jahr 445 bestätigt der weströmische Kaiser Valentinian III. Leo als römischem Bischof offiziell die gerichtliche Entscheidungsgewalt in Kirchenfragen. Im eigenständigen Ostteil des Imperiums aber gilt Valentinians Wort nicht. Um sich auch dort zu behaupten, verfasst Leo eine dogmatische Schrift zum wohl größten theologischen Problem jener Epoche – der Frage nach der Natur Jesu: War er allein ein Gott oder auch Mensch? Und wenn ja, zu welchem Teil?

Leo erklärt, Jesus vereine sowohl die menschliche wie die göttliche Natur in sich, und zwar unwandelbar, ungetrennt, ungeteilt und unvermischt. Und setzt sich damit 451 n. Chr. auf dem Konzil im kleinasiatischen Chalkedon durch.

Seine Parteigänger jubeln: „Petrus hat durch Leo gesprochen." Die Versammlung erkennt sogar seine Hoheit im lateinischen Westen an – Leos Anspruch

Rom wird zum Zentrum der katholischen Christenheit, der spätere Petersdom zu deren wichtigstem Gotteshaus. Ab 445 n. Chr. entscheidet der Bischof der Stadt alle Streitigkeiten innerhalb der Kirche im Westen. Sein Titel leitet sich aus der Anrede ab, mit der ihn oströmische Christen ehren: *pappas* – »Vater«

auf die Führung auch im griechischen Osten hingegen lehnt sie ab.

Dennoch sprechen die oströmischen Bischöfe ihn in ihren Briefen nun zuweilen mit dem griechischen Ehrentitel *pappas* an, „Vater". Daraus entwickelt sich nach und nach ein Papst-Titel. (Amtsbezeichnung für den Bischof von Rom allein wird er erst unter Gregor VII. 1075.)

Im Westen baut Leo seine Macht weiter aus. Als 452 die Hunnen Rom bedrohen, zieht der Papst, so heißt es, deren König Attila entgegen und überzeugt ihn – vermutlich mit Geld –, die Metropole zu verschonen. Fortan gilt Leo als Retter der Ewigen Stadt. Deren Plünderung durch die germanischen Vandalen drei Jahre später kann er zwar nicht verhindern, doch immerhin hält er sie vom Blutvergießen ab.

Als Leo 461 stirbt, lässt er sich als erster Papst in der Peterskirche auf dem Vatikanhügel bestatten – so wie viele römische Bischöfe nach ihm, die sich nicht nur als Nachfolger Petri betrachten, sondern, daraus abgeleitet, auch als Stellvertreter Christi auf Erden (was aber erst im 12. Jahrhundert offiziell zu einem ihrer Titel wird). Der Bischof von Rom ist nun unangefochten die höchste Autorität der westlichen Kirche.

Und so wird sich 300 Jahre nach Leo der fränkische Herrscher Pippin III. ganz selbstverständlich an den Papst wenden und nicht an einen der anderen abendländischen Kleriker, als er eine kirchliche Legitimation für seinen fragwürdigen Anspruch auf den Königstitel benötigt. Zum Dank für die Unterstützung überlässt der Monarch Papst Stephan II. im Jahr 756 einige von ihm eroberte Gebiete in Italien. Pippins Schenkung begründet den Kirchenstaat: den Territorialbesitz der Päpste.

Dieses Zusammenwirken von geistlicher und weltlicher Macht prägt das nun anbrechende Mittelalter – und bis heute die Geschichte der Kirche. **Miriam Luge**

Kirche und Staat bilden eine Allianz

In dieser Zeit der Krise gelangt ein Mann in der Osthälfte des (seit fast einem Jahrhundert aus Effizienzgründen von bis zu vier Kaisern regierten) Imperiums an die Macht, der sich bei Feldzügen auf dem Balkan bewährt hat: Theodosius, Sohn eines Heermeisters aus Galicien. Er wird im Januar 379 zum Herrscher Ostroms erhoben und schließt schon bald Frieden mit den Westgoten.

Der 35-Jährige ist ein frommer Christ. Er entstammt einer wohlhabenden Familie, die sich zum Glauben Jesu bekehrt hat und ihn seither mit strenger Observanz befolgt.

Im Herbst 380 n. Chr. lässt er sich nach einer schweren Krankheit taufen (es ist durchaus üblich, das Sakrament erst als Erwachsener zu empfangen, damit man seine Kraft möglichst nicht mehr durch weitere Sünden schwächt).

Aus politischer Klugheit halten sie sich an ein ehernes Prinzip des römischen Vielvölkerstaates: Es gilt, im Inneren des Imperiums die Pax Romana zu wahren, die öffentliche Ordnung, und Tumulte möglichst zu vermeiden.

Das Niederreißen von Tempeln aber könnte Unruhen auslösen und das Vertrauen in den Staat erschüttern.

Denn die Gefährdungen von außen sind schon bedrohlich genug: Immer wieder muss das Reich seine viele Hundert Kilometer lange Grenze im Norden gegen die Einfälle germanischer Völker verteidigen. In Nordafrika belagern Nomadenstämme mehrere römische Städte. Auf dem Balkan lodern Aufstände von dort angesiedelten Westgoten.

Und 378 n. Chr. besiegen Germanen nur 200 Kilometer von Konstantinopel entfernt ein römisches Heer, vernichten zwei Drittel der Legionen, töten den oströmischen Kaiser und verwüsten anschließend die Donauprovinzen – die Völkerwanderung hat begonnen.

Die Niederlage ist ein Schock für Rom, das sich den Barbaren militärisch überlegen wähnte.

Vor allem aber verzichtet Theodosius als erster Kaiser, vermutlich gemeinsam mit seinem weströmischen Mitkaiser, auf den Titel des *Pontifex maximus* (siehe Kasten links). Seit den Tagen des Augustus waren die Imperatoren kraft ihres Amtes zugleich oberste Priester des Reiches und Aufseher über sämtliche Kulte – und so ist dieser Schritt ein eindeutiges Bekenntnis zum Christentum.

Theodosius ist entschlossen, das Reich religiös zu vereinen, um es so zu alter Stärke zu führen. Die heidnischen Riten aber haben in den Jahrzehnten zuvor ihre Bindekraft verloren.

Als neuen Erfolgsfaktor für das Wohl des Reiches sieht der Kaiser daher das erstarkende Christentum – und er ist offenbar bereit, auf dem Weg zu einem rein christlichen Imperium sogar Unruhen in Kauf zu nehmen.

Denn die Zahl der Anhänger Jesu hat seit den Tagen des Kaisers Konstantin stark zugenommen. Im Osten des Reiches sind sie vermutlich sogar schon in der Mehrheit.

Allerdings haben sich die Christen untereinander in theologische Streitigkeiten verstrickt. Theodosius nimmt sich daher als Erstes vor, diese Dispute zu beenden.

Gemeinsam mit seinen beiden christlichen Mitregenten im Westen erlässt er im Jahr 380 n. Chr. ein Edikt, mit dem sie alle Völker unter ihrer Herrschaft auffordern, „in der Religion zu verharren, die der göttliche Apostel Petrus den Römern überliefert hat".

Mit ihrem Erlass betonen die Kaiser ihren Glauben an die Heilige Dreifaltigkeit: die Göttlichkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist.

Das Gesetz richtet sich vor allem gegen Abweichler innerhalb der Chris-

tenheit – insbesondere gegen die Arianer, die behaupten, dass Jesus zwar ein Geschöpf des Allmächtigen und damit göttlich, aber nicht gottgleich gewesen sei. Sie gelten fortan als Ketzer.

Im Jahr darauf ergeht eine zweite Weisung, die den Erlass bekräftigt. Fortan ist das katholische Christentum – also jene Form, wie sie der Imperator von einer Kirchenversammlung in Konstantinopel als verbindlich und allumfassend (griech. *katholikos*) bestätigen lässt – die einzige erlaubte Konfession im Imperium.

382 n. Chr. setzt Theodosius gegen abtrünnige Christen sogar Inquisitoren ein; er verbietet den Ketzern, Priester zu weihen, ihre Glaubensauslegung zu lehren und sich zu versammeln. Er droht ihnen mit der Rache Gottes, mit Verbannung, dem Verlust von Ämtern und Rechtsfähigkeit, Stockschlägen oder der Todesstrafe.

Für manche späteren Historiker ist dies bereits der entscheidende Schritt hin zur Staatsreligion – das Ende einer langen Entwicklung, die unter Konstantin begonnen hat: An die Stelle der Privilegierung der Christen und der immer rücksichtloseren Unterdrückung anderer Kulte tritt nun die direkte Aufforderung, sich zum Glauben an Jesus zu bekennen.

Doch noch gibt es unter den Mitgliedern der Elite des Imperiums viele Nichtchristen, deren Unterstützung Theodosius braucht. Daher erneuert er zwar das Verbot der Eingeweideschau, geht aber nicht konsequent gegen Heiden vor.

Er muss ohnehin vorsichtig sein, denn in den ersten Jahren nach Amtsantritt ist seine Macht noch nicht gefestigt.

Häscher des Kaisers Valerian sollen Laurentius (Diakon der Gemeinde Roms) auf einem glühenden Rost zu Tode gequält haben. Später wird ihn ein anderer Imperator, der Christenfreund Konstantin, mit dem Bau einer Basilika ehren

Mehr als den Kaiser müssen die Anhänger der traditionellen Kulte ihre christlichen Nachbarn fürchten. Nicht wenige ranghohe Kleriker und Mönche träumen von der vollständigen Auslöschung des Heidentums. Im syrischen Apameia lässt der Bischof einen prächtigen Zeustempel niederreißen.

Es ist ein ungeheuerlicher Vorgang, der noch wenige Jahrzehnte zuvor kaum denkbar gewesen wäre. Denn jahrtausendelang haben die meisten Griechen und Römer den Gottvater und die anderen Bewohner des Pantheons der Götter mit heiliger Scheu verehrt. Cäsaren haben die Himmlischen angerufen, bevor sie in die Schlacht zogen, selbst Usurpatoren haben die Orakel befragt.

Über Generationen haben sich die Menschen die mythischen Begebenheiten um die Olympier weitererzählt, haben Dichter die Sagen gesammelt, Lustspielautoren und Tragöden die Gewaltigen besungen, berühmte Künstler ihre Abbilder aus Marmor erschaffen.

Doch diese Lebenswelt verschwindet nun nach und nach oder wird von dem neuen Glauben vereinnahmt.

Es ist der Beginn eines Epochenwechsels: das Ende der Antike.

Die Radikalen erheben sich sogar gegen das Judentum – jene Religion, aus der das Christentum ja einst hervorgegangen ist – und greifen Synagogen an.

Vor allem auf dem Land, wohin Asketen und Eremiten sich in Klausen zurückgezogen haben oder Mönche nach besonders strengen Regeln leben, wüten Christen gegen Andersgläubige, die es noch immer wagen, Opfer darzubringen.

Etwa gegen Bauern, von denen viele überzeugt sind, dass nur Weihegaben an die alten Götter sie wirklich gegen Dürre und Überschwemmungen, gegen Missernten und Viehplagen schützen.

Als ein christlicher Mob Weihestätten im Umland seiner Heimatstadt Antiochia attackiert, protestiert um 387 n. Chr. ein reichsweit berühmter Redner in einem offenen Brief: „Diese Leute in ihren schwarzen Gewändern laufen Sturm gegen die Heiligtümer mit Knüppeln, Steinen und Eisen, manche sogar mit bloßen Händen und Füßen. Die Dächer werden herabgerissen, die Mauern niedergehauen, die Kultbilder von ihren Sockeln gezogen, die Altäre umgeworfen, und bei alldem müssen die Priester entweder schweigen oder sterben!“

Wahrscheinlich bekommt Theodosius dieses Schreiben nie zu Gesicht – eine direkte Reaktion ist jedenfalls nicht überliefert. Die Tempelschändungen und Bilderstürme können dem Kaiser jedoch nicht verborgen geblieben sein.

Vermutlich geht er gegen die schlimmsten Ausschreitungen vor, zumeist aber lässt er sie wohl geschehen.

Z

Zu dieser Zeit beschäftigen ihn ganz andere Sorgen: Im Westen sind seine beiden Mitregenten durch einen Putschisten gestürzt worden. Im Frühjahr 388 setzt sich Theodosius an der Spitze dreier Armeen in Marsch, um den Widersacher niederzuringen.

Er besiegt das Heer des Usurpators in einer Schlacht im heutigen Slowenien, seinen Soldaten gelingt es, den Anführer des Putsches zu töten.

Damit ist Theodosius de facto auch Herrscher im Westen. Erstmals seit Jahrzehnten liegt die Macht über das gesamte Imperium Romanum wieder in den Händen eines einzigen Mannes.

Trotzdem verschärft der Kaiser seinen Kurs in Glaubensfragen zunächst nicht. Doch das wird sich bald ändern.

Noch im selben Jahr erreichen Theodosius in seiner Residenz in Mailand Nachrichten über religiöse Gewalt: Christen – darunter Mönche – haben, angestiftet von ihrem Bischof, in einem römischen Grenzort am Euphrat die dortige Synagoge angezündet.

Die Sache ist brisant, denn die Juden im Reich stehen unter dem Schutz des Kaisers, weil sie dem gleichen Gott huldigen wie die Christen.

Der Monarch kann die Angelegenheit nicht ignorieren. Er ordnet an, die Rädelsführer zu bestrafen. Der Bischof soll sogar den Wiederaufbau des zerstörten Gebäudes bezahlen.

Doch nun mischt sich der Bischof von Mailand ein: Ambrosius ist der einflussreichste Kirchenfürst im Westen (der Bischof von Rom besitzt noch keine allgemein anerkannte Autorität). Die Oberhäupter der christlichen Gemeinden haben längst weltliche Macht an sich gezogen, mancherorts sprechen sie Recht oder treiben Steuern ein.

Die Bischöfe übernehmen damit zum Teil die Aufgaben römischer Statthalter. Sie sehen sich als neue Schutzherren von Städten. Bald werden sie im Westen des Reiches mancherorts ganz die Herrschaft übernehmen, Ratsversammlungen und Magistrate ersetzen.

Auch das ist eine Zeitenwende – dereinst werden katholische Bischöfe sogar riesige Ländereien besitzen, Heere kommandieren, Bündnisse schmieden und Kriege führen.

Ambrosius wagt es nun, die Verfügung des Kaisers anzuzweifeln, und verwendet sich für den Amtsbruder am Euphrat: Er schreibt Theodosius, die Zerstörung der Synagoge sei ein gottgefälliger Akt gewesen.

Der Bischof am Euphrat werde zum Verräter an seinem Glauben, wenn man ihn zwinge, das verwüstete Gotteshaus instand zu setzen: „Kaiser, dir geht es darum, Rücksicht auf die öffentliche Ordnung zu nehmen. Doch was hat größere Bedeutung, eine bloß vordergründige öffentliche Ordnung oder die Sache der Religion? Die Strafgewalt des

Staates hat der Religion den Vorrang einzuräumen."

Das Schreiben ist eine Anmaßung. Der Imperator reagiert zunächst ausweichend. Doch Ambrosius bedrängt ihn nach einer Predigt so lange, bis Theodosius verspricht, den Prozess gegen die Brandstifter nicht weiter zu verfolgen.

Damit stellt der Herrscher seine Frömmigkeit über das Prinzip der Pax Romana.

Sein Einlenken ist eine historische Zäsur, die das Verhältnis von römischem Staat und katholischer Kirche verändert – und die auf Jahrhunderte nachwirken wird.

Denn sie prägt fortan die Beziehung zwischen weltlicher und geistlicher Macht; im Mittelalter werden Päpste Könige und Kaiser salben und krönen.

Doch schon bald wird der Kaiser zum Gefangenen seiner Entscheidung. Denn als genügte ihm der Triumph nicht, demonstriert Ambrosius wohl zwei Jahre später erneut seinen Einfluss auf den Herrscher: Wieder geht es um einen Aufruhr, allerdings um einen politischen, und nicht um eine Eruption religiöser Gewalt.

Als in der Garnisonsstadt Thessaloniki ein im Volk beliebter Wagenlenker der verbotenen Knabenliebe bezichtigt und verhaftet wird, stürmen dessen Anhänger das Gefängnis und töten einen hochrangigen Militärkommandanten.

Theodosius ordnet eine Vergeltungsaktion für den Lynchmord an – nimmt die Order aber dann zurück. Doch der zweite Befehl kommt zu spät. Seine gotischen Hilfstruppen haben bereits zahlreiche Menschen niedergemetzelt, angeblich haben die Soldaten sie dafür in eine Zirkusarena gelockt.

Die Eiferer setzen sich durch

Danach verweigert Ambrosius dem Kaiser im Frühjahr oder Sommer 390 n. Chr. das Abendmahl: Theodosius solle erst Demut vor Gott beweisen und Buße tun dafür, dass er die Untat ursprünglich angeordnet hat.

Und tatsächlich erscheint der mächtigste Mann des Erdkreises kurz darauf wie ein gewöhnlicher Sünder vor seinem Bischof. Er beweint öffentlich die befohlene Untat, bittet um Vergebung und wirft sich sogar auf den Boden.

Doch wohl erst am Weihnachtstag des Jahres 390 n. Chr. erhält er wieder das heilige Sakrament. Es ist eine Szene, wie sie bis dahin im Imperium Romanum unvorstellbar war: Der Kaiser beugt sich einem Bischof. Und der Bußgang von Mailand hat Folgen.

Denn nun verschärft Theodosius plötzlich seine Politik gegen die alten Kulte und nimmt deren Anhängern schließlich auch die letzten Rückzugsorte im Privaten. Unklar ist, was diese Wende bewirkt. Will er dem Bischof seinen Glaubenseifer beweisen? Oder fühlt sich Theodosius nun stark genug, die heidnischen Rituale endgültig zu verbannen?

Der Kaiser erlässt etliche Edikte, die in ihrer Summe die Stellung des Christentums als Staatsreligion untermauern. So verbietet er im Februar 391 in einem Schreiben an den Präfekten von Rom alle öffentlichen Opferhandlungen in der Stadt sowie das Betreten der Tempel zu kultischen Zwecken.

Zwei Monate später droht er hohen christlichen Beamten mit dem Verlust ihres Amtes und der Aberkennung ihres gesellschaftlichen Ranges, sollten sie zum Heidentum übertreten.

Im November 392 schließlich untersagt er sogar, Kulthandlungen in Privatgemächern zu vollziehen.

Jeder Verstoß gegen das Opferverbot oder das Verbot der Wahrsagerei gelten zudem fortan als *crimen publicum*, als Staatsverbrechen. Die Verfügungen

In Alexandria bekehrt die Christin Katharina, so der Mythos, derart viele Heiden, dass sie den Zorn des Kaisers auf sich zieht. Das Rad aber, mit dem sie gemartert werden soll, zerbricht. Vor dem Tod durch das Schwert rettet sie das dennoch nicht

werden immer enger und kleinlicher gefasst, sie untersagen bald sogar das Bekränzen jener Bäume, die manche Reichsbewohner als heilig verehren.

Für viele Historiker ist damit der Aufstieg des Christentums zur Staatsreligion endgültig besiegelt.

Wie viele Menschen es nun überhaupt noch wagen, sich zum Heidentum zu bekennen, ist nicht überliefert. Aus dem öffentlichen Leben aber sind die alten Rituale nun wahrscheinlich weitgehend verschwunden. Nur in abgelegenen Regionen werden sie hier und da weiter praktiziert.

In Griechenland, so berichten Chronisten, werden nach wie vor Stiere und Ziegen auf Altären geopfert.

Auf Sizilien und Sardinien bestechen Bauern angeblich Beamte, um weiter ihre Kultfeste zu feiern. Auch in Gallien, Spanien, Britannien und Nordafrika pflegen die Menschen vereinzelt ihre jahrhundertealten Bräuche.

Doch im Ganzen greifen die Gesetze des Kaisers: Sie verdrängen die alten Riten nach und nach aus dem Alltag der Menschen.

Noch aber hat Theodosius nicht die Zerstörung der heidnischen Heiligtümer angeordnet. Das ist auch kaum nötig. Denn seine Erlasse haben eine eigene Dynamik entwickelt.

Nirgendwo lässt sich das genauer beobachten als am Nil.

Im Juni des Jahres 391 n. Chr. schickt Theodosius ein Dekret an seinen Statthalter in Alexandria, mit dem er – wie schon zuvor für Rom – verbietet, heidnische Opfer darzubringen und die Tempel zu Kultzwecken zu betreten.

Die Stadt gilt als eines der letzten Zentren des alten Glaubens – nirgendwo sonst würden die Götter mehr verehrt als hier, hat ein Reisender wenige Jahrzehnte zuvor staunend notiert.

Und auf eine solche Willensäußerung des Kaisers hat Bischof Theophilos vermutlich nur gewartet.

Nach den von ihm ausgelösten Unruhen um 391 n. Chr. und der Schändung der Serapis-Statue rauben Christen nun die kostbaren Weihegaben aus dem Tempel und verwüsten das Heiligtum.

In einer Prozession lässt Theophilos vor den Augen der Bevölkerung Alexandrias die (angeblichen) Gebeine von Johannes dem Täufer zum Plateau hinauftragen, um den Tempelhügel für die Christenheit einzunehmen.

Damit die Andersgläubigen den alten Kult auch heimlich nicht wiederaufleben lassen können, siedelt Theophilos eine Mönchskolonie auf der Anhöhe an und lässt westlich des Säulenumgangs wahrscheinlich eine Kirche bauen. Fortan soll ein christliches Gotteshaus über den Dächern Alexandrias thronen.

Unten in den Straßen zerschlagen die Männer des Bischofs die Serapis-Büsten auf Wegpfosten und ersetzen sie durch Christuskreuze. Nach und nach reißen sie alle heidnischen Kultstätten nieder oder widmen sie um. Ein der

Mit einer Seilwinde ziehen Handlanger des Imperators dem Bischof Erasmus von Antiochia die Gedärme aus dem Körper. Im Mittelalter werden viele Märtyrer als hochverehrte Heilige in den offiziellen katholischen Kanon aufgenommen

griechischen Schicksalsgöttin Tyche geweihter Tempel wird zur Taverne, eine eiserne Figur des Gottes Herakles umgestürzt.

Geflügelte Statuen der griechischen Siegesgöttin Nike schleppen die Helfer des Bischofs in christliche Gotteshäuser, dort dienen sie fortan als Engelsfiguren.

Andere Bildnisse schmelzen die Christen ein, um aus dem Metall Münzen zu prägen. Nur eine Götterstatue in Affengestalt lässt Theophilos verschonen und in der Öffentlichkeit aufstellen, „damit die Heiden später einmal nicht abstreiten können, solche Götter verehrt zu haben", so der Bericht eines Augenzeugen.

Die meisten Gegner des Bischofs sind aus der Stadt geflohen. Alexandria ist nun eine „christusliebende Stadt", wie katholische Autoren schwärmen.

Die Behörden ahnden die Zerstörungen nicht. Im Gegenteil: Kaiser Theodosius (der 395 stirbt) veröffentlicht noch eine weitere Vorschrift. Wer in den eigenen vier Wänden den alten Kulten huldigt, soll sein Haus oder seinen gesamten Besitz wegen „Religionsfrevels" verlieren. Jedermann darf solche Vergehen zur Anzeige bringen – ein Freibrief für Denunzianten.

Die Plünderung des Serapeions wirkt wie ein Fanal. Fortan kommt es in vielen Provinzen des Reiches zu Zusammenstößen zwischen Heiden und christlichen Eiferern, die die Heiligtümer der alten Götter zerstören.

Eine Vorschrift aus dem Jahr 397 n. Chr. regelt, dass die Steine niedergelegter Tempel für die Ausbesserung von Straßen, Brücken, Aquädukten und Stadtmauern zu verwenden sind.

Auch Juden sind nun vermehrt Anfeindungen durch Christen ausgesetzt. Im Jahr 418 n. Chr. wird ihnen der Eintritt in kaiserliche Dienste per Gesetz verwehrt, auch als Rechtsanwälte dürfen sie nicht tätig sein.

Etwa zur gleichen Zeit verjagt in Alexandria ein Nachfolger von Bischof Theophilos die jüdische Bevölkerung aus der Stadt, lässt die Synagogen beschlagnahmen und gibt auch die Wohnhäuser der Vertriebenen zur Plünderung frei.

Fast ein halbes Jahrhundert nach dem Sturm auf das Serapeion erlässt ein neuer Kaiser ein letztes Edikt gegen die Tempel: Unter Aufsicht der Magistrate sollen sämtliche für heidnische Kulte errichtete Gebäude zerstört werden. Zudem behauptet er, dass es in seinem Reich keine Heiden mehr gebe.

Dennoch trauen sich wohl noch zwei weitere Jahrhunderte lang vereinzelt Menschen im Verborgenen, Mysterien zu feiern, Eingeweide zu beschauen oder den Flug der Vögel zu deuten. Doch sie sind nur noch eine kleine Minderheit, die schließlich ganz verschwindet.

Die Religion Jesu hat obsiegt.

S

Sie triumphiert, weil sie im Imperium nach und nach die Mehrheit der Menschen mit ihrer friedlichen Botschaft für sich gewinnen konnte – aber auch, weil sie zur Religion der Herrscher wurde.

Sie triumphiert zudem dank der Gewalt vieler Fanatiker, die keine anderen Götter mehr neben dem einen Allmächtigen zulassen wollen.

Der Klerus und der römische Staat arbeiten bei der Christianisierung zusammen. Und tatsächlich scheint sich die Hoffnung der Kaiser, das Reich durch die gemeinsame Religion zu einen, für kurze Zeit zu erfüllen.

Doch zu groß sind die politischen Schwierigkeiten, zu mächtig die Verwerfungen durch die Völkerwanderung, und so zerfällt das Imperium im Westen noch im 5. Jahrhundert n. Chr.

Der neue Glaube kann diese Erosion nicht aufhalten – so wenig wie es vermutlich die alten Götter vermocht hätten. Denn eine gemeinsame Konfession allein kann den Zusammenhalt und das Wohl eines Staatswesens nicht garantieren.

Zudem sind die germanischen Heerführer, die den Limes überrennen oder sich im Inneren des Imperiums erheben, oft selbst Christen.

Im Osten aber wird das einstige Imperium Romanum als Reich von Byzanz noch ein weiteres Jahrtausend fortbestehen. Konstantinopel bleibt christlich und trotzt seinen Feinden – auch wenn heute niemand mit Sicherheit zu sagen vermag, ob dies ein Verdienst Theodosius' des Großen und seiner Religionsedikte ist oder andere Gründe hat.

Eines aber lässt sich festhalten: Ohne das Imperium Romanum, ohne seine staatlichen Strukturen und sein Herrschaftsgebiet, das rund ums Mittelmeer reichte, hätte das Christentum vermutlich keinen Erfolg gehabt.

Ohne die Verbindung zu den Kaisern, ohne die Unterstützung der mächtigsten Männer der antiken Welt hätte die Kirche nie ihren universellen Anspruch geltend machen können. Und wäre das Christentum weiterhin geblieben, was es zu Anfang war: eine Sekte unter vielen. ●

Dr. Ralf Berhorst, *Jg. 1967, Autor in Berlin, war erstaunt darüber, wie sehr der Aufstieg des Christentums im Römischen Reich von Ausschreitungen gegen die alten Kulte begleitet war.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Karen Piepenbrink, *„Antike und Christentum"*, WBG: kompakte Darstellung zur Frühgeschichte des Christentums. Johannes Hahn, *„Gewalt und religiöser Konflikt"*, Akademie Verlag: quellennahe Darstellung, die die Vorgänge um die Zerstörung des Serapeions und anderer damaliger Tempel rekonstruiert.

MIT AXT UND **BIBEL**

Missionare wie der Angelsachse Bonifatius riskieren im frühen Mittelalter ihr Leben, um die verbleibenden Heiden in Europa zu bekehren

Text: IRENE STRATENWERTH; Karte: STEFANIE PETERS

Bonifatius will ein Zeichen setzen, einen Beweis der Allmacht Gottes erbringen, damit auch die Heiden im Osten des Frankenreichs die Überlegenheit des christlichen Glaubens anerkennen und sich bekehren lassen. Und so wird er an diesem Tag im Jahr 723 eigenhändig die Donar-Eiche fällen – einen alten Baumriesen, unter dem sich die einheimischen Chatten versammeln, um ihrem Wettergott zu huldigen und Kriegsrat zu halten. Viele Schaulustige sind zu dem Ort beim heutigen Fritzlar gekommen. Die Nichtchristen unter ihnen mögen insgeheim hoffen, dass der Gott Donar mächtiger ist als der Gott des Missionars aus England.

Der Legende nach braucht Bonifatius nur wenige Hiebe mit der Axt, um den Baum in vier gleiche Teile zu spalten, die zu Boden stürzen (in Wirklichkeit haben ihm wohl mehrere Männer geholfen, den Baum zu fällen). Die Umstehenden warten auf eine Reaktion. Doch nichts geschieht. Dass der Zorn Donars ausbleibt, beeindruckt die Chatten offenbar: Viele bekennen sich fortan zum Glauben Jesu, dessen Gewalt größer zu sein scheint als die ihres Wettergottes.

Bonifatius, der aus dem Holz der gefällten Eiche eine Kirche errichten lässt und sie dem Apostel Petrus weiht, hat die Ohnmacht des germanischen Gottes bewiesen. Er hält nun Massentaufen ab, gründet Kirchen und Konvente – und reist durch die deutschen Lande: predigt in Friesland, Hessen und Thüringen, ordnet die Kirche Bayerns, lässt Mönche und Priester ausbilden. Später wird man ihn dafür als den „Apostel der Deutschen" verehren.

Erst mit 40 Jahren hat sich der aus Angelsachsen stammende Bonifatius entschlossen, dem in der Bibel überlieferten Missionsbefehl Jesu zu folgen. Der Auftrag führt ihn in einen Teil Europas, wie er unchristlicher nicht sein könnte.

Denn das Christentum war zwar Ende des 4. Jahrhunderts in allen Regionen, die zum Imperium Romanum gehörten, die einzige reichsweit verbindliche Religion – und blieb dort auch nach dem Untergang des Reiches der dominierende Glaube. Doch in den Gebieten, die Rom nie hat unterwerfen können – in Nord- und Osteuropa, jenseits von Rhein und Donau –, werden oft noch die alten Götter verehrt.

Dort lesen viele Menschen die Zukunft aus Wasserstrudeln und dem Flug der Vögel, huldigen übernatürlichen Kräften wie Donar oder Odin, bitten sie um gutes Wetter, reiche Ernten oder einen Sieg in der Schlacht. Ihre Opfergaben – Feldfrüchte, Waffen, Schmuck, manchmal sogar Tiere oder Menschen – wirken wie ein Tauschhandel mit den höheren Mächten: Wer opfert, erkauft sich die Unterstützung der Götter.

Christliche Prediger wollen diesem Teufelswerk ein Ende bereiten. Und so ziehen sie los: Der Ire Gallus missioniert um 590 am Bodensee. Der Angelsachse Willibrord bricht ein Jahrhundert später zu den Friesen an der Nordseeküste auf.

Sie alle setzen ihr Leben aufs Spiel, denn Unwetter, Räuber, wilde Tiere drohen. Doch sie sind erfolgreich: Immer mehr Menschen lassen sich taufen, lassen sich von diesen so vorbildhaft lebenden und so wortstark das Himmelreich auf Erden verkündenden Mönchen überzeugen – und von ihren Taten, wie etwa dem Fällen der Donar-Eiche.

Zudem fördert der Papst die reisenden Prediger. Bonifatius etwa erhält 719 vom Heiligen Vater persönlich den Missionsauftrag über die germanischen Gebiete, 732 wird er sogar zum Erzbischof für die gesamte Mission dort erhoben.

Unaufhörlich breitet sich das Christentum nun in Nord- und Osteuropa aus – zuweilen von christlichen Herrschern mit dem Schwert durchgesetzt. So zwingt der Frankenkönig Karl der Große um das Jahr 800 den Sachsen mit brutaler Gewalt den neuen Glauben auf.

Im von Slawen bewohnten Südosteuropa verbreiten byzantinische Missionare den Christusglauben, um 988 wird dort die russisch-orthodoxe Kirche entstehen.

In Skandinavien setzt sich der christliche Glaube im 10. und 11. Jahrhundert durch, als sich die dänischen und schwedischen Königsfamilien taufen lassen. Und ins Baltikum tragen die Ritter des während der Kreuzzüge gegründeten Deutschen Ordens das Christentum mit der Macht ihrer Waffen.

Als sich der litauische Großfürst Jagiello 1386 taufen lässt, um die katholische Königin Polens Jadwiga heiraten zu können, ist auch der letzte Landstrich Europas offiziell christlich – rund ein Jahrtausend nachdem das Christentum de facto zur Staatsreligion im Reich der Römer erhoben worden war.

Bonifatius wird zu dieser Zeit längst als Heiliger verehrt. 754 ist er im Alter von etwa 80 Jahren noch einmal zu den Friesen aufgebrochen, um dort neu getaufte Gläubige feierlich zu firmen. Aber dazu kommt es nicht. Räuber überfallen sein Lager am Fluss Boorne in den heutigen Niederlanden, plündern und töten jeden Menschen, dessen sie habhaft werden können. Niemand überlebt.

Der Verkünder des Evangeliums, der Tausenden Friesen, Hessen und Thüringern das Evangelium gebracht hat, wird Opfer eines profanen Raubmordes. ●

um 750 n. Chr.

DIE VERBREITUNG DES EVANGELIUMS

Keltische Königreiche
Reich der Angelsachsen
Nordsee
Ostsee
Atlantischer Ozean
London
Friesen
Sachsen
Fritzlar
Hessen
Thüringen
Trier
Hauptmissionsgebiet des Bonifatius
Slawen
Bretagne
Paris
Loire
Rhein
Franken-reich
Poitiers
Bayern
Asturien
Awaren
Rhône
Langobardenreich
Donau
Schwarzes Meer
Adria
Toledo
Korsika
Rom
Konstantinopel
Córdoba
Sardinien
Byzantinisches Reich
Sizilien
Antiochia
Kalifat
Kreta
Zypern
Damaskus
Mittelmeer
Jerusalem
Alexandria
Memphis
Nil
Rotes Meer

Christliche Reiche
- Keltische Königreiche
- Reich der Angelsachsen
- Asturien
- Frankenreich
- Langobardenreich
- Byzantinisches Reich
- abhängig vom Frankenreich

Muslimisches Reich
- Kalifat

Quellen: Großer Historischer Weltatlas, Bayerischer Schulbuch-Verlag; P. Sluglett, A. Currie, Atlas of Islamic History, Routledge; Putzger, Historischer Weltatlas, Cornelsen; Putzger, Atlas und Chronik zur Weltgeschichte, Cornelsen; K. Fitschen, Wie die Deutschen Christen wurden, Palm Verlag; W. R. Shepherd, Historical Atlas, Henry Holt

0 600 km
GEO*EPOCHE*-Karte

Um 750 dominiert das Christentum weite Teile Europas: Es ist die vorherrschende Religion auf den Britischen Inseln, in Italien sowie im Byzantinischen und im Frankenreich – also vor allem in jenen Regionen des Kontinents, die einst zum Imperium Romanum gehörten. Ab 716 missioniert der Prediger Bonifatius in Hessen sowie Thüringen, reist zu den Friesen und Bayern – im Grenzland zum Osten und Norden Europas, wo viele Menschen vermeintlich aus der Natur die Zukunft lesen und an heidnische Götter glauben

Krieg im Namen GOTTES

Im Kampf um Lissabon verknüpfen sich im Jahr 1147 zwei gewaltige Konflikte des Mittelalters: die Kreuzzüge und die Reconquista – der Krieg der Christen gegen die Muslime in der Levante und die Rückeroberung der von Mauren beherrschten Iberischen Halbinsel —— Text: MATTHIAS LOHRE

Die Streitaxt erhoben, das Kreuz Christi auf dem Wams, reitet ein Ritter muslimische Kämpfer nieder. Der Krieg gegen die Mauren, wie die Muslime Spaniens genannt werden, währt jahrhundertelang

D

Dies ist die Zeit eines epischen Ringens zwischen dem Christentum und dem Islam um Glauben und Macht, das über Jahrhunderte auf drei Kontinenten ausgefochten wird. In Europa, Asien und Afrika.

Seit dem 7. Jahrhundert haben muslimische Herrscher ihre christlichen Rivalen mehr und mehr zurückgedrängt, haben zunächst die Stätten der Bibel im Heiligen Land erobert, sind dann über Afrika bis auf die Iberische Halbinsel und zeitweilig sogar ins Frankenreich vorgedrungen.

Um das Jahr 1080 erstreckt sich das Herrschaftsgebiet des Islam von der portugiesischen Atlantikküste über Nordafrika, Arabien, die Levante mit Jerusalem und das Zweistromland bis weit über den Indus im Osten. Und immer wieder fallen muslimische Reiterkrieger in das zu Byzanz gehörende Kleinasien ein und preschen sogar gegen Konstantinopel vor, die größte Stadt der christlichen Welt.

Doch jetzt holt die vereinte Christenheit zum Gegenschlag aus: Im Jahr 1095 bittet der byzantinische Kaiser seine Glaubensbrüder im Westen um militärischen Beistand gegen die islamische Bedrohung. Und trotz der sich immer weiter vertiefenden Spaltung von griechisch-orthodoxer und römisch-katholischer Kirche (siehe Seite 82) entschließt sich Papst Urban II., der Bitte nachzukommen.

Am 27. November 1095 appelliert Urban II. bei einer Versammlung im französischen Clermont an die abendländischen Fürsten, Ritter und Männer jeden Standes, den Christen im Osten beizustehen. Der genaue Wortlaut seiner Rede ist nicht überliefert. Nur eines ist gewiss: Die Anwesenden verstehen sie als Aufruf zur Befreiung Jerusalems von den Muslimen.

Damit beginnt ein Jahrhunderte währender Kampf der Christen gegen die Muslime, ein Kampf anders als alle früheren, die die Christenheit bisher geschlagen hat. An seinem Beginn haben die Christen nur ein verschwommenes Bild von ihren Gegnern. In seinem Verlauf aber werden sie den Muslimen immer unversöhnlicher gegenüberstehen. Mit weitreichenden Folgen.

Dabei hat Urban II. anfangs wohl nur einen begrenzten Feldzug im Sinn. Wer sich auf die gefährliche Pilgerreise begebe, predigt er, dem würden alle gebeichteten Sünden vergeben.

Spätere Prediger werden die Verheißungen für all jene, die im Zeichen des Kreuzes kämpfen, noch konkreter formulieren: Der französische Zisterzienserabt Bernhard von Clairvaux wird sogar „Totschlägern, Räubern, Ehebrechern, Meineidigen und Verbrechern aller Art“ göttliche Rettung zusagen, wenn sie nur aus reinen Motiven ins Heilige Land ziehen.

Das Versprechen auf den Erlass ihrer Sünden lockt Tausende fromme Christen an – darunter Bauern, Handwerker, Städter. Mindestens 130 000 Männer, Frauen und Kinder schließen sich ab dem Frühjahr 1096 dem Ersten Kreuzzug an. Viele lassen ihre Familien und Besitzungen zurück, ziehen zu

Krone und Schwert: Alfons I. wird 1139 der erste König von Portugal. Er will die Mauren aus Lissabon verjagen

SCHLACHTFELD DES GLAUBENS

Von Nordafrika sind die Mauren im 8. Jahrhundert auf der Iberischen Halbinsel eingefallen. Im Oktober 1147 umfasst das von mehreren muslimischen Herrschern kontrollierte al-Andalus noch Südspanien, bedrängt von christlichen Königreichen wie Portugal, das in diesem Monat Lissabon erobert

Die Christen treiben die Mauren immer weiter zurück, dank Siegen wie in der entscheidenden Schlacht bei Las Navas de Tolosa. Ende 1491 gehört den Muslimen nominell noch die Region um die Stadt Granada, doch auch die werden sie bald verlieren

Pferd und zu Fuß über den Balkan oder per Schiff übers Mittelmeer. Schon auf dem Weg sterben Tausende. Dennoch können die Kämpfer Jerusalem von den Muslimen erobern. Mehr noch: Sie lassen sich in der Region nieder und gründen dort bis 1102 vier Kreuzfahrerstaaten; die gesamte Küste der Levante ist bald in europäischer Hand.

Gott, so muss es den Siegern erscheinen, ist mit den Christen. Und er werde den frommen Kämpfern auch im Westen helfen, hoffen die christlichen Fürsten in Nordspanien und Portugal: beim heiligen Krieg um die Iberische Halbinsel.

„Reconquista" werden Historiker später die Auseinandersetzung zwischen den Muslimen und Christen in Spanien nennen: Rückeroberung.

Im Verlauf des 8. Jahrhunderts haben die Muslime große Teile der Iberischen Halbinsel erobert und als Provinz al-Andalus dem Reich der Kalifen einverleibt, der Nachfolger des Religionsgründers Mohammed. Erst nach der Schlacht bei Tours und Poitiers 732 konnte ihr Vormarsch gestoppt werden. Die Muslime zogen sich südlich der Pyrenäen zurück.

Doch im 11. Jahrhundert beginnt der Zusammenhalt innerhalb der muslimischen Welt zu bröckeln, auch in al-Andalus regieren nun mehrere Herrscher, erschüttern Kämpfe zwischen Rivalen die einstige Provinz der Kalifen.

Zugleich erstarken im Norden Spaniens einige christliche Königreiche, die zwar ebenfalls miteinander um Macht und Einfluss konkurrieren, sich aber nun in wechselnden Bündnissen gegen ihre muslimischen Nachbarn wenden.

Die Könige von León, Navarra, Aragón und Kastilien drängen die von inneren Konflikten geschwächten Muslime nach und nach immer weiter zurück nach Süden jenseits des Rio Douro, der bei Porto in den Atlantik mündet.

Auch Alfons I. nimmt im Frühjahr 1147 mit Santarém eine wichtige gegnerische Festung ein. Erst acht Jahre zuvor hat er sich zum ersten König Portugals aufgeschwungen und krönen lassen. Doch für die Eroberung des immer noch muslimisch beherrschten Lissabon, der bedeutendsten Hafenstadt der Region, reichen seine militärischen Mittel nicht aus. Die Bastion an der Mündung des Tejo in den Atlantik ist von massiven Mauern und von einer starken Garnison geschützt.

Da kommt der Papst dem Monarchen zu Hilfe. Denn seit er keine zwei Jahre zuvor abermals zum Kreuzzug gegen die Heiden aufgerufen hat, ist fast ganz Europa von Kriegseuphorie erfasst. Den Anstoß gibt diesmal die Eroberung der christlichen Festung Edessa in der heutigen Tür-

Der Kopf eines Feindes baumelt vom Sattel (r.), als christliche Kämpfer in Südspanien ein Heer der Muslime überrennen. Jede Sünde ist den Gotteskriegern vergeben, verspricht der Papst

Lissabon

CHRISTEN GEGEN CHRISTEN

Seit der Spätantike streiten die Christen Ostroms mit ihren Glaubensbrüdern im Westen über theologische Fragen. Jahrhundertelang schwelt ihr Konflikt – bis er sich 1204 in einer Schlacht um Konstantinopel entlädt

Im April 1204 fällt die größte Stadt der Christenheit in die Hände fremder Krieger. Die Angreifer erklimmen die Seemauer von Konstantinopel, überwältigen die Verteidiger und schlagen den byzantinischen Kaiser in die Flucht. Getrieben von Gier und Mordlust, wüten sie drei Tage lang in der Metropole, töten Einwohner, stehlen kostbare Reliquien und vergewaltigen Frauen auf dem Altar der Hagia Sophia, der größten Kirche der Welt.

Fast 900 Jahre lang hat Konstantinopel allen Bedrohungen getrotzt. Doch nun erlischt der fromme Glanz der Stadt. Und zwar durch Christenhand.

Denn die Eroberer kämpfen im Zeichen des Kreuzes. Es sind abendländische Glaubenskrieger, die eigentlich nach Ägypten ziehen wollten. Doch statt dort, wie geplant, die Muslime anzugreifen, hat sich das Heer in byzantinische Thronwirren verstricken lassen und einem gestürzten Kaiser zur Krone verholfen. Als der den Lohn schuldig blieb, stürmten sie die Stadt.

Doch der Hass, der nun so erbarmungslos ausbricht, ist älter. Seit Langem schon verläuft ein Riss durch die Christenheit: zwischen den Anhängern des Papstes in Rom und den orthodoxen („rechtgläubigen") Gefolgsleuten des Patriarchen von Konstantinopel. Begonnen hat dieser Streit in der Spätantike.

Denn schon zum Ende des 4. Jahrhunderts – als das Christentum zur Staatsreligion im Imperium Romanum aufsteigt – nimmt die Rivalität zwischen den Kirchenfürsten zu. Der Untergang des Weströmischen Reiches 476 n. Chr. lässt die Kluft weiter wachsen, weil der Kontakt zwischen Rom und Konstantinopel abnimmt. Immer weniger Gläubige im griechischen Osten sprechen Latein.

Auch in theologischen Fragen sind die Christen in Ost und West zunehmend uneinig – etwa wenn es um den Ursprung des Heiligen Geistes geht. Die Menschen in Konstantinopel glauben, dass der allein aus Gott hervorgeht, der römischen Lehre zufolge entspringt der *spiritus sanctus* dagegen auch dem Sohn.

Zudem weigern sich die Anhänger des Patriarchen am Bosporus, den Papst als Oberhaupt der Christenheit zu akzeptieren, wie der es verlangt. Sie billigen dem Nachfolger des Apostels Petrus lediglich einen Ehrenrang zu.

Roms Kaiser Konstantin (hier mit seiner Mutter Helena und der heiligen Agathe) macht Konstantinopel 330 n. Chr. zu seiner Residenz

Dennoch: Lange Zeit sind Lateiner und Griechen nur Konkurrenten, keine Feinde. Sie streiten – etwa darüber, wer die Heiden auf dem Balkan missionieren darf –, halten aber weiterhin Kontakt.

Doch 1052 kommt es zum ersten Eklat. Auslöser ist eine theologische Spitzfindigkeit: Weil die Anhänger des Papstes beim Abendmahl ungesäuertes Brot verwenden (und nicht Sauerteig wie die Orthodoxen), lässt der Patriarch von Konstantinopel alle lateinischen Kirchen und Klöster in der Stadt schließen.

Papst Leo IX., um Versöhnung bemüht, schickt 1054 eine Gesandtschaft an den Bosporus. Die Gastgeber weigern sich aber, den Römern wie verlangt bei einer Versammlung den Vorrang zu gewähren. Unter anderem deswegen legen die Gesandten eine Bannbulle auf den Altar der Hagia Sophia – ein Dokument, das den griechischen Oberhirten von allen Sakramenten ausschließt. Als Reaktion verhängt der Patriarch seinerseits den Bann über die Botschafter des Papstes.

Dieses Zerwürfnis gilt als eine der großen Zäsuren der Weltgeschichte, als Ursprung der Kirchenspaltung zwischen Katholiken und Orthodoxen. Doch tatsächlich bleibt der Eklat zunächst ohne große Folgen: Sowohl der Papst wie auch der Patriarch sterben, und schon bald spricht kaum jemand mehr über den Streit.

Unüberbrückbar wird die Kluft zwischen Ost und West erst, als der byzantinische Kaiser im Jahr 1095 den Papst um Hilfe gegen

Ein Kruzifix in byzantinischem Stil: Der obere Querbalken steht für das am Kreuz angebrachte Schild, das Jesus als »König der Juden« verleumdet

muslimische Angreifer bittet. Denn der religiöse Fanatismus der Kreuzritter, die nun nach Kleinasien ziehen, ist den orthodoxen Christen fremd – und die bewaffneten Pilger aus dem Abendland misstrauen den vermeintlich hochmütigen Byzantinern, fühlen sich von ihnen verraten, weil der Kaiser sie nicht ausreichend unterstützt.

Die Spannungen nehmen zu. 1182 fallen Bürger Konstantinopels über katholische Priester und Kaufleute in ihrer Stadt her, lynchen sie. Nun fordern immer mehr Anhänger der Westkirche die Eroberung der Stadt am Bosporus.

Im April 1204 sind sie am Ziel. Zwar gelingt es den Byzantinern, Konstantinopel zurückzugewinnen, doch der Hass bleibt. Alle Versuche, die Einheit der Kirche wiederherzustellen, scheitern. Als Byzanz schließlich 1453 an die Türken fällt, lebt die besondere Form der orthodoxen Frömmigkeit fort: vor allem in Griechenland sowie auf dem Balkan und in Russland – Regionen, die einst von Byzantinern missioniert worden waren.

Die Spaltung zwischen Ost- und Westkirche existiert noch heute, obwohl Papst Johannes Paul II. 2001 die Versöhnung suchte – und sich für die Plünderung Konstantinopels entschuldigte.

Joachim Telgenbüscher

kei durch Muslime. Die Verteidigung der Kreuzfahrerstaaten gilt in Europa als heiliger Auftrag. Selbst viele der mächtigsten weltlichen Herrscher können sich dem nicht entziehen.

Sowohl der französische König als auch der römisch-deutsche Herrscher führen jeweils ein eigenes Heer über den Balkan Richtung Osten. Und in der englischen Hafenstadt Dartmouth schiffen sich Einheimische, Schotten, Rheinländer, Friesen, Flamen und Normannen auf 164 Schiffen ein, um ins Heilige Land zu segeln.

Am 16. Juni 1147 legt die Flotte einen Zwischenhalt im Hafen Portos auf der Iberischen Halbinsel ein. Um die Kämpfer für seine Eroberungspläne zu gewinnen, ersinnt Alfons I. einen Plan: Er schickt den Bischof von Porto an den Hafen, wo der Geistliche den Fremden erklärt, der Monarch sei mit seiner Armee zum rund 300 Kilometer entfernten Lissabon geeilt. Dort erwarte er die Kreuzfahrer, um die Stadt mit ihnen zu erobern. „Denn die lobenswerte Sache ist es nicht, in Jerusalem gewesen zu sein“, ruft der Bischof den Männern zu, „sondern ein gutes Leben geführt zu haben auf dem Weg dorthin.“

Wen der Gewissensappell allein nicht überzeugt, den lässt der Kleriker wissen: Der König werde den Kreuzfahrern so viel Geld schenken, wie sein Staatsschatz hergebe. Zudem dürften sie die gesamte Beute aus der Plünderung Lissabons für sich behalten.

Davon lassen sich die Krieger überzeugen. Und so vereinigen sich Kreuzzug und Reconquista in diesem Sommer zu einer Bewegung von unwiderstehlicher Wucht.

Hunger soll die Muslime zur AUFGABE zwingen

Der Kampf um Lissabon beginnt am Nachmittag des 1. Juli 1147, und er wird zu einer der entscheidenden Schlachten der Reconquista. Gut 13 000 Mann der vereinten christlichen Truppen stehen vor der Metropole, die an einer Anhöhe liegt, gekrönt von einem gut gesicherten Festungsbau. Mit Schleudern schießen sie Steinbrocken über die Mauern, um die Verteidiger herauszulocken.

Ein Trupp von 3000 Mann berennt die ungeschützte Vorstadt. Aber immer wieder müssen die Angreifer Deckung suchen. Denn von den Dächern werfen die Verteidiger Steine auf sie hinab. Auch von der höher gelegenen Stadtmauer aus prasseln Pfeile auf sie nieder. Plötzlich wagen die

Muslime einen Ausfall, stürmen durch ein Tor in Lissabons Vorstadt. In den Gassen kämpfen die Kontrahenten Mann gegen Mann. Kreuzritter gehen verwundet zu Boden, ihre Kameraden aber hasten weiter bergauf, suchen nach einem offenen Zugang zur Stadtmauer. Vergebens.

Bis zum Abend wogt die Schlacht hin und her, ohne dass einer Seite ein entscheidender Schlag gelingt. Als die Sonne untergeht, haben die Ritter nur die Vorstadt besetzt, die Verteidiger ziehen sich hinter die sicheren Mauern zurück.

Die Einnahme Lissabons im Handstreich ist gescheitert: Ganz so leicht wie erhofft wird der Sieg für die Kreuzfahrer wohl nicht sein. Sie beginnen mit der Vorbereitung einer Belagerung.

Die christlichen Krieger zimmern eine Ramme sowie zwei hölzerne, knapp 30 Meter hohe Belagerungstürme. Sie lassen Boote an der Küste patrouillieren; nachts stehen Hunderte vor den Mauern Wache: Lissabon ist abgeriegelt.

Vermutlich hoffen die Angreifer darauf, dass in der belagerten Stadt eine Hungersnot ausbrechen und die Verteidiger zur Übergabe zwingen wird. Denn viele Bewohner der umliegenden Orte sind vor den herannahenden Kriegern nach Lissabon geflüchtet. Die Versorgung ist knapp, die außerhalb der Mauern gelegenen Proviantdepots sind für die Verteidiger nicht mehr zu erreichen.

Trotzdem halten die Muslime durch. Sie setzen Belagerungstürme in Brand und halten die Christen durch ständigen Beschuss davon ab, einen Tunnel in Richtung Stadtmauer zu graben.

Sechs Wochen vergehen im täglichen Kleinkrieg mit Attacken auf die Bastion, die zurückgeworfen werden, mit vergeblichen Rammstößen an die Tore und missglückten Vorstößen der Belagerungstürme. Die Kreuzfahrer werden ungeduldig: Wieso riskieren sie überhaupt Gesundheit und

Leben hier am Rande Europas? Sie könnten ihre Kraft doch besser im Heiligen Land einsetzen.

Für die Eingeschlossenen wird die Lage immer dramatischer. Leichengeruch erfüllt mittlerweile die Straßen, weil es keinen Platz gibt, um die Toten zu begraben.

Im September gelingt es den Belagerern, trotz aller Widrigkeiten einen Tunnel bis unter die Stadtmauer zu treiben. An dessen Ende schichten sie brennbares Material auf und zünden es an. Als die Flammen die hölzernen Stützbalken des Stollens aufgezehrt haben, geht der Plan auf: Bei Sonnenaufgang des 16. Oktober 1147 stürzt die Mauer auf mehr als 60 Metern ein.

Lissabon steht den Angreifern offen. Wie entfesselt rennen sie über die Trümmer der Stadtmauer.

Doch sie kommen nicht weit. Entschlossen versperren die Verteidiger den Zugang. Sie weichen nicht zurück. Selbst dann nicht, als sie mit Pfeilen beschossen werden. Die Getroffenen „sahen aus wie Igel", berichtet ein Augenzeuge, und „harrten unbeweglich aus, als wären sie unverletzt". Gegen diesen Todesmut kommen die Angreifer unten an der Mauer nicht an.

Erst als es ihnen gelingt, einen Belagerungsturm bis an den Wall zu schieben (vor Brandpfeilen schützen sie Matten aus Rindsleder) und so die Zinnen zu überwinden, ist der Fall der Stadt besiegelt. Die Verteidiger sind zu geschwächt, um die Angreifer zugleich oben auf der Mauer und unten an der Bresche abzuwehren.

Am Abend des 21. Oktober legen sie ihre Schwerter nieder und bitten um Waffenstillstand. Nach 15 Wochen Belagerung sind die Christen am Ziel. Wieder einmal haben sie die Gewissheit: Sie kämpfen mit dem Segen Gottes.

Stadt um Stadt erobern christliche Kämpfer von den Mauren, darunter Lissabon. Hier stürmen Katholiken, geführt vom Regenten Kastiliens, mit Leitern und Belagerungstürmen 1410 Antequera in Südspanien

Doch ausgerechnet im Moment des Triumphs droht die Einheit der Angreifer zu zerbrechen. Drei Tage lang streiten sich Kreuzfahrer und Portugiesen über die Bedingungen der Kapitulation: Wie viel Beute dürfen die verschiedenen Landsmannschaften der bewaffneten Pilger mitnehmen? Und wer darf wann wie viele Männer in die Stadt schicken?

Schließlich stürmen am 24. Oktober 1147 mehrere Hundert Rheinländer und Flamen in die Stadt, um zu plündern. Die Engländer und der portugiesische König ziehen dagegen feierlich hinter den Bischöfen und einer Fahne mit einem Kreuz in Lissabon ein. Dabei singen sie das Te Deum laudamus: „Dich, Gott, loben wir".

Der Dankgesang begleitet ein Gemetzel: Die Kreuzfahrer brechen in Häuser ein, zerren die Bewohner unter Beschimpfungen heraus, rauben, morden, quälen.

In der Moschee finden die Eroberer fast 200 Leichen, die während der Belagerung nicht beerdigt werden konnten. Daneben liegen mehr als 800 Kranke in ihrem eigenen Unrat. Unter den Muslimen grassieren Seuchen.

In der Stadt und in den Nachbarorten sterben in den kommenden Tagen und Wochen noch Tausende Menschen. Ihre leblosen Körper liegen in Weinbergen, Dörfern und auf öffentlichen Plätzen, werden von wilden Tieren gefressen.

Die Christen haben einen wichtigen Sieg errungen. Denn mit Lissabon fallen auch die umgebenden Festungen der Muslime: Cintra ergibt sich, die Bewohner von Palmela sind bereits geflohen.

Der gesamte Norden der Iberischen Halbinsel ist nun in christlicher Hand.

Und es geht weiter mit der Rückeroberung, wenn auch in langsamen Schritten: Im Jahr 1212 fechten portugiesische Truppen in der Entscheidungsschlacht der Reconquista an der Seite von Kämpfern aus den nordspanischen Königreichen und vernichten bei Las Navas de Tolosa eine Armee des Kalifen. Damit ist der Weg in den äußersten Süden frei.

Zum Ende des 13. Jahrhunderts gibt es kaum noch muslimisch beherrschte Gebiete auf der Iberischen Halbinsel. Die Reconquista ist fast beendet. Nur das Emirat Granada wird noch bis 1492 den Christen widerstehen (siehe Karte); im gleichen Jahr erreicht die Flotte des Christoph Kolumbus im Auftrag der katholischen Majestäten Spaniens die Neue Welt.

Der Kampf um die Iberische Halbinsel hat die christlichen Herrscher gestärkt, hat sie in ihrem Glauben gefestigt – und in ihrer Zuversicht. Beim Aufbau ihrer Kolonialreiche in Amerika werden sich die Sieger der Reconquista immer auch als Missionare verstehen, die den Menschen jenseits des Ozeans einen Heil versprechenden Glauben und eine überlegene Kultur bringen.

Damit aber verlängern sie nur den Riss, der durch die Welt geht. Denn im Nahen Osten wendet sich das Blatt in dem epischen Ringen mit den Muslimen gegen die Christenheit.

Die Christen aber verlieren das HEILIGE LAND

Die Kreuzfahrer von Lissabon setzen erst im Februar 1148 ihre Reise ins Heilige Land fort. Als sie in der Levante auf die anderen Teilnehmer des Zweiten Kreuzzuges treffen, muss deren Anblick ein schwerer Schlag für sie sein: Von den Armeen der zwei Könige aus Deutschland und Frankreich sind nur noch erschöpfte Reste übrig.

Auf dem Weg durch Kleinasien haben sich die beiden Heere in Gefechten mit Muslimen aufgerieben. Und ihr Ziel Edessa liegt nach zwischenzeitlichen Kämpfen längst in Trümmern.

Damit existiert das ursprüngliche Motiv für den Zweiten Kreuzzug nicht mehr, außerdem haben es viele Kreuzfahrer gar nicht bis ins Heilige Land geschafft. Dennoch wollen die Überlebenden nicht mit leeren Händen heimkehren. Und so beginnen sie am 24. Juli 1148 mit der Belagerung des muslimisch beherrschten Damaskus.

Aber sie unterschätzen die Stärke des Gegners. Nach nur vier Tagen müssen die Christen aufgeben. Gedemütigt und geschlagen ziehen sie aus dem Heiligen Land ab.

So endet der Zweite Kreuzzug trotz der Eroberung Lissabons als Katastrophe. Und die Kreuzfahrer haben ihre Gewissheit verloren, mit Gottes Segen zu kämpfen.

Das christliche Abendland steht unter Schock. Zeitgenossen beschuldigen die Byzantiner sowie die christlichen Einwohner des Heiligen Landes, sie hätten die Kreuzfahrer im Stich gelassen. Ein Kleriker erklärt den Zweiten Kreuzzug im Nachhinein gar zu einem Werk des Antichristen. Der Teufel habe damit die wahren Motive der Kämpfer offengelegt: Habgier und die Furcht vor Bestrafung ihrer Sünden.

Dennoch wird es noch zahlreiche Appelle Roms zu weiteren Kreuzzügen geben. Der Papst erklärt den Kampf ums Heilige Land zur Sache der gesamten Christenheit – auch, um seinen Führungsanspruch zu untermauern und gegen die weltlichen Herrscher durchzusetzen.

Neben dem Ziel, die heiligen Stätten der Bibel zu verteidigen, gewinnt der Kampf um

Am 2. Januar 1492 endet nach acht Jahrhunderten die Herrschaft der Mauren in Westeuropa: Der letzte Emir von Granada (o. l.) übergibt den Schlüssel zum Tor der Stadt an die spanischen Monarchen

päpstliche Vorherrschaft immer mehr an Bedeutung. Denn manche Stellvertreter Christi rufen nun auch zum heiligen Krieg gegen ihre politischen Gegner und christliche Häretiker auf, und so kommt es nicht nur im Nahen Osten zu Kreuzzügen, sondern auch mitten in Europa.

Als 1204 bewaffnete Pilger sogar Konstantinopel erobern und plündern – die Metropole der östlichen Christenheit –, ist die Kreuzzugsidee für viele endgültig diskreditiert.

Zugleich verfestigt sich mit dieser Attacke die Entfremdung des päpstlichen Abendlandes von den griechisch-orthodoxen Glaubensbrüdern im Osten.

Das Zeitalter der Kreuzzüge endet mit dem Fall Akkons im Jahr 1291, der letzten bedeutenden Kreuzfahrerbastion in der Levante. Nach fast zwei Jahrhunderten gibt es kein christliches Königreich im Heiligen Land mehr zu verteidigen.

Das Erbe der Kriege im Zeichen des Kreuzes wird das Christentum dauerhaft prägen – wie auch den Islam. Die Erfahrung des gemeinsamen Kampfes trägt entscheidend dazu bei, dass die lateinische Christenheit sich als kulturelle und religiöse Einheit begreift. Aufseiten der Muslime etabliert sich der Gedanke eines Heiligen Krieges, auch wenn sich ihre Führer nie so eng zusammenschließen werden wie die Länder Europas, die geeint sind durch das römisch-katholische Papsttum.

Das Ringen zwischen Herrschern der beiden Glaubensrichtungen aber geht weiter: 1354 erobern erstmals Truppen des osmanischen Sultans europäisches Gebiet und stehen bald an der Donau. Erst vor den Mauern Wiens endet diese Welle der muslimischen Ausdehnung.

Und wie einst auf der Iberischen Halbinsel wird auch auf dem Balkan der Expansion des Islam eine jahrhundertelange Wiedereroberung durch christliche Mächte folgen.

Sie wird erst 1918 enden. ●

Matthias Lohre, *Jg. 1976, ist Autor in Berlin.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Jonathan Riley-Smith (Hrsg.), *„Illustrierte Geschichte der Kreuzzüge"*, Campus: anschauliche Einführung in das Thema, herausgegeben von einem renommierten Experten. *„The Conquest of Lisbon: De expugnatione Lyxbonensi"*, Columbia University Press: kommentierter Augenzeugenbericht über die Belagerung Lissabons 1147, spannend wie eine Reportage.

Angetan nur mit einer groben Kutte und einer Kordel als Gürtel, tritt Franziskus auf. Die Fresken in diesem Text haben der Italiener Giotto di Bondone und Mitarbeiter seiner Werkstatt ab 1297 an die Wände der Grabeskirche des Predigers in Assisi gebannt

DER ÄRMSTE DER ARMEN

Text: CONSTANZE KINDEL; Fresken: GIOTTO DI BONDONE

In einer Zeit, da Kathedralen gen Himmel streben, mächtige Bischöfe Schätze und Pfründen horten, fordert Franziskus aus dem italienischen Assisi eine Umkehr der Kirche zu ihren Wurzeln. Besitz lenke nur ab von Idealen wie Mildtätigkeit oder Nächstenliebe. Seine Lösung: radikale Entsagung

Nackt steht er auf dem weiten Platz vor dem Bischofspalast und der alten Kathedrale Santa Maria Maggiore in der umbrischen Bergstadt Assisi, nackt unter dem hohen Himmel Italiens, nackt vor der Menschenmenge und den steinernen Mauern, ein kleiner, dünner Mann mit schütterem Bart und Segelohren.

Seine dunkle Stimme klingt laut und klar über die Piazza. Er spricht von den Kleidern, die er abgelegt hat im Palast des Bischofs, von dem Erbe, auf das er verzichten will wie auf alles, was ihn mit dem Mann verbindet, den er seinen Vater genannt hat bis zu diesem Tag. Vorbei. Von heute an kennt er als Vater nur noch Gott, den Allmächtigen.

Franziskus, Sohn des reichen Tuchhändlers Pietro Bernardone, sagt sich los von allen Bindungen an die Welt, verzichtet auf allen Besitz, bricht mit Familie und Vergangenheit, um von nun an einzig und allein nach dem Evangelium zu leben, in der wahren Nachfolge Christi, in Wort und Tat.

Viele werden sich ihm anschließen. Aber wohl keinem von ihnen wird es gelingen, so radikal gegen sich selbst zu sein, wie Franziskus es vorlebt, der fortan der Ärmste der Armen sein will.

Als er an diesem Tag, wohl im Sommer 1206, in seiner Heimatstadt Assisi entblößt vor die Menschenmenge auf der Piazza del Vescovado tritt, ist er Mitte zwanzig. Ein junger Mann, suchend, getrieben, mit langen Schritten unterwegs auf seinem Weg zu Gott.

Wer kann begreifen, was ihn bewegt? Die Bürger von Assisi schwanken zwischen Staunen und Zweifel, Neugier und wohl auch unbändiger Wut. Denn da steht einer, der einfach aufgibt und wegwirft, wonach viele von ihnen ihr Leben lang vergebens streben werden, der zurückweist, was andere mühsam zu schützen und zu mehren suchen: Geld, Eigentum und alle Sicherheit, die materielle Dinge gewähren.

Da spricht einer, der sich anmaßt, dass er Gott im Verzicht so nahe kommt wie irgend möglich, näher als gelehrte Kleriker, geweihte Priester.

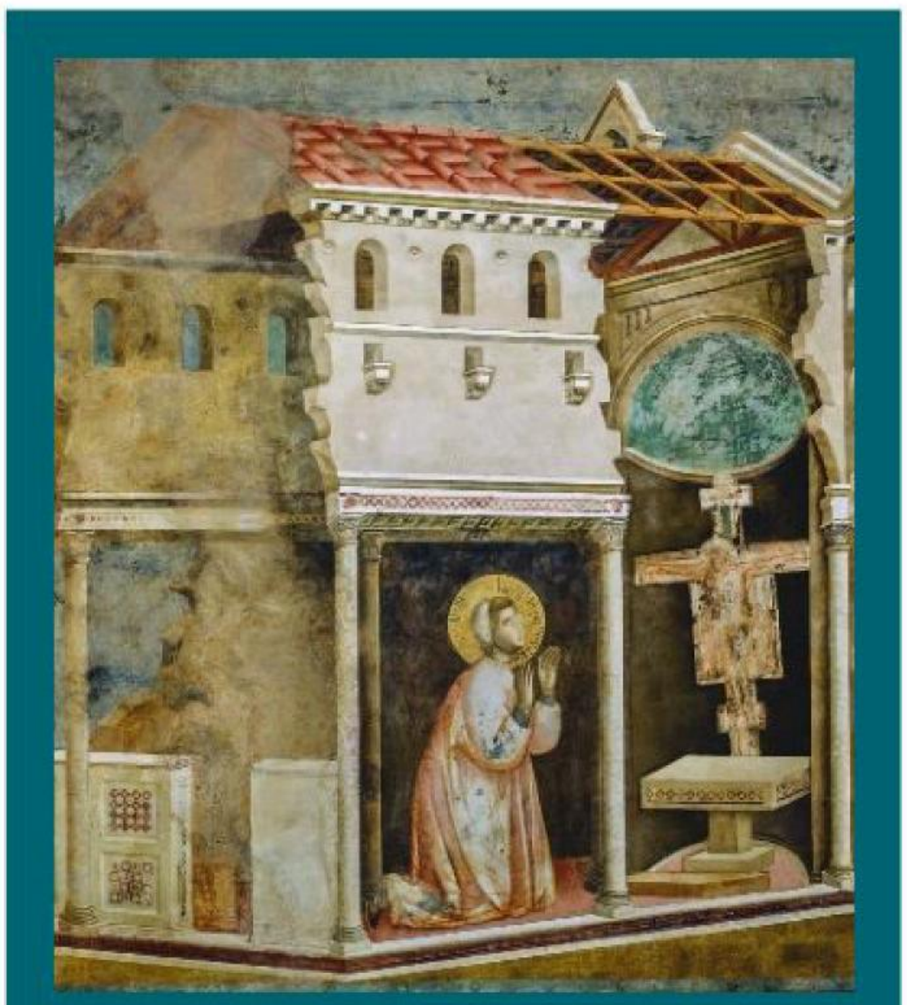
Da ist einer, der Kirche und Christenheit von Grund auf verändern will und der mit größter Gewissheit behauptet, dass der Allmächtige allein ihm dazu den Auftrag gegeben hat.

So jedenfalls wird es Franziskus erklären, so werden es Erzählungen über sein Leben berichten, in denen sich Wahrheit und Legende, Wunsch und Wirklichkeit über die Jahre untrennbar vermischen.

Es ist ein Leben, das den Zeitgenossen und ihren Nachfahren ganz und gar einzigartig erscheinen wird, so absolut ist seine Hinwendung zu Gott, so radikal die Weise, in der Franziskus seine Überzeugung lebt.

Dabei ist er nicht der Einzige, der die Notwendigkeit zur Reform der Kirche sieht und gelebte Armut als Mittel zu ihrer Erneuerung.

Seit mehr als einem Jahrhundert schwelt der Protest gegen Kleriker, die nicht nach den Regeln ihrer Weihen leben, in Italien und auch anderswo in Europa. Gegen Kirchenmänner, die das Zölibat nicht achten, die sich Konkubinen halten oder Ehen eingehen. Die käuflich sind, die Handel treiben mit



Vom Gekreuzigten selbst, so die Legende, erhält Franziskus den Auftrag, die Kirche zu erneuern (o.). 1206 sagt sich der Sohn eines reichen Tuchhändlers von allem los: seinem Vater, seiner Habe, seinem Erbe

Mit prächtigen Reliquiaren wie diesem in Hildesheim, das angeblich Finger der Heiligen Drei Könige enthält, lockt die Kirche Pilger an. Franziskus lehnt derartige kostbare Schreine ab. Er lebt in kompromissloser Armut

geistlichen Ämtern. Bereits um das Jahr 1100 hat eine Bewegung ihren Anfang genommen, die diesen gefallenen Gottesmännern durch unbedingte Besitzlosigkeit ein besseres Beispiel entgegenstellt. Getragen wird sie von frommen Laien, die ein streng religiöses Leben nach dem Vorbild des Neuen Testaments und der Apostel anstreben.

Als höchstes Ideal gilt den Anhängern der neuen Armutsbewegung die *Vita apostolica*: die selbst gewählte Bescheidenheit, die den Menschen läutert und seinem Dasein Sinn verleiht.

Armut als Opfer, Buße, Beweis wahren Glaubens. Armut, die schützt vor Sünde und Versuchung, für die aller Besitz anfällig macht. Steht nicht im Evangelium, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Wohlhabender in das Reich Gottes gelangt?

Denjenigen, die sich der Armutsbewegung anschließen, bleibt im Leben nichts als der Glaube.

Zu jener Zeit beginnt ein beispielloser religiöser Aufbruch, der alle Schichten der Bevölkerung erfasst. Sorge und Sehnsucht treiben die Menschen um.

Sie fürchten um das Heil ihrer Seelen, sie forschen nach Wegen, sich im Diesseits Gottes Gnade zu sichern für das Leben nach dem Tod. Die Sinnsuche fällt in eine Epoche, in der die Menschen durch Willen und Streben zu Wohlstand und Ansehen gelangen können, in eine Phase, in der fast überall im Abendland alte Ordnungen brüchig werden.

Der Aufschwung des Fernhandels begründet den Aufstieg einer neuen gesellschaftlichen Macht. Das Bürgertum gewinnt mehr und mehr Einfluss in den wachsenden Städten, und das soziale Ge-

Reliquien – etwa Überreste oder Besitztümer von Märtyrern, Heiligen – sind Zeugnisse des Glaubens. In Amiens liegt das vermeintliche Haupt Johannes des Täufers

füge wird so durchlässig wie nie zuvor. Findige Krämer und Handwerker bringen es zu Vermögen, alteingesessene Kaufleute verarmen. Bauern, die am Erfolg der Städter teilhaben wollen, scheitern. Das Heer der Bettler in den prosperierenden Städten wird stetig größer.

Angesichts des wachsenden Elends entscheiden sich unter den neuen Wohlhabenden viele Fromme für ein Leben in völliger Besitzlosigkeit. Vor allem in Italien und Südfrankreich verbreiten sich die Ideen der Armutsbewegung rasch.

Deren Anhänger missionieren eigenmächtig, verkünden das Evangelium, treten in den Städten mit Predigt und Seelsorge in Konkurrenz zu den Klerikern und Lehren der Kirche – als gewöhnliche Gläubige, denen kein Bischof Amt, Befugnis, Weihen verliehen hat. Wanderprediger ziehen umher, wettern gegen den Reichtum der Kirche und die Verweltlichung von Klerikern und Mönchen, verlangen Buße und Askese selbst vom Papst.

Gemeinschaften finden sich zusammen in Entsagung und Glauben, wie die Waldenser, die ein Kaufmann aus Lyon gründet, der seine Habe verschenkt und sein Leben der Predigt widmet.

Wie die Katharer in Frankreich, deren Mitglieder sich als Auserwählte sehen und materiellen Besitz ablehnen sowie die Sexualität: weil das Himmelreich nicht wiederkehren kann, solange die Menschen sich vermehren.

Wie die Humiliaten, die sich der Demut verpflichten, der *humilitas*, ohne Eigentum und nur von ihrer Hände Arbeit leben und die rauen Wollgewänder, in die sie sich kleiden, selbst weben. In vielen Städten Norditaliens leben sie zusammen unter Leitung von Vorstehern.

Und nahezu überall im Gebiet der römischen Kirche gründen sich Gemeinschaften von Eremiten, um ein gottversunkenes, von jeglichem weltlichen Ballast befreites Dasein zu führen.

Wohl einer Legende nach rettet Franziskus ein fallendes Kind (oben links). Nach seinem Verzicht auf allen materiellen Reichtum zieht er als Prediger über die Dörfer und lebt von Almosen

Sie wollen leben wie jene Einsiedler, die im Ägypten des 3. Jahrhunderts in die Wüste zogen. Menschen, die in Höhlen oder Ruinen hausten, sich in Fellkutten kleideten, beteten, meditierten. Die nach Buße strebten, innerer Einkehr und Versenkung in die Religion.

Um manche dieser Eremiten scharten sich rasch Gleichgesinnte. Wohl aus einer dieser losen Gruppen entstand um das Jahr 320 die erste klösterliche Gemeinschaft, die ein Leben in Abgeschlossenheit führte hinter Mauern und bewachten Pforten. Die Regeln, nach denen ihre Mitglieder lebten, beriefen sich auf das Evangelium, das Tugendhaftigkeit, Gehorsam und Armut lehrt.

Die Kirche ist in PRUNK erstarrt

Völlige Besitzlosigkeit aber vertrug sich schlecht mit dem selbst auferlegten Appell zur harten Arbeit. Denn der Ertrag machte die Klöster reich. Die Mönche und Nonnen blieben zwar persönlich mittellos, die Klöster aber häuften Güter an und banden damit ihre Mitglieder wieder an die irdische Welt, der sie doch eigentlich entsagen wollten.

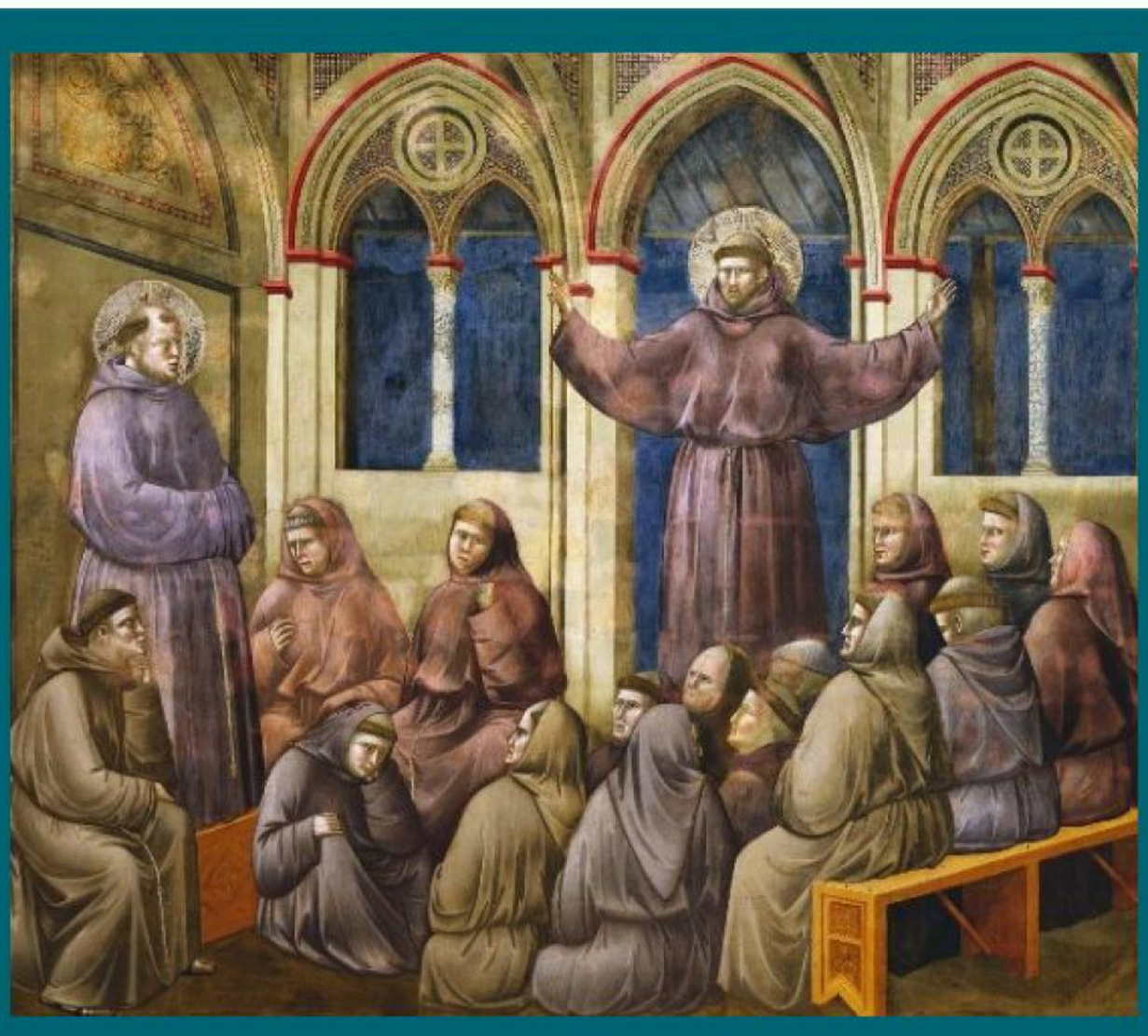
Je arbeitsamer eine Klostergemeinschaft war, desto wohlhabender wurde sie – und umso größer wurde der Zwiespalt, in den die Brüder und Schwestern gerieten. Immer wieder wurde dieser Konflikt über die kommenden Jahrhunderte aufgeworfen, immer drängender, je älter und mächtiger die Klöster wurden.

Innere EINKEHR ist das Ziel, nicht Gewinn

Erst nun, um das Jahr 1200, zeichnet sich eine neue Lösung für Christen ab, die in Askese Gott und den Menschen dienen wollen. Denn die gerade entstehenden Bettelorden haben kein Eigentum. Ihre Mitglieder sind nicht an ein Kloster gebunden, sondern an einen Orden, sie führen meist ein Wanderleben als Missionare und bitten um Almosen.

Einen dieser Orden wird ein Mann gründen, den sie *il Poverello* nennen, den „kleinen Armen".

Gegen Ende des Jahres 1181 kommt in der umbrischen Bergstadt Assisi der Kaufmannssohn Giovanni Battista Bernardone zur Welt, dem der Vater den Spitznamen Francesco gibt. Franziskus, Kind reicher Eltern, wird zu guten Manieren und gewissenhafter Arbeit im väterlichen Tuchgeschäft erzogen, lernt Lesen, Rechnen, Latein. Neigt als Jugendlicher zu verschwenderischem Leben, kleidet sich aufwendig und auffällig, gibt das Geld der Familie zum Vergnügen aus, ist immer der Lauteste und Lustigste unter seinen Freunden.



Franziskaner im provenzalischen Arles empfangen den Segen ihres Ordensgründers. Die Bettelmönche führen – anders als andere Klostergemeinschaften – ein Leben als heimatlose Wanderprediger

Das Ende dieser Sorglosigkeit beginnt, als die Bürger von Assisi in den Krieg ziehen gegen die Nachbarstadt Perugia. Franziskus kämpft in der Miliz seiner Heimatgemeinde und gerät nach einer verlorenen Schlacht im November 1202 in Gefangenschaft.

Ein Jahr lang bleibt er in Haft. Nach seiner Entlassung fesselt ihn eine Krankheit über Monate ans Bett. Erfahrungen, die jedes Leben erschüttern müssen, erst recht eines wie seines, das ihm und anderen, die ihn kennen, immer selbstverständlich leicht erschien.

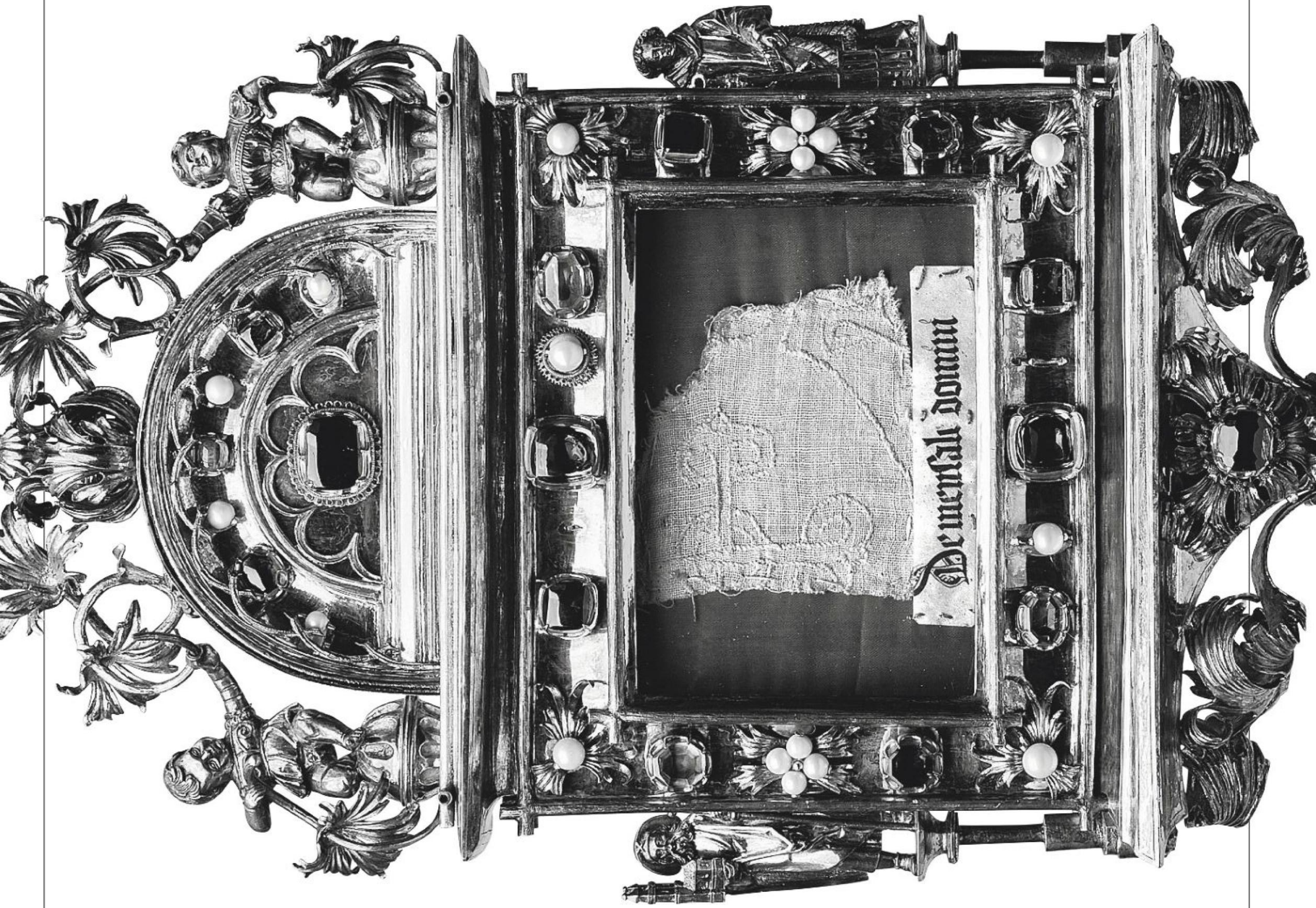
Wenig später schließt Franziskus sich einem Heereszug nach Süditalien an, sehnt sich danach, aufzusteigen in den Ritterstand. Doch er kommt nur einen knappen Tagesritt weit.

Bei einer Rast hört er im Halbschlaf eine Stimme, die ihm befiehlt, in die Heimatstadt zurückzukehren. Er hält sie für die Stimme Gottes. Wer könne mehr für ihn tun, fragt sie, der Herr oder der Knecht? Warum als Vasall einem Fürsten dienen statt dem Allerhöchsten?

Vielleicht ist es die Sorge darum, dass sein verschwenderisches Dasein und sein weltlicher Ehrgeiz Gott nicht gefallen könnten, die ihn umtreibt. Vielleicht die Einsicht, dass da mehr sein muss als nur Vergnügen. Zurück in Assisi jedenfalls, wendet sich Franziskus allmählich ab vom alten Leben.

Doch der echte erste Schnitt kommt erst, als er eines Abends noch einmal mit Freunden betrunken singend durch die

Ein Stück vom Tischtuch des letzten Abendmahls soll dieses Kleinod eines Nürnberger Künstlers bewahren. Vor allem Katholiken verehren Reliquien, von denen sie sich unter anderem Heilung und Schutz versprechen


Dñe·mus

Dieser Nagel (heute in Bamberg) soll vom Kreuz Jesu stammen. In Kirchen und Klöstern werden zahllose angebliche Reliquien des Gekreuzigten aufbewahrt, darunter seine Milchzähne und sein Grabtuch (das tatsächlich aber wohl erst um 1350 entstanden ist)

Dämonen schweben über der Stadt Arezzo, bis Franziskus sie im Namen Gottes vertreibt. Doch das Leben in extremer Askese fordert seinen Tribut. 1226 liegt er, völlig abgemagert, im Sterben

Straßen zieht und plötzlich innehält, ergriffen, wie entrückt: In diesem Moment, so schreiben es später Chronisten fest, wird ihm klar, dass sein Weg nur der in die Armut sein kann.

Ob die Erkenntnis nun in einem Augenblick entstand oder über Monate und Jahre: An diesem Tag jedenfalls beginnt seine Bekehrung. Der Kaufmannssohn wechselt auf die Seite der Besitzlosen. Er zieht sich zurück von seinen Freunden. Widmet sich der Fürsorge für die Bedürftigen, denen er Geld gibt sowie Waren aus dem Geschäft des Vaters und zuweilen das Hemd, das er am Leib trägt. Er geht in die Elendsviertel, um Aussätzige zu pflegen. Sucht in einer Grotte außerhalb der Stadt die Einsamkeit im Gebet.

An einem Tag im Sommer besucht er die halb verfallene Kirche San Damiano bei Assisi. Ein hölzernes Tafelbild in dem maroden Gotteshaus zeigt den gekreuzigten Jesus, blutend, umringt von Menschen, Heiligen und Engeln.

Franziskus kniet vor dem Gemälde nieder und betet. Und hört auf einmal, so berichten es später die Erzählungen seines Lebens, wie der Gekreuzigte zu ihm spricht: „Franziskus, geh und baue mein Haus wieder auf, das, wie du siehst, ganz und gar in Verfall gerät."

Später wird er in diesen Sätzen verborgene Bedeutung sehen, eine Mahnung zur Erneuerung von Kirche und Christenheit. Anfangs aber nimmt er Gottes Auftrag ganz wörtlich.

Mit Waren aus dem Tuchgeschäft seines Vaters reitet er in die Nachbarstadt Foligno, verkauft die Stoffe auf dem Markt und das Pferd dazu, um mit dem verdienten Geld die verfallene Kirche wiederaufzubauen. Als der Priester von San Damiano das Geld nicht annehmen will, wirft er es weg. Und der Vater wütet.

Einen Monat lang versteckt sich Franziskus in einer Höhle vor dessen Zorn. Taucht schließlich abgemagert, schmutzig und verwahrlost wieder auf, wird in der Stadt beschimpft, verhöhnt, mit Steinen beworfen, für verrückt gehalten von allen, die ihn kennen.

Der Vater schleppt ihn mit Gewalt nach Hause, sperrt ihn im Dunkeln ein, versucht ihn mit Worten der Vernunft und auch mit Prügel, abzubringen von seinem Weg, von den Ideen von Buße und Verzicht und Loslösung von der Welt.

Vergebens. Die Mutter lässt ihn schließlich frei.

Am Ende trägt der Vater den Konflikt vor Gericht. Er verklagt seinen Sohn auf Entschädigung für die unterschlagenen Waren. Doch die Richter erklären sich für nicht zuständig, da Franziskus als Autorität nur noch Gott anerkenne. Da bittet der Vater 1206 den Bischof von Assisi um Hilfe.

Noch sein letztes HEMD schenkt er weg

Franziskus macht aus dem Zusammentreffen ein Spektakel. Nutzt die Gelegenheit, seine Botschaft dramatisch in Szene zu setzen; legt seine Kleider ab und verlässt den Bischofspalast als Nackter, um der Menge auf dem Platz die Wende in seinem Leben zu verkünden. Immer wird er nun in Zeichen denken und handeln, immer große Gesten suchen für seinen Glauben.

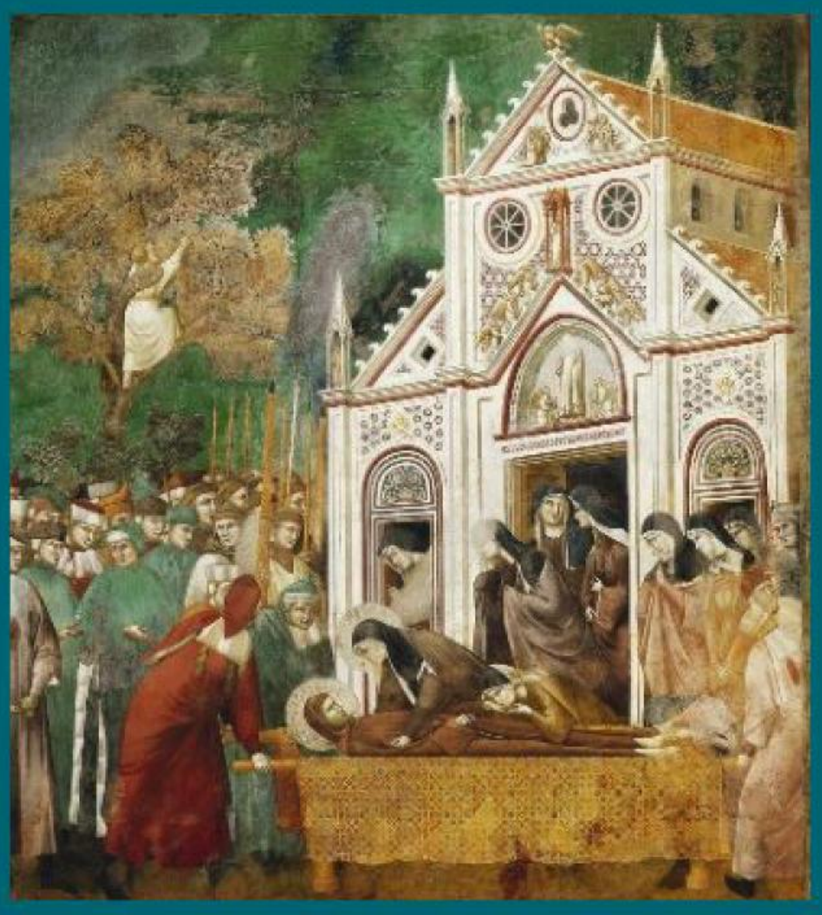
Der Vater bekommt sein Geld zurück. Und Franziskus geht unbeirrt weiter auf seinem Weg zur vollkommenen Armut, zur Erneuerung der christlichen Kirche, wie Gott sie gewollt hat.

Alle Kraft steckt der Bekehrte nun in den Wiederaufbau verfallener Gotteshäuser. Das Baumaterial bettelt er zusammen und verspricht den Spendern Lohn im Jenseits, wo Gott auf diejenigen

wartet, die auf Erden helfen, sein Werk zu tun.

Nur von Almosen lebt er nun. Steht singend zum Lob Gottes auf den Straßen und Plätzen der Stadt, glühend vom Fieber seiner neu gefundenen Glaubenstiefe. Kümmert sich nicht um den Spott der Menge, die seinen spirituellen Eifer für schiere Verrücktheit hält.

Der Vater beschimpft ihn, wenn er ihn so sieht, bis Franziskus schließlich mit einem Teil seiner Almosen einen Bettler bezahlt, der ihn jedes Mal bekreuzigt und segnet, wenn sein Vater ihn verflucht. Noch so ein Zeichen: Die Glaubensstärke von einem, der sich auf die Seite der Armen geschlagen hat, triumphiert über die Verwünschungen seiner Familie. „Meinst du nicht", fragt er den wütenden Pietro Bernardone, „dass Gott mir einen mich segnenden Vater gegen deine Flüche geben kann?"



Am 4. Oktober 1226 stirbt Franziskus in Assisi (hier seine Aufbahrung), nackt auf dem Boden einer Kirche liegend. Es ist der letzte Wunsch, den seine Anhänger ihm gewähren. Die absolute Armut werden sie wenig später aufgeben

An einem Morgen im Winter des Jahres 1208 liest ein Priester in der Kirche Santa Maria degli Angeli aus dem zehnten Kapitel des Matthäus-Evangeliums von der Aussendung der Jünger Jesu. Franziskus hört aufmerksam zu: Nicht mehr als einen Leibrock sollen die Jünger besitzen und den Menschen die Botschaft vom Reich Gottes predigen.

Und so tauscht Franziskus sein Gewand gegen eine Kutte aus grobem Stoff, den Ledergürtel gegen einen Strick und macht fortan die Predigt zur wichtigsten Aufgabe. Wendet sich an die Welt mit den Worten des Evangeliums, auf dass andere seinem Beispiel folgen mögen.

Schon im Frühjahr schließen sich ihm drei Männer an: zwei Juristen und ein Handwerker. Sie bauen sich eine strohgedeckte Lehmhütte als Bleibe und ziehen als Wanderprediger umher.

Als Büßer stellen sie sich den Menschen vor. Ablehnung schlägt ihnen entgegen in den Städten und Dörfern, in die sie kommen. Schäbig sehen sie aus und leben als Bettler auf Kosten anderer.

Und trotzdem wächst ihre Gemeinschaft, so schnell, dass Franziskus eine

Schon bald folgen ihm TAUSENDE Menschen

Regel abfasst, wenige kurze Zeilen aus den Evangelien, nach denen er mit seinen Brüdern leben will. Mit elf Gefährten bricht er nach dem Osterfest 1209 gen Rom auf, um den Segen des Papstes einzuholen für das Leben und Wirken seiner Gemeinschaft.

Regeln, wie Franziskus sie dem Papst vortragen will, ordnen seit Jahrhunderten das Leben von Mönchen. Denn mit dem Christentum haben sich auch Klöster in Europa ausgebreitet.

Um 529 n. Chr. hat der italienische Abt Benedikt von Nursia auf einem Felshügel zwischen Rom und Neapel die Mönchsgemeinschaft Montecassino gegründet und für das Leben dort Vorschriften verfasst, die später verbindlich werden für die meisten Konvente des Abendlandes.

Die „Regula Benedicti" schreibt Gebetszeiten, Ernährung, Kleidung vor, besagt, wie neue Mitglieder aufzunehmen und klösterliche Ämter zu versehen sind. Sie verpflichtet Mönche auf die *stabilitas loci*, die Ortsbeständigkeit, also dauerhafte Bindung an ein Kloster.

Für die Bruderschaft des Franziskus gilt diese Bindung nicht. Ihr Mönchsleben führen sie mitten unter den Menschen. Sie bekennen sich zu keiner weltlichen Heimat, nennen kein Haus ihr Eigen. Sie fühlen sich der Armut verpflichtet und wollen so dem Dilemma entkommen, das die Klöster seit ihren Anfängen beschäftigt, dass, wer hart arbeitet, zumeist Gewinn erwirtschaftet.

Franziskus glaubt, solchen Unbill fernhalten zu können von seiner Bewegung. Von Beginn an sucht er für sein Vorhaben Schutz und Anerkennung durch die Amtskirche. Er tritt nicht polemisch auf, wütend und fordernd wie

Auf ewig spendet dieses Armreliquiar den Segen des heiligen Bernward, einst Bischof von Hildesheim. Auch das Grab des Franziskus in Assisi wird zum Ziel der Verehrung, ja selbst seine zerschlissene Kutte

andere Reformer, sondern demütig, will sich nicht gegen die Kirche stellen, sondern sie aus sich selbst heraus erneuern.

Papst Innozenz III. weiß um den moralischen Erneuerungsbedarf seiner Kirche, um Korruption, Machtmissbrauch und Priester, die nicht leben, was sie lehren. Und er sucht das Gespräch mit den Kritikern. Reuige Wanderprediger der Waldenser, die seine Amtsvorgänger als Häretiker aus den Reihen der Kirche verstoßen haben, nimmt er in Gnaden wieder auf. Die ebenfalls der Ketzerei verdächtige Laienbewegung der Humiliaten hat er sogar zum kirchlichen Orden erhoben.

Innozenz und Franziskus sind auf Ausgleich bedacht. Aber ihre Ideen sind grundverschieden. Wo der eine bewahren will, träumt der andere von einer Kirche, die auf Macht und Besitz verzichtet.

Die schlichten Lebensregeln, die Franziskus dem Papst vorträgt, fordern radikale Armut für seine Gemeinschaft: Kein Eigentum soll ihr erlaubt, den Brüdern schon der Umgang mit Geld, das Berühren von Münzen verboten sein.

Diese Auffassung der Besitzlosigkeit ist absoluter als alle anderen zuvor in der Geschichte der römischen Kirche. Was Franziskus sich abverlangt, geht bis an die Grenzen dessen, was der Heilige Vater für menschenmöglich hält.

Und doch kann er die Bestätigung kaum verweigern. Denn Franziskus nimmt für sich und die Seinen in Anspruch, einzig nach dem Evangelium zu leben, in der Nachfolge Christi. Wer dieses Streben für zu radikal hält, der zweifelt an Christus selbst.

Der Papst lässt den zwölf Männern die Tonsur scheren, so berichten es drei

Gefährten des Franziskus. Die kreisrund kahle Kopfmitte macht sie offiziell zu Klerikern – und zu den ersten Mitgliedern einer neuen Bruderschaft.

Mittel- und heimatlos leben sie fortan: Büßer in kratzigen Wollkutten, die sommers wie winters barfuß gehen. Als Wanderprediger ziehen sie durch Dörfer und Städte und suchen auch den Austausch mit Eremiten in entlegenen Felshöhlen, verlassenen Kirchen, einfachen Hütten. Der Prunk und die Herrlichkeit der großen Gotteshäuser mit ihren goldenen Kreuzen, kostbaren Bildern und kunstvoll verzierten Schreinen für Reliquien sind ihnen zuwider.

Und ihre Zahl nimmt zu. Die Menschen, die sich ihnen anschließen, kommen aus allen Schichten der Bevölkerung, Arme und Reiche, Kleriker und Laien. Stand und Herkunft gelten nichts in der Gemeinschaft des Franziskus, die gut zehn Jahre nach ihrer Gründung wohl bereits 5000 Mitglieder zählt.

Die gelebte Gleichheit muss revolutionär scheinen in einer Zeit, in der die Kluft zwischen Arm und Reich vielerorts größer wird. Vor allem Armen und Nichtgebildeten will Franziskus seine Bruderschaft öffnen. Die heilige Einfalt ist ihm Ideal, seine Brüder warnt er davor, ihre Predigt nur auf Buchweisheit zu stützen.

Taten gelten mehr als Worte. Buße und Umkehr sollen sie vorleben, Frieden und Versöhnung. In Botschaft und Beispiel des Franziskus sehen die Massen bald Übermenschliches. Als engelsgleich wird er verehrt, als Vorbild aus einer anderen Welt. Als Versöhner der Menschen, Bewahrer der Schöpfung. Ein entrückter Heiliger auf Erden, der den Tieren predigt und dem Wind.

Franziskus wehrt sich gegen die Bewunderung: gibt einem der Brüder den Auftrag, ihn zu beschimpfen. Immer weiter treibt er die Demut, die Selbstverleugnung. Streut Asche über sein Essen, um den Geschmack zu verderben, verzichtet, wenn er fastet, gar auf Wasser, sehnt das Leiden herbei.

Der Mann des Friedens ist barmherzig gegen alle, nur nicht gegen sich selbst. Je mehr ihm folgen, je begeisterter sie ihn verehren, desto mehr spürt er, wie seine Bewegung ihm entgleitet. Tausende haben sich ihm angeschlossen, und immer lauter werden die Fragen, ob eine Gemeinschaft dieser Größe wirklich ohne Besitz auskommt. Vielen ist das Leben des Franziskus zu radikal, sind seine Vorstellungen zu exzentrisch, als dass die Massen sich nach ihnen richten könnten.

Und so überarbeitet der Ordensgründer die schlichte Lebensregel seiner Gemeinschaft mithilfe von Vertrauten und Kirchenjuristen: Aus der unabhängigen Bewegung, die jedem offenstand, wird ein zum Gehorsam gegenüber dem Papst verpflichteter Mönchsorden. Vor der Aufnahme in die Gemeinschaft steht fortan eine genaue Prüfung der Anwärter; die Wanderpredigt etwa muss von den Diözesanbischöfen genehmigt werden.

Nur in der Armutsfrage sind die Sätze der Regel unverändert radikal: „Die Brüder sollen sich nichts aneignen, weder Haus noch Ort noch irgendeine Sache."

Er sieht sich in direkter NACHFOLGE Jesu

Franziskus selbst aber entrückt der Welt immer mehr. Ist oft unzufrieden. Klagt über diejenigen seiner Brüder, die aus seiner Bewegung einen Orden wie alle anderen machen wollen. Im September 1224 zieht er in eine Hütte auf dem Berg Alverna in der Toskana.

Nach Wochen des Fastens und der Versenkung kehrt er zurück, gezeichnet mit den Wunden Christi: der blutenden Verletzung nahe dem Herzen, den dunklen Malen an Händen und Füßen.

Manchen Brüdern scheint es, als träten die Köpfe und Spitzen von Nägeln unter der Haut hervor. Mit dieser größten aller seiner Glaubensgesten – den fünf Wunden, die er sich wohl in religiöser Ekstase selbst beigebracht hat – stellt sich Franziskus dem Erlöser gleich.

Für manche ist das eine Anmaßung. Doch dahinter stehe, so glaubt heute der Tübinger Kirchenhistoriker Ulrich Köpf, keine unlautere Absicht „sondern das innigste Einleben in die Nachfolge Jesu bis hin zum Versuch einer Identifikation mit dem leidenden und gekreuzigten Heiland". Trotzdem: Nicht weniger als ein zweiter Christus will Franziskus offenbar sein; arm und gequält, will er wie der Heiland die Menschheit erlösen.

Zwei Jahre später liegt Franziskus im Sterben, bis auf die Knochen abgemagert und nach langem Leiden erblindet. Die Bürger von Assisi und seine Brüder wachen über ihn, denn die Gebeine des Ordensgründers werden nach seinem Tod kostbare Reliquien sein, ebenso wie seine armselige Kutte und der dazugehörige Gürtel.

Im Sommer 1226 verfasst er sein Testament, in dem er die Brüder erneut aufruft, seine Grundsätze zu achten, vor allem die heilige Armut.

Wenig später bringt man ihn in die Kirche Santa Maria degli Angeli, wo er am 4. Oktober 1226 stirbt, so wie er es wollte: nackt auf der Erde liegend – ein letzter gewährter Wunsch.

Soll die KIRCHE wieder in Armut leben?

Doch nach seinem Tod werden sich viele seiner Brüder nicht mehr gebunden fühlen an seinen Willen. Verehren wird man ihn, seine Reliquien in Florenz und Rom ausstellen, seine Ideale verraten.

Bald darauf geht der Orden in seiner Abkehr von den Grundsätzen seines Gründers noch weiter und verbreitet in einem Rundbrief die Nachricht von den Wunden des Franziskus – um so seine Heiligsprechung zu erreichen: „Noch niemals hat die Welt ein solches Zeichen vernommen, außer beim Sohne Gottes, Christus dem Herrn."

Vor einer Menge von Tausenden steht im Juli 1228 der neue Papst Gregor IX. in Assisi und nimmt mit Tränen in den Augen Franziskus, den kleinen Armen, in das Verzeichnis der Heiligen auf. Wenig später wird Gregor das Testament des Ordensgründers aufheben und die Franziskaner endgültig unter den Einfluss der Kurie bringen.

Zudem erlaubt er den Brüdern nun, Geldspenden anzunehmen – sofern sie von einem Treuhänder verwaltet werden.

Der unbedingte Gehorsam gegenüber der Kirche, auf den Franziskus in den Regeln bestanden hat, trägt so dazu bei, seine Prinzipien aufzuweichen.

Im Auftrag des Papstes lässt der Generalminister des Ordens Franziskus auf einem Hügel bei Assisi eine Grabeskirche mit angeschlossenem Konvent errichten, einen Prachtbau, dessen Wände später Fresken mit Szenen aus dem Leben des Heiligen schmücken.

All dieser Prunk für einen, der nicht mehr wollte, als Christus zu folgen, nackt und arm. Als Ägidius, einer der ersten Anhänger der Bewegung, die fertigen Gebäude besichtigt, stellt er spöttisch fest: „Brüder, ich sage euch, jetzt fehlen euch nur noch die Frauen."

Mittellos kann man die Franziskaner nicht mehr nennen. Der Orden wächst weiter, binnen weniger Jahrzehnte gründen sich Konvente in ganz Europa, von Sizilien bis Skandinavien, von Irland bis Polen. Ihre Missionare, die noch zu Lebzeiten des Franziskus ausgezogen sind nach England, Spanien, Frankreich, reisen nun bis nach China und Persien.

Franziskaner verkünden wie in den Anfangszeiten der Bewegung als Bettelmönche Gottes Wort. Aber sie rücken auch in die Nähe der Mächtigen, streben nach Einfluss: als Beichtväter und Berater von Kirchenfürsten und weltlichen Herrschern, als Theologen an Universitäten.

Immer heftiger wird in den Reihen des Ordens über die Frage der Armut gestritten. Der Konflikt droht die Franziskaner zu spalten: Manche wollen das Armutsgebot und die gesamte Regel des Franziskus wieder strikt und wörtlich befolgen, andere dem Orden in seiner Gesamtheit ein Besitzrecht zugestehen.

Die Auseinandersetzungen führen nach 1310 in Frankreich sogar zu Gewalt. Papst Johannes XXII., zur Schlichtung aufgefordert, verurteilt die Anhänger der radikalen Armut als Häretiker und lässt einige als Ketzer verbrennen.

Über die Bedeutung der Besitzlosigkeit aber wird weiter gestritten. Um die Ideale der Franziskaner ringt bald auch die geistliche und weltliche Obrigkeit: Wenn Christus als Mensch auf Besitz und Macht verzichtete, müsste dann nicht das Gleiche gelten für den Papst als seinen Stellvertreter auf Erden und die gesamte Kirche, die in seinem Namen handelt? Müsste die wahre Kirche nicht ärmer sein und machtloser?

Die Franziskaner reiben sich auf an der Frage der materiellen Armut.

1517 kommt es zur endgültigen Spaltung des Ordens – im gleichen Jahr, in dem in Deutschland ein Mönch Thesen verkündet, an denen die Einheit der gesamten Kirche zerbrechen wird.

Fast ein halbes Jahrtausend später gibt sich ein Heiliger Vater den Namen des Mannes aus Assisi. Der Papst, der sich Franziskus nennt, reist noch im Jahr seiner Wahl 2013 nach Assisi und besucht die Kirche von San Damiano, wo der Heilige einst die Stimme Gottes hörte, und die Krypta, in der sein Leichnam begraben liegt.

Im Bischofspalast, in dem Il Poverello einst seine Kleider ablegte und sich zum Verzicht bekannte, redet der Heilige Vater anschließend den versammelten Geistlichen ins Gewissen.

Die Kirche, sagt Papst Franziskus, müsse den Weg der Armut einschlagen – wahrer, gelebter Armut nach dem Evangelium, Armut, die allen Egoismus überwindet – und sich den Menschen zuwenden, die am Rande stehen.

Es sind Worte, wie sie auch der Mann aus Assisi hätte sagen können. ●

Constanze Kindel, *Jg. 1979, schreibt regelmäßig für* GEO EPOCHE. *Der Italiener* **Giotto di Bondone** *(1267 oder 1276–1337), der wie kein Maler zuvor seinen Figuren eine natürliche Körperlichkeit verlieh, war ein Vorläufer der Renaissance-Künstler.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Helmut Feld, *„Franziskus von Assisi und seine Bewegung"*, Primus Verlag: beschreibt anhand moderner Forschungsergebnisse und historischer Quellen anschaulich Leben und Denken des Gründers des Franziskanerordens. Gert Melville, *„Die Welt der mittelalterlichen Klöster: Geschichte und Lebensformen"*, C. H. Beck: gibt einen umfassenden Überblick über die Entstehung und Entwicklung des Klosterwesens seit der Spätantike.

KETZ

Brennen soll der Ketzer

Ohne Gnade geht die katholische Kirche gegen zahllose Christen vor, die ihre Lehren infrage stellen. So wie gegen den böhmischen Priester Jan Hus, der wider Habsucht, Unmoral und Heuchelei der Kleriker predigt. 1415 verurteilt das Konzil von Konstanz den Reformer zum Feuertod

Text: REYMER KLÜVER

Tausende Schaulustige sehen am 6. Juli 1415 in Konstanz bei der Hinrichtung des vermeintlichen Häretikers Jan Hus zu. Um den Gelehrten zu demütigen, haben die Schergen ihm eine Spottmütze aufgesetzt, die ihn als Ketzer ausweist (Holzschnitt, 19. Jh.)

Nichts soll bleiben von dem Ketzer. Nichts, was an sein irdisches Dasein erinnern könnte, kein Hemd, kein Messgewand, kein Buch, selbst so Alltägliches wie seine ledernen Schuhe nicht.

Alles muss ins Feuer. Und erst recht darf kein verkohlter Knochenrest den Flammen entgehen, der sich in diesen wundergläubigen Zeiten als Reliquie eignen würde.

Nicht einmal Asche soll der Nachwelt künden können von Jan Hus, dem gelehrten Prediger aus Prag, der an diesem 6. Juli 1415 als Häretiker auf dem Scheiterhaufen in Konstanz am Bodensee sterben soll.

Im weißen Unterkleid steht er da, ausgemergelt nach Monaten der Kerkerhaft, seiner Priesterwürde und aller Insignien beraubt. Das Altargewand hat man ihm abgenommen und die Stola der Geistlichen. Eigenhändig haben ihm sieben Bischöfe mit einer Schere den Haarkranz um die Tonsur zerschnitten, dieses Symbol der Dornenkrone Christi.

Sie haben dem etwa 45-Jährigen eine Ketzermütze aus Papier aufs Haupt gestülpt. Blutig rot sind darauf drei Dämonen gepinselt, an ihren Krallen zerren sie seine Seele in die Hölle. Ihr düsteres Ritual schlossen die Geistlichen mit einer Verdammungsformel: „Wir überantworten deine Seele dem Teufel."

Henkersknechte haben einen hölzernen Pfahl auf eine Wiese vor der Stadtmauer rammen lassen, zwei Wagenladungen Holz liegen bereit und als Zunder trockenes Stroh. Tausende Zuschauer sind versammelt, in Erwartung eines schaurigen Spektakels.

Sie beobachten jeden Schritt der Schergen: wie die Männer Hus an den Pfahl schnüren, wie sie seine Hände hinter seinen Rücken zerren und seinen Hals mit einer schweren Kette an den Pfosten fesseln, damit sein Körper später nicht nach vorn kippt, sobald die Flammen die haltenden Seile verzehrt haben.

Bis zu seinem Kinn schichten sie Holzscheite um den Gefesselten auf, stopfen Stroh in die Zwischenräume, schütten flüssiges Pech darüber. Am Ende ist nur noch der Kopf des Predigers zu sehen mit der Schandkrone aus Papier.

Die Menge starrt auf den Scheiterhaufen. Die ganze Stadt muss auf den Beinen sein. Wohl 8000 Einwohner zählt Konstanz, dazu kommen nun noch die geistlichen und weltlichen Würdenträger, die sich hier zu einem großen Konzil versammelt haben.

Es soll das Schisma überwinden: jenes Zerwürfnis innerhalb der katholischen Kirche, das den Klerus gespalten

In Predigten und theologischen Schriften zieht Hus die Autorität der moralisch verkommenen Kirche in Zweifel. Von Gewicht ist für ihn allein die Bibel – und das sich in ihr offenbarende Wort Gottes

und dazu geführt hat, dass zeitweise gleich drei Päpste die Nachfolge Petri für sich beansprucht haben.

Mehr als 300 Bischöfe sind an den Bodensee gekommen, dazu 29 Kardinäle, einer der drei amtierenden Päpste und etliche weltliche Fürsten: Grafen, Herzöge sowie der König des Heiligen Römischen Reiches (und künftige Kaiser), zu dessen Reich Konstanz gehört.

Tausende zählen zum Gefolge dieser Herrschaften. Allein die Zahl der Prostituierten wird auf bis zu 1500 geschätzt. Es ist eine ungebärdige Menge. Doch plötzlich schweigen die Menschen.

Reichserbmarschall Hoppe von Pappenheim tritt an den Scheiterhaufen. Mit lauter Stimme verkündet der kaiserliche Beamte, ein letztes Mal habe der zum Tode Verurteilte jetzt noch die Gelegenheit, sein Leben zu retten.

Jan Hus müsse nur klar und deutlich widerrufen, was er gelehrt und gepredigt habe – und was das Konzil in Konstanz als Irrglauben verurteilt hat.

Hus aber richtet seinen Blick zum Himmel, so ein Augenzeuge, der die Details seiner Hinrichtung überliefert, und ruft, dass er bereit sei, für die unumstößliche Wahrheit zu sterben, „die ich gepredigt habe nach der heiligen Lehre".

Daraufhin hält der Henker eine lodernde Pechfackel ans Stroh. Raunen geht durch die Menge.

Hus beginnt laut zu singen: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner." Zweimal hebt er an. Beim dritten Mal schlägt ihm der Sommerwind Rauch und Flammen ins Gesicht. Wie murmelnd bewegt er noch die Lippen, wiegt den Kopf hin und her, als würde er das Vaterunser beten. Noch einmal zuckt sein Körper.

Dann ist allein das Prasseln der Scheite zu hören. Jan Hus ist tot.

Doch das Feuer verzehrt sich schneller, als die sterbliche Hülle des in Ungnade gefallenen Predigers verbrennt. Noch immer ist sein Körper im flimmernden Rauch zu erkennen, eine verkohlte Masse, die an der Kette vom Pfahl hängt. Eilig schaffen die Henkersknechte eine weitere Fuhre Holz herbei, hauen den Pfosten mit dem Leichnam um und fachen den Brand erneut an.

Mit Stangen schieben sie die Knochen des Toten in die Glut, suchen stochernd sein Herz und halten es an einem Spieß in die Flammen, bis es sicher vernichtet ist. Auch den Schädel, den sie mit ihren Stöcken zerschlagen, stoßen sie wieder und wieder ins Feuer. Schließlich werfen sie auf Geheiß des Reichserbmarschalls auch die restlichen Kleider des Ketzers auf den Scheiterhaufen.

Dann schaufeln sie die noch qualmende Asche auf einen Karren, schaffen alles zum Rhein, der in der Nähe fließt, und schütten sie in den Strom. Nichts soll von dem Ketzer bleiben.

Die Gedanken des Predigers aber lassen sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Mit all seiner Sprachmacht hat Hus die Verlogenheit der Amtskirche kritisiert. Die Neigung vieler Gottesdiener, in Saus und Braus zu leben. Sich auf Kosten der Frommen zu bereichern, geistlichen Beistand und die Vergebung der Sünden für Geld zu verkaufen.

Zwar ist er mit dieser Kritik nicht allein – unter Theologen wird sie offen geäußert. Hus aber hat sie zum Volk getragen, hat verständlicher und radikaler als andere Prediger vor ihm verkündet, dass die Menschen ihren Verstand benutzen und nicht blind den Geboten der Kirche folgen sollen. Denn es sei nicht gewiss, ob der Klerus das in der Bibel überlieferte Wort Gottes richtig auslegt.

Das ist revolutionär – und wird ihn posthum zum Kirchenreformator machen. Denn nicht einmal ein Jahrzehnt nach dem Feuertod des Theologen werden seine Anhänger zu den Waffen greifen, den Kampf für ihren Glauben auch in benachbarte Länder tragen und am Ende dem König und der Kirche eine eigene Konfession abringen.

Die Thesen des Böhmen ERSCHÜTTERN das Fundament der Kirche

Mit Ende zwanzig ist der ehrgeizige Magister aus dem südböhmischen Dörfchen Husinec im Jahr 1400 zum Priester geweiht worden. Zwei Jahre später beginnt er seinen Dienst in der

Drei Tage lang verhören die höchsten katholischen Kleriker Jan Hus (Mitte) in Konstanz im Juni 1415. Die Kirchenfürsten legen dem Reformer nahe, sich durch einen Widerruf zu retten. Doch der beharrt auf seiner Sicht

Bethlehemkapelle in Prag. Das sichert ihm ein Auskommen, vor allem aber bietet ihm das Bethaus eine große Bühne.

Drei Eingänge hat die Kapelle, hohe Fenster und viel Platz: 3000 Menschen passen in den Bau, den Gläubige aus allen Vierteln besuchen. Das ist selbst für eine so große Stadt wie Prag mit gut 40 000 Einwohnern beachtlich. Mindestens 200-mal im Jahr predigt Hus hier, und die Menschen strömen ihm zu.

Denn er spricht auf Tschechisch, nicht auf Latein wie die meisten Priester. Auch die Ungebildeten verstehen ihn.

Und er sagt gerade heraus, was die Bürger bedrückt. Wettert von der Kanzel gegen Geistliche, „die ihre Habgier nicht stillen können“ und „das Volk berauben durch Heuchelei, Lug und Trug“.

Seine Worte kommen an, auch bei dem jungen Erzbischof von Prag, der sich den Text einer Predigt schicken und Hus vor führenden Klerikern seiner Diözese sprechen lässt.

Denn der dekadente Zustand der Kirche ist auch vielen Oberen zuwider: Priester, die das Würfelspiel pflegen und sich im Wirtshaus betrinken; Prälaten, die zu Prostituierten gehen und für Arme gespendetes Brot ihren Hunden geben; Geistliche, die mehrere gut dotierte Kirchenämter zugleich verwalten oder durch Reliquienhandel reich geworden sind.

Zwar hat es in der Geschichte der abendländischen Christenheit immer wieder Kritik an der Amtskirche gegeben: So forderten die Katharer und Waldenser im 12. Jahrhundert und später die ersten Bettelorden von den Repräsentanten der Kirche die Rückbesinnung auf einen frommen Lebenswandel. Doch viele Kritiker wurden als Häretiker verfolgt, als Abweichler vom wahren Glauben. Jetzt aber hat sich etwas geändert. Überall in Europa herrscht tiefe Verunsicherung, da die Pest ab 1347 weite Landstriche entvölkert hat.

Auch die Kirche gibt vielen Gläubigen keinen Halt mehr. Seit Beginn des 14. Jahrhunderts residiert der Papst nicht mehr an der Wirkungsstätte Petri am Tiber, sondern in Avignon an der Rhône (das zu dieser Zeit noch zum Heiligen Römischen Reich gehört, aber nah an der Grenze zu Frankreich liegt).

Manche schmähen ihn daher als Vasallen des französischen Königs, fordern seine Rückkehr nach Rom.

1378 entzweit eine neue Papstwahl die Gegner endgültig. Noch im selben Jahr werden zwei Kleriker von ihren jeweiligen Unterstützern zu Stellvertretern Christi auf Erden erhoben, einer in Rom und einer in Avignon (bald danach kommt noch ein dritter Papst hinzu).

Wie die Pest gilt auch dieses Große Schisma vielen Gläubigen als Strafe Gottes für den moralischen Verfall der Kirche: als Beleg dafür, wie sehr die Kirche und die Menschheit überhaupt vom Glauben und einem anständigen Weg durchs Leben abgekommen sind.

Immer wieder werden Rufe laut nach sittlicher Erneuerung, nach neuer Frömmigkeit, nach einem Leben in Armut – ja nach einer umfassenden theologischen Reform der Kirche.

Eine dieser Reformlehren kommt in England auf. Dort formuliert der Theologe John Wyclif kühne Thesen, die er aber nur vor Gelehrten ausbreitet. In der Nachfolge Christi, so lehrt er, müsse die Kirche auf weltlichen Besitz verzichten. Und: Ein frommer Christ sei derjenige, der nach den Regeln der Bibel lebe, nicht unbedingt jener, der den Regeln des Klerus folge.

Das erschüttert das Fundament der Kirche, und entsprechend hart schlägt ihre Obrigkeit zurück: Häresie lautet der Vorwurf. Doch der trifft nur einige der Schriften des hochgeachteten Theologen (der zu den Ratgebern des Königs gehört). Kein Kirchengericht verurteilt Wyclif zu Lebzeiten als Ketzer – auch weil ihn der englische Herrscher schützt. Überall in Europa diskutieren Gelehrte Wyclifs Thesen, seine Schriften werden kopiert und gelangen so nach Prag.

Auch Jan Hus ist fasziniert, schreibt die Traktate des Engländers ab. Er fühlt sich Wyclif seelenverwandt. Sein späteres Hauptwerk, eine Abhandlung über den beklagenswerten Zustand der Kirche, zitiert ausgiebig das Werk des Reformers.

Hus stellt die Bibel über alles; das sich darin offenbarende Wort Gottes ist für ihn die einzige Autorität. Er streitet für die Gewissensfreiheit, die es jedem Gläubigen erlaubt, die Aussagen und Taten der Geistlichkeit an der Heiligen Schrift zu messen – und nicht als unumstößliche Wahrheit hinzunehmen. Er kämpft gegen Habsucht und Unmoral.

Hus lebt selbst vor, was er predigt, führt ein bescheidenes, genügsames Dasein, „fromm und heilig“, wie er sagt. „Buhlerei, Tanz, Torheiten, Scherze, Spiele“ widern ihn an, ebenso wie die nach den Pestjahren freizügiger gewordene Mode, etwa die „Teufelsfenster“: weite Ärmelausschnitte in den Gewändern der Frauen, die den Blick freigeben auf Unterkleider und Körperformen.

Die Zahl seiner Anhänger nimmt zu, selbst die Gattin des böhmischen Königs kommt gelegentlich in die Kirche, um ihn predigen zu hören.

Und noch mehr Eindruck hinterlässt Hus bei den Einwohnern Prags, als er im Juli 1404 einen verurteilten Raubritter zum Galgen begleitet und den Mordbrenner auf seinen letzten Metern

Immer wieder werden Rufe nach einer umfassenden REFORM laut

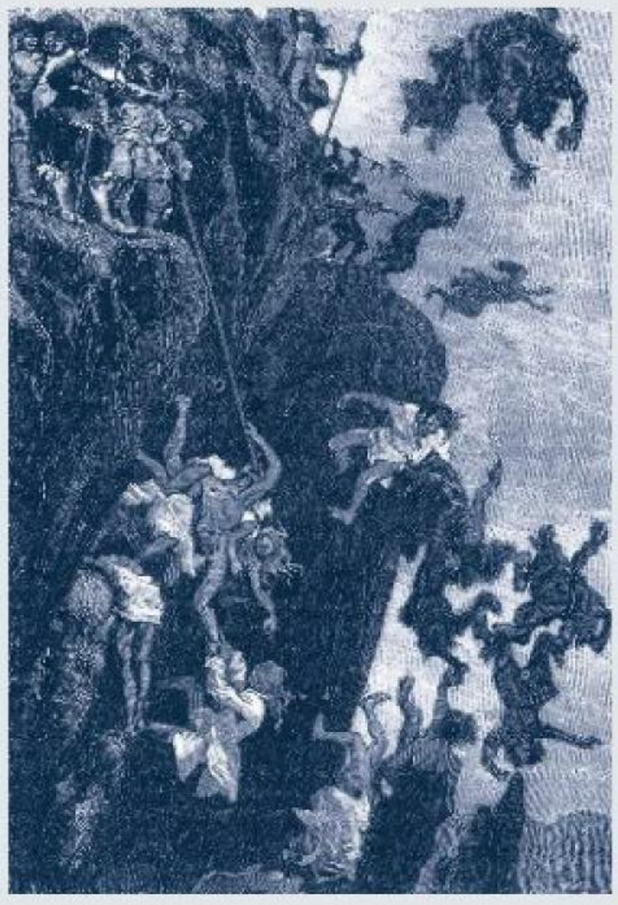
zu bußfertiger Reue bewegt: „Heilige Gemeinde“, ruft der nach gutem Zureden der staunenden Menge zu, ehe ihm der Strick um den Hals gelegt wird, „ich bitte euch, bittet Gott um meinetwegen.“

Das alles macht Jan Hus ungemein populär. Geachtet ist er ohnehin in Prag. An der Universität unterrichtet er als Magister der freien Künste, zu denen unter anderem Rhetorik, Grammatik, Arithmetik und Astronomie gehören.

Viele Kollegen teilen seine Ideen zur Kirchenreform. Er wird Dekan der Philosophischen Fakultät – und für ein Semester sogar zum Rektor der Universität gewählt.

Allerdings behagt die Umtriebigkeit des umschwärmten Bußpredigers nicht allen Pragern. Manchen Klerikern gehen seine Attacken auf geldgierige Geistliche zunehmend gegen den Strich. Im Sommer 1408 beschweren sie sich beim Erzbischof: Die Predigten des Jan Hus würden die Priester beim Volk verhasst machen. Und bei der Kurie sei Böhmen inzwischen sogar verschrien wegen der zweifelhaften Ansichten, die in der Hauptstadt verbreitet würden.

Der kaum verborgene Vorwurf ist brisant: Indirekt unterstellt man Hus die Aufstachelung des Volkes gegen die Deutungshoheit der Amtskirche und die Verbreitung ketzerischer Glaubenssätze.



Besonders brutal ist die Verfolgung der Waldenser in Frankreich, wo die Gemeinschaft nur im Untergrund weiterbestehen kann. Immer wieder kommt es zu Hetzjagden auf die vermeintlichen Ketzer

Hus ist nicht der erste Abweichler, den Kirchengerichte zum Ketzer erklären. Bereits 1184 beginnt die Verfolgung der Waldenser, einer christlichen Laiengemeinschaft (Verhör einer Verdächtigen in Turin)

1488 ruft Papst Innozenz VIII. sogar zu einem Kreuzzug gegen die Waldenser auf: Mehr als 25 000 Soldaten fallen über Gemeinden in den französischen Regionen Dauphiné und Savoyen her

Seit dem 13. Jahrhundert verfolgt die Kirche Ketzer mit der eigens dafür gegründeten päpstlichen Inquisition. Am Ende der oft von Dominikanermönchen geführten Ermittlungsverfahren enden etliche Angeklagte auf dem Scheiterhaufen

Der Prediger erkennt die Gefahr und schlägt empört zurück: „Anmaßend und lügnerisch“ nennt er die Anschuldigungen in seinem Rechtfertigungsschreiben an den Erzbischof.

Dennoch ermittelt der Erzbischof im Auftrag von Alexander V. (einem der amtierenden Päpste) gegen Hus. 1409 lädt der Prager Inquisitor den Priester vor. Und aus Italien kommt eine Bulle von Alexander V., in welcher der Papst den Besitz von Schriften des Kirchenkritikers Wyclif verbietet – sowie das Predigen außerhalb von Stifts-, Gemeinde- und Klosterkirchen in der Diözese Prag, also zum Beispiel in Kapellen.

Mit keinem Wort werden in dem päpstlichen Dekret Jan Hus oder die Prager Bethlehemkapelle erwähnt. Dennoch weiß jeder, dass er gemeint ist.

Am 16. Juni 1410 veröffentlicht der Prager Erzbischof die päpstliche Bulle. Bald darauf lässt er die Schriften Wyclifs verbrennen und belegt Hus, vom Papst bedrängt, mit einem Bann. Der darf nun keine Sakramente der Kirche mehr erhalten, etwa die Beichte mit anschließender Vergebung der Sünden. Und auch keine austeilen. Zudem verbietet der Erzbischof ihm, zu predigen.

Doch Hus tritt weiterhin in der Bethlehemkapelle auf: Die Weisung des Papstes sei ein „ungerechter Befehl“, schimpft er von der Kanzel aus.

Er werde Berufung einlegen, und zwar beim Herrn persönlich. Denn Gott stehe es „in erster Linie zu, eine Predigtbefugnis zu erteilen“.

Das ist eine Kampfansage gegen Erzbischof und Papst. Und es klingt verdächtig nach den Ansichten Wyclifs. Denn der lehrt doch, dass die Amtskirche nicht in jedem Fall den Willen Gottes kennt – und ihre Befehle nicht zwingend befolgt werden müssen.

Und damit wirklich alle in der Stadt verstehen, lässt Hus, so die Überlieferung, eine Stute durch die Straßen führen, an deren Schweif eine Kopie der päpstlichen Bulle geheftet ist – dort also, wo der Pferdemist herausfällt. Derber kann er kaum zum Ausdruck bringen, was er von der Anordnung hält.

In Kneipen und auf Marktplätzen singen die Menschen Schmählieder wider Papst und Erzbischof: „Magister Hus fand es komisch und der Heiligen Schrift zuwider“, ist da zu hören, „dass sich ein Mensch zu Gott macht.“ Das ist auch einfachen Leuten einleuchtend, die von Kindheit an gelernt haben, dass sich der Mensch nicht über Gott erheben darf, auch ein Papst nicht. Die Melodien sind meist bekannte Weisen, die Verse dürften von Hus-Anhängern stammen.

Für Hus gibt es kein Zurück. Das hier ist kein Disput im Gelehrtenkreis, keine akademische Auseinandersetzung auf Latein, der das Volk ohnehin nicht folgen kann. Hus hat den Reformstreit aus der Studierstube hinaus auf die Straße getragen, mitten unter die Menschen.

Und er weiß, was das bedeutet: „Meine Bestimmung ist, entweder zu predigen oder aus dem Land verbannt zu werden oder im Kerker zu sterben“, erklärt er vor seinen Anhängern, „weil Päpste lügen können und in der Tat lügen. Gott aber lügt nicht.“

Noch im Sommer 1410 legt er offiziell Widerspruch gegen Predigtverbot und Bücherverbrennung bei den päpstlichen Behörden ein. Daraufhin klagt der Prager Erzbischof ihn bei der Kurie an: wegen Ketzerei. Schließlich befiehlt ein Kardinal Hus nach Rom.

Doch der Prediger wagt nicht, der Vorladung Folge zu leisten, weil er fürchtet, auf der Reise von Gegnern ermordet zu werden, wie er dem Kardinal schriftlich mitteilt. Die Antwort der Kurie kommt prompt: Der Kardinal belegt Hus mit einem weiteren Bann, obwohl er vermutlich weiß, dass er den Prediger damit nicht treffen kann.

H

Hus kümmert es tatsächlich nicht. Er ist auf der Höhe seines Ansehens. Er hat die Menschen in Prag, immerhin Europas drittgrößter Stadt, und auch in weiten Teilen Böhmens hinter sich. Er findet Unterstützung im Stadtrat, bei vielen seiner Kollegen an der Universität und auch unter den Landadeligen (die sich wohl Hoffnungen auf Kirchengüter machen, denn Hus propagiert ja den Verzicht der Kirche auf weltlichen Besitz).

Und er hat etliche Sympathisanten am Königshof. Allein von dort werden 14 Briefe zu seiner Verteidigung nach Rom geschickt, sieben mit dem Siegel des Königs, sieben mit dem der Königin.

Böhmens König Wenzel ist ein gebildeter Mann, der die kirchenpolitische Brisanz des Disputs durchaus versteht. Sein Einsatz für Hus folgt dennoch eher machtpolitischem Kalkül.

Ihn stört, dass der Prager Erzbischof immer mehr zum Handlanger des Papstes wird und nicht die Interessen des Königs vertritt. Als der Erzbischof auch noch den Bannspruch des Kardinals gegen Hus verkündet, hat Wenzel genug.

Im April 1411 lässt er Prags Kirchenschätze beschlagnahmen: offiziell als Strafe für die Unzucht von Geistlichen, also für das, was Hus seit Jahren geißelt. Tatsächlich will Wenzel den Erzbischof aber wohl einfach nur disziplinieren.

Im ganzen Land entlädt sich danach der aufgestaute Zorn über die kirchlichen Würdenträger. Priester werden überfallen und beraubt, manche zusammen mit ihren Geliebten nackt an den Pranger gestellt, mit Schlamm beschmiert und aus der Stadt gejagt.

Nicht wenige machen Hus für die Unruhen verantwortlich. Tatsächlich billigt der Prediger der Bethlehemkapelle das Vorgehen des Königs.

Sein Ton wird schärfer, seine Thesen werden radikaler. 1411 verfasst er eine Schrift zur Verteidigung John Wyclifs – ein ungeheurer Affront, schließlich ist Hus schon mit Predigtverbot und einem Bann belegt, was ihn eigentlich zum Schweigen hätte bringen sollen. Doch Wyclifs Lehren zu leugnen hieße, die Lehren Christi zu leugnen, schärft er seinen Getreuen ein.

Im Herbst des gleichen Jahres verändert sich aber die Lage in Prag. Der Erzbischof und Widersacher des Königs stirbt überraschend; Wenzel setzt einen ihm ergebenen Nachfolger ein und hat nun kein Interesse mehr, den Streit mit dem Klerus fortzusetzen.

Einige Monate später kommt es gar zum Bruch zwischen dem König und Hus. Es geht um einen Ablass, den Johannes XXIII., einer der drei amtierenden Päpste und Nachfolger von Alexander V., verkündet hat: Wer für einen Kreuzzug gegen den mit ihm verfeindeten König von Neapel spendet, könne mit der Vergebung aller gebeichteten Sünden rechnen. In großen Kirchen Prags stehen mit Eisen beschlagene, ans Mauerwerk gekettete Truhen, in die Gläubige Silbergroschen werfen können.

Hus wettert gegen dieses Vorgehen, nennt den Ablass Betrug, den Sündenerlass eine Lüge: Denn selbst der Papst könne nicht wissen, wem Gott am Jüngsten Tag die Sünden vergeben werde.

Die Stimmung in der Stadt ist aufgeheizt. Immer wieder beschmieren Unbekannte die Truhen mit Kot. Am 10. Juli 1412, einem Sonntag, unterbrechen drei junge Aktivisten die Ablassprediger in drei Kirchen der Stadt, offenkundig ist es eine koordinierte Aktion.

„Falsch sprichst du, Herr Priester“, sollen sie den Ablasspredigern zugerufen haben, „unser Magister Hus predigt, jene Ablässe seien falsch und ungerecht.“

Hus will mit dem Klerus diskutieren – doch der sieht ihn als ANGEKLAGTEN

Das ist unerhört, eine öffentliche Demütigung der Vertreter der Amtskirche. Die Männer werden auf der Stelle verhaftet und in den Kerker des Altstädter Rathauses gebracht.

Hus zieht mit 2000 Gefolgsleuten vor das Rathaus. Ihm wird versichert, den Festgenommenen werde nichts geschehen. Hus und die Menge rücken ab.

Dennoch werden die drei Männer kurz darauf enthauptet. Spätestens jetzt muss der Prediger merken, dass seine Position höchst gefährdet ist.

Denn der König steht nicht mehr hinter ihm, weil Wenzel vom Ablass profitiert, einen Teil des Spendengeldes bekommt. Vor allem aber will der Monarch Ruhe im Land. Die Allianz des Jan Hus mit den Mächtigen ist zerbrochen.

Im Oktober 1412 wird der verschärfte Kirchenbann über ihn verhängt, eine Art Kontaktsperre. Nun darf kein Christ mehr mit Hus sprechen, ihm etwas verkaufen, ihn bewirten oder ihm gar Unterschlupf gewähren.

Bei Zuwiderhandlung droht der Entzug jeglichen kirchlichen Beistands: In allen Dörfern und Städten, in denen ihm auch nur ein Mensch zur Seite steht, darf kein Verstorbener christlich beerdigt, keine Messe gehalten werden.

Daher bedeutet ihm der königliche Hof nun, dass es besser für ihn wäre, Prag zu verlassen und auf dem Land unterzutauchen. Wohl Ende November, kurz bevor eine Gnadenfrist abläuft, flieht Jan Hus aus der Stadt.

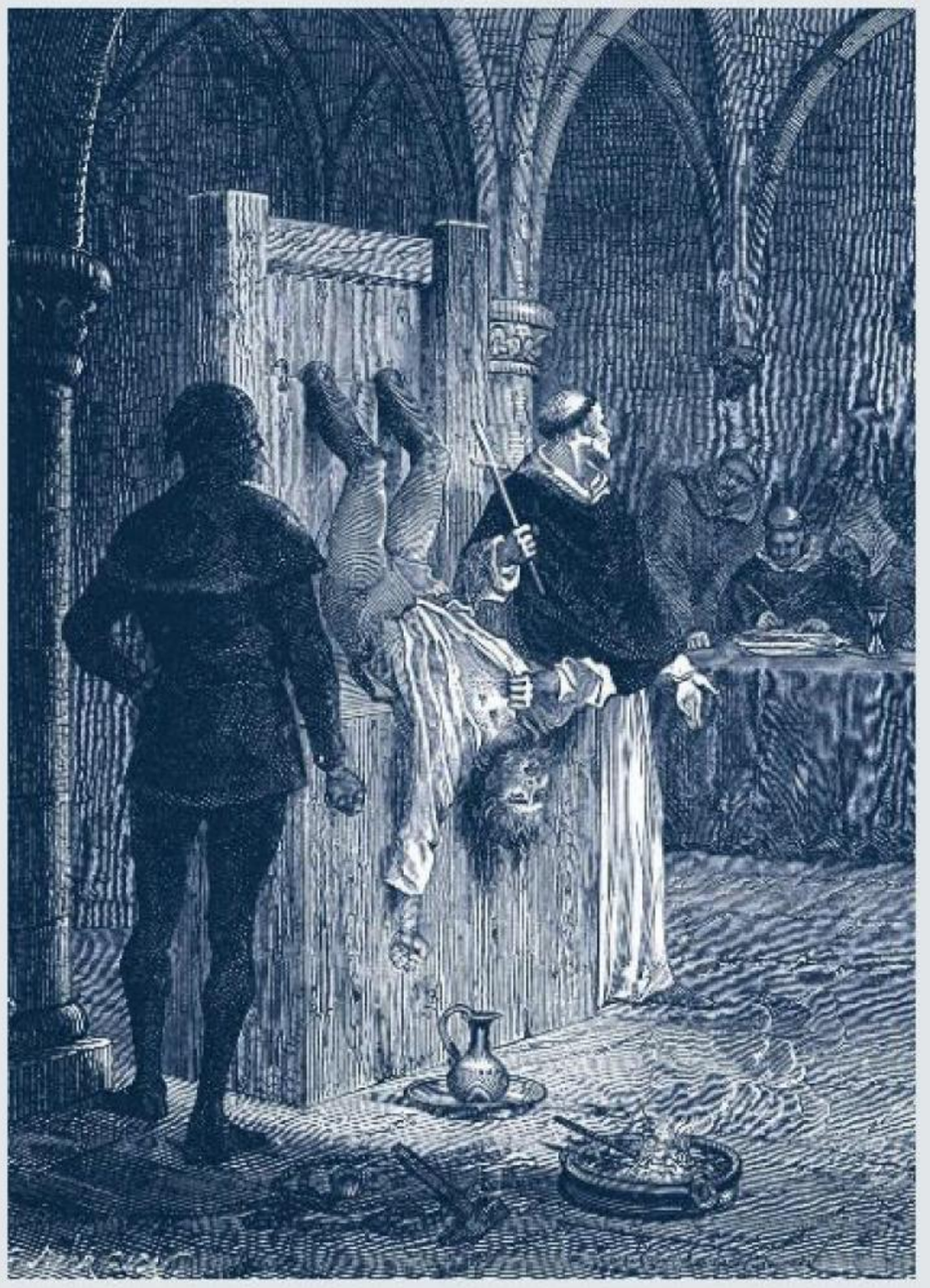
Er wird von befreundeten Adeligen auf deren Gütern aufgenommen. Zwar hat er seine Kapelle verloren, aber er verstummt nicht. Predigend zieht er über die Dörfer, ruft zum Boykott von Priestern auf, die sich nicht dem Zölibat unterwerfen, verlangt die Säkularisierung von Kirchengütern. Und er schreibt mehr denn je. Akademische Rechtfertigungen seiner Reformforderungen, aber auch Erbauungsschriften auf Tschechisch zum Vorlesen für das Volk.

Er fühlt sich als Seelsorger, will die von Gott Auserwählten vor Sünde und drohender Verdammnis bewahren.

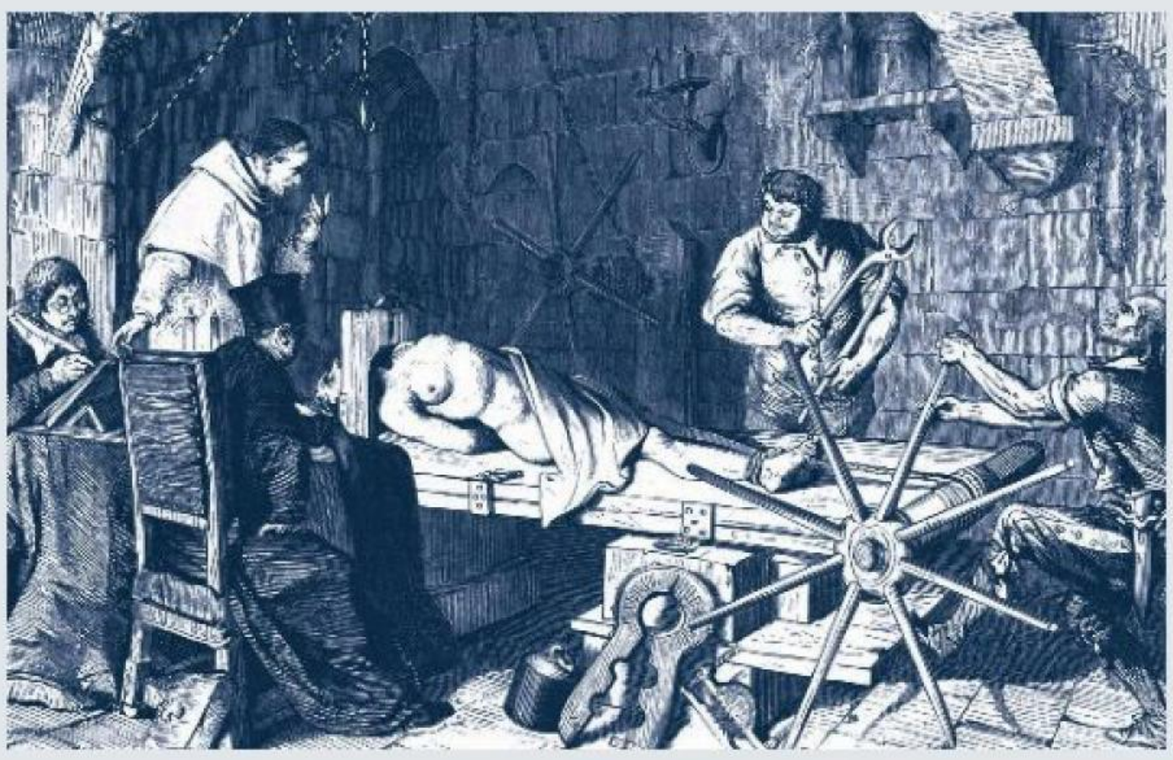
Unterdessen besteht der Anklage führende Kardinal immer noch auf dem Erscheinen von Hus vor der Kurie in Rom. Der Vorwurf der Ketzerei gilt ja weiterhin. Der Anwalt, den der Prediger mit der Vertretung seiner Angelegenheiten beauftragt hat, gerät selbst in Schwierigkeiten und muss aus der Tiberstadt fliehen. Es steht nicht gut um Jan Hus.

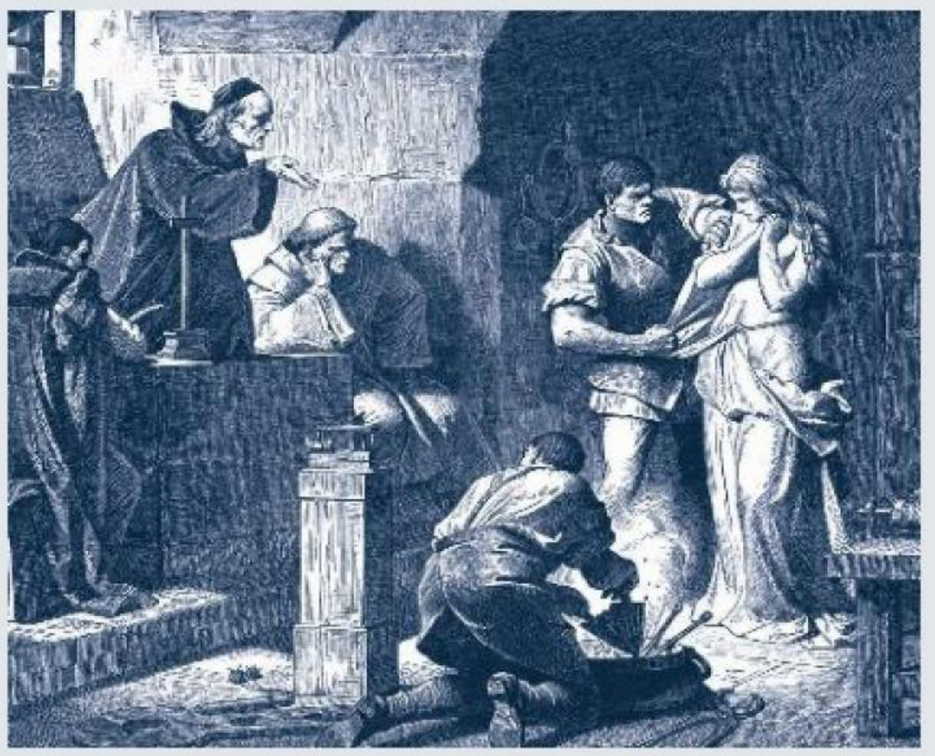
Noch etwas verschärft seine Situation: Ohne es zu merken, ist er zum Hemmschuh der europäischen Politik geworden.

Die Inquisition soll »das Unkraut häretischer Bosheit« ausrotten und unterhält dafür bald einen effizienten Apparat: mit Schreibern, Archivaren – und Folterknechten



Eine der Ketzerei beschuldigte Frau auf der Streckbank. Seit einer päpstlichen Verfügung von 1252 ist es den Inquisitoren erlaubt, die Angeklagten während der Befragung zu foltern





Mitunter quälen die Inquisitoren nicht nur vermeintliche Häretiker, sondern auch Zeugen, die sie zur Denunziation zwingen wollen. Geistliche, die der Tortur beiwohnen, erteilen sich hinterher häufig gegenseitig die Absolution

Die Ketzerjagd löst um 1500 den Hexenwahn aus, dem in den folgenden Jahrhunderten etwa 50 000 Frauen zum Opfer fallen. Doch nur ein kleiner Teil der Hexenprozesse wird wie hier von Inquisitoren geführt

Zum berühmtesten Opfer der Inquisition wird 1632 Galileo Galilei. Am Ende eines aufsehenerregenden Prozesses muss der Astronom und Mathematiker einige seiner wissenschaftlichen Aussagen widerrufen

Denn die verfeindeten Lager im Schisma-Streit unternehmen einen erneuten Anlauf, um den Zwist innerhalb der abendländischen Kirche zu überwinden.

Papst Johannes XXIII. lädt für November 1414 zu einem Konzil nach Konstanz ein. Damit kommt er dem Wunsch des römisch-deutschen Königs Sigismund nach, eines Halbbruders Wenzels.

Drei Ziele hat die Versammlung: die Überwindung der Kirchenspaltung (denn noch beanspruchen ja drei Päpste den Thron Petri), die Reform der Kirche (die alle in einem beklagenswerten Zustand sehen) und der konsequente Kampf gegen die Ketzerei: Dissidenten sollen zum Widerruf bewegt werden – vor allem Jan Hus, der inzwischen wohl prominenteste lebende Kirchenkritiker.

Der aber steht unter Kirchenbann, ist schon fast vogelfrei. Deshalb schickt König Sigismund adelige Emissäre nach Böhmen und lässt Hus zusichern, ihm sei die freie Hinreise durchs Reichsgebiet

zum Konzil am Bodensee und auch die Rückreise garantiert.

Nach einigem Zögern sagt Hus zu – und geht mit völlig falschen Erwartungen nach Konstanz: Er rechnet (auch wegen der Zusage des Monarchen auf freies Geleit) nicht mit einem Prozess, sondern mit einer akademischen Disputation, auf der er, Gleicher unter Gleichen, seine Sicht der Dinge darlegen kann.

Vor seiner Abreise nach Konstanz verfasst er drei Schriften, die er quasi als Debattenbeitrag für das Konzil versteht. Doch tatsächlich ist er noch immer Angeklagter, die Kirche hat die Anschuldigung gegen ihn nie zurückgezogen.

Zwar hat er das Wort von König Sigismund, der ihm Sicherheit versprochen hat – aber nur auf dem Weg nach Konstanz. Dort aber gilt während des Konzils nicht allein das Recht des Königs, sondern auch das der Kirche.

Vor allem aber verkennt Hus die politische Dimension des Konzils. Sigismund will seiner Königswürde im Reich nach seiner umstrittenen Wahl zum römisch-deutschen König drei Jahre zuvor endlich Anerkennung verschaffen: Dafür braucht er einen Erfolg beim Konzil.

Und er will sich zum Kaiser krönen lassen; dafür braucht er einen möglichst von der gesamten Christenheit anerkannten Papst, der ihm – so will es die Tradition – den Goldreif des Reiches auf das Haupt setzt. Und nicht zuletzt will er als derjenige Herrscher in die Geschichte eingehen, der das Schisma beendet und das Abendland unter der katholischen Kirche wieder vereint hat.

Hus aber stört bei allen drei Zielen.

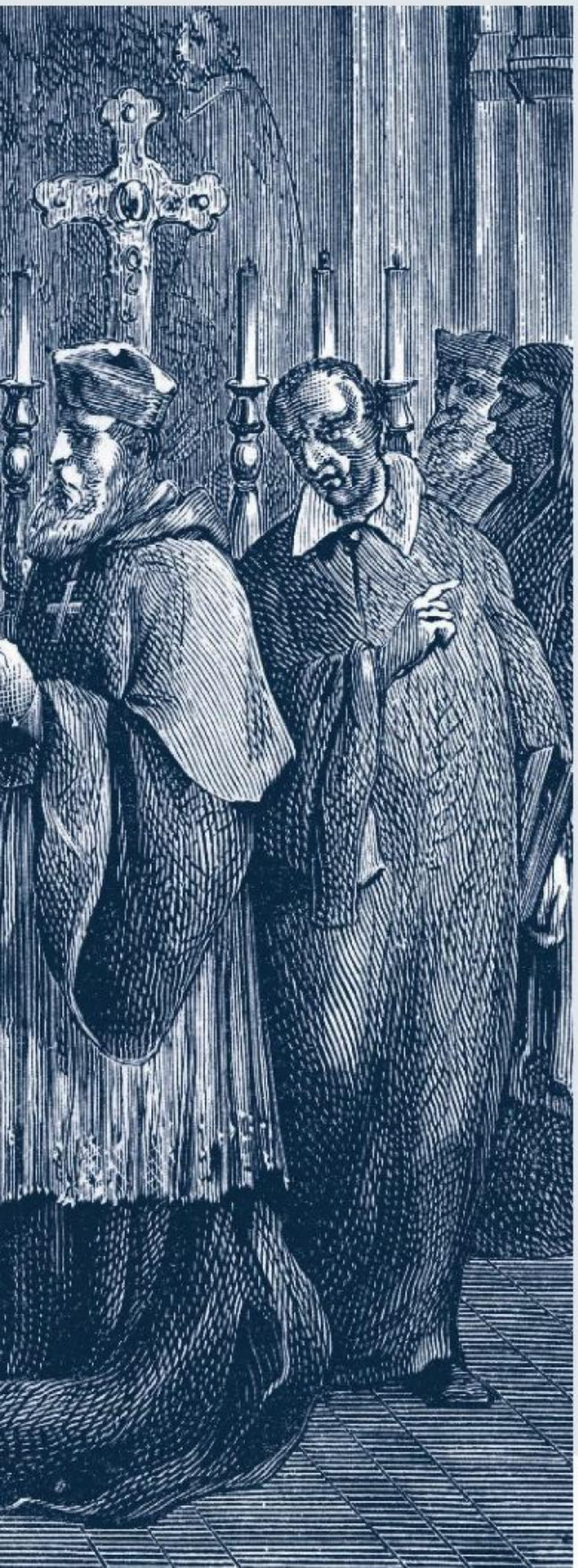
Am 11. Oktober 1414 bricht er mit seinem Geleit auf: Drei Adelige als Eskorte, zwei Wagen und 30 Pferde umfasst die Gruppe, die über Weiden, Nürnberg und Biberach reist. Am 3. November trifft sie in Konstanz ein.

Zunächst scheint sich alles so zu entwickeln, wie von Hus erwartet. Papst Johannes XXIII., der schon in der Stadt ist, löst bald darauf den Bann und lässt ihn wissen, dass er keine Schwierigkeiten zu erwarten habe. Er werde höchstpersönlich für die Sicherheit des angereisten Predigers einstehen.

Am 5. November 1414 eröffnet Johannes XXIII. im Konstanzer Münster das Konzil. Hus ist anwesend, niemand nimmt Anstoß. Elf Tage später, am 16. November, tagt das Konzil erstmals.

Noch sind nicht alle geistlichen und weltlichen Würdenträger eingetroffen, die ihr Erscheinen angekündigt haben, auch König Sigismund nicht. Noch ist nicht absehbar, dass Johannes XXIII., der Hus ja seinen Schutz versprochen hat, kein halbes Jahr später abgesetzt und selber als Ketzer verurteilt wird.

Und schon gar nicht ist vorauszusagen, dass am Ende dieses Konzils tatsächlich das Große Schisma überwunden und einer der Ankläger von Jan Hus, Kardinal Oddo Colonna, zum neuen Papst der nun wieder geeinten Kirche aufgestiegen sein wird.



Schnell schlägt die STIMMUNG auf dem Konzil um – gegen den Böhmen

Denn die Gemächlichkeit zu Beginn des Konzils täuscht. Die Gegner von Jan Hus sind überaus aktiv, sie heften an Kirchentüren Plakate, die ihn der Ketzerei bezichtigen, hetzen anwesende Geistliche gegen den Prager Gelehrten auf. Die Stimmung schlägt um.

Am 28. November 1414, keine vier Wochen nach seiner Ankunft, lässt das Konzil Hus unter dem Verdacht der Häresie festnehmen. Er kommt ins Gefängnis, dann in den Kerker des Dominikanerklosters auf einer kleinen Insel im Bodensee. König Sigismund, noch immer nicht in

Konstanz eingetroffen, hat angeblich einen Wutanfall, als ihm die Nachricht von der Verhaftung des Jan Hus übermittelt wird – schließlich hat er ihm brieflich freies Geleit zugesichert. Trotzdem gibt er bald darauf nach, weil er das Konzil nicht gefährden will.

Die in Konstanz versammelten hohen Geistlichen spüren nun offenbar ihre Macht. Der beste Weg zur Einheit der Kirche, so kommen sie überein, wäre es, wenn alle drei Päpste ihr Amt niederlegten und sich das Konzil zur höchsten kirchlichen Autorität erheben und ein neues Kirchenoberhaupt wählen würde.

Als Papst Johannes XXIII. den Rücktritt verweigert, setzen ihn die Kirchenoberen kurzerhand ab. Ein weiterer Papst (der um diese Zeit in Rimini residiert) tritt wenig später zurück. (Den dritten enthebt das Konzil nach langen Verhandlungen 1417 seines Amtes.)

Und Jan Hus? Den würden die Kirchenfürsten am liebsten schnell aburteilen. Doch Sigismund setzt ein dreitägiges Verhör durch, bei dem Hus sich zu den Vorwürfen äußern darf.

Am 5., 7. und 8. Juni 1415 sagt er vor den Geistlichen im Refektorium des Konstanzer Franziskanerklosters aus. Bewaffnete sichern das Gebäude.

Zeugenaussagen aus Prag werden vorgetragen, angebliche Äußerungen von Hus zitiert. Vor allem wird ihm vorgeworfen, die ketzerischen Lehren Wyclifs gepredigt zu haben.

Ein fairer Prozess ist dies sicher nicht. Aber dem Prediger wird mehr zugestanden als sonst bei Ketzerprozessen üblich: Immerhin darf er seine Lehren verteidigen. Und er hat eine reale Chance, lebend davonzukommen.

Nur ein Wort muss er auf Latein sagen: *revoco* – ich widerrufe.

Der König persönlich legt es ihm nahe. Sigismund wendet sich direkt an den angeklagten Prediger. Hus habe nun Gehör gefunden, „öffentliches, friedliches, ehrenhaftes". Aber er, der Herr des Heiligen Römischen Reiches, wolle keinen Ketzer verteidigen. Wenn einer auf seiner Irrlehre beharre, werde er selbst das Feuer anzünden.

Doch der Gelehrte beharrt auf seiner Sicht: Er könne nicht widerrufen, was er als Wahrheit erkannt habe.

Es geht ihm ums Prinzip. Hus kann nicht nachgeben, seine Glaubwürdigkeit wäre dahin, seine Reformlehre diskreditiert. „Dadurch würde ich eine sehr große Schar des Volkes Gottes entsetzen, das von mir in meinen Predigten das Gegenteil gehört hat", schreibt er aus seiner Gefängniszelle.

Das Konzil hingegen will ihn seines Ansehens berauben, ihn zum Widerruf bringen und so seine Kritik aus der Welt schaffen. Konkret wirft ihm das Gremium vor, dem Papst jegliche Autorität abzusprechen, die ketzerischen Lehren Wyclifs gerechtfertigt und gelehrt zu haben – wie noch manch anderes mehr. Daher heißt es im Urteil des Konzils, das Jan Hus zum Ketzer erklärt: Er habe das „Christenvolk, zumal in Böhmen, in seinen Predigten und Schriften verführt".

Mit dem am 6. Juli 1415 vollstreckten Todesurteil demonstriert das Konzil von Konstanz seine ganze religionspolitische Gewalt. Das hohe Gremium allein hat zu bestimmen, ob und wie die Kirche zu reformieren sei – nicht der Papst oder ein Rebell wie Jan Hus.

Der wortmächtigste Modernisierer aus den eigenen Reihen wird nicht nur mundtot gemacht, er wird vernichtet.

Und so legt das historische Treffen, das die politische Zerrissenheit der katholischen Kirche tatsächlich überwinden wird, mit der Verbrennung von Jan Hus am 6. Juli 1415 den Grundstein zu einer weiteren Spaltung der Kirche.

Keine zwei Monate später versammeln sich in Prag Edelleute, um gegen die Hinrichtung des Theologen zu protestieren. 452 Adelssiegel finden sich auf dem Petitionsschreiben, das die Absender nach Konstanz schicken – eine nie da gewesene Geste des Widerstands.

Böhmen geht fortan kirchenpolitisch eigene Wege, ohne den Segen der römisch-katholischen Kurie.

Schon im Jahr 1416 teilen alle Prager Priester in der Heiligen Messe nicht mehr nur Brot (das für den Leib Jesu steht) an die Gläubigen aus, so wie es in der lateinischen Tradition üblich ist, sondern auch roten Wein (für das vergossene Blut des Heilands).

Diese Praxis, von Hus noch vor der Gefangennahme in Konstanz gebilligt, gilt als Zeichen für die neue Mündigkeit, die er und seine Anhänger den Christen zugestehen. Der Abendmahlskelch mit dem Wein wird zum Symbol der neuen Bewegung.

Das Konzil ist indes keineswegs bereit nachzugeben. Im Mai 1416 muss auch Hieronymus von Prag, ein überall in Europa bekannter Gelehrter und Mitstreiter von Jan Hus, in Konstanz auf den

Der verbrannte Ketzer wird zu einem Vorläufer der REFORMATION

Nirgendwo ist die Inquisition so aktiv wie in Spanien. Doch hier unterstehen die geistlichen Ermittler nicht dem Papst, sondern der Krone des Landes, die sich als Hüter des Glaubens sieht (Verbrennung vermeintlicher Häretiker durch die spanische Inquisition)

Scheiterhaufen. Er war zur Verteidigung seines Freundes in die Stadt gereist.

Zwei Jahre später bestätigt der neue Papst der wiedervereinigten katholischen Kirche die Urteile gegen Hus und Hieronymus. Das ist eine offene Kampfansage gegen deren Anhänger in Böhmen.

Die aber werden immer mehr und immer mächtiger. Eine Koalition der Gefolgsleute von Hus – gebildet aus Adeligen, Kaufleuten und Akademikern der Universität von Prag, die nach seinem Tod zusammengefunden hatten – hält.

Es kommt sogar zu einem Aufstand. Im Sommer 1419 werden vom König eingesetzte antihussitische Ratsherren in der Prager Neustadt aus dem Rathaus geworfen und erschlagen: der Beginn eines anderthalb Jahrzehnte währenden Blutvergießens in Böhmen.

Im Frühjahr 1420 ruft Papst Martin V. zum Kreuzzug gegen die böhmischen Häretiker auf. Es ist der erste von insgesamt fünf Feldzügen vor allem von Heeren deutscher Fürsten, die die Hussiten allesamt zurückschlagen – dank der Disziplin ihrer Truppen, überlegener Kampftechniken und dem Mut ihrer Heerführer.

In zahllosen Schlachten fügen sie ihren Gegnern blutige Niederlagen zu. Zehntausende Soldaten kommen um. Sogar in benachbarte Länder dringen die Hussiten-Heere vor.

Kirchliche und weltliche Obrigkeit müssen schließlich einlenken: Im Sommer 1436 billigen ein Konzil sowie der inzwischen zum böhmischen König gekrönte Sigismund die vier Glaubensartikel der Hussiten und damit faktisch eine eigene böhmische Landeskirche.

Erstmals in der europäischen Kirchengeschichte ist die Koexistenz zweier Konfessionen von einem König offiziell anerkannt worden, drei Generationen vor Martin Luthers Reformation: jener Erneuerungsbewegung, die von 1517 an die katholische Kirche von Grund auf spalten und die geistliche Alleinherrschaft Roms im Abendland endgültig und für immer zerstören wird. ●

Reymer Klüver, *Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung".*

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Pavel Soukup, *„Jan Hus"*, Kohlhammer: wissenschaftliche, gleichwohl sehr lesbare Darstellung von Leben und Wirken des Reformators. Peter Hilsch, *„Johannes Hus"*, Pustet: eine ebenfalls gut geschriebene Biografie mit ausführlichen Zitaten zeitgenössischer Quellen.

Der Reformator als des Teufels Sackpfeife: Im Kampf der Konfessionen ist die Karikatur für beide Seiten eine wichtige Waffe. Denn ihre Botschaften, hier etwa, dass Martin Luther das Sprachrohr des Bösen sei, verstehen auch jene, die nicht lesen können

Luther

Es ist eine Revolution des Glaubens, die Martin Luther 1517 entfesselt: Jeder Mensch, fordert der sächsische Mönch, soll die Bibel selbst auslegen, um zu Gott zu finden. Das ist ein ungeheurer Affront gegenüber der katholischen Kirche. Denn damit würde der römische Klerus das Monopol auf Deutung und Vermittlung der Religion verlieren – und die Kirche ihre mehr als ein Jahrtausend alte Macht über die westliche Christenheit. Der Papst will den Ketzer vernichten. Und löst damit einen Religionskampf aus, der die abendländische Glaubenswelt spalten wird

Text: RALF BERHORST und CAY RADEMACHER

Es ist Mittwoch, der 17. April 1521. Viele Menschen sind vor dem Bischofshof in Worms zusammengelaufen. Neugierige steigen auf Dächer, um die Ankunft jenes Mannes zu verfolgen, dessen Schriften Hunderttausende lesen, obwohl ihn der Papst als Ketzer verurteilt hat und seine Bücher verbrannt werden müssen.

Heute soll sich Martin Luther vor dem Reichstag rechtfertigen – und er soll widerrufen.

Die beiden kaiserlichen Beamten, die den Mönch um 16 Uhr aus seinem nur 200 Meter entfernten Quartier abholen, geleiten ihn über Nebenwege zum Hintereingang des Bischofshofes. Doch auch auf diesen Pfaden müssen sie sich an Schaulustigen vorbeidrängen.

Luthers Begleiter führen ihn über einige Stufen hinauf zum Auditorium, in dem bereits der Kaiser und die deutschen Kurfürsten sowie Dutzende andere Männer auf ihn warten: Bischöfe und weltliche Fürsten, Grafen, Reichsritter, Delegierte der Freien Reichsstädte und Diplomaten europäischer Königshäuser.

Der Mönch ist nervös, als er den Saal betritt; er hat einen Juristen und einige Getreue in seinem Gefolge. Sofort richten sich die Blicke der hohen Herren auf ihn. Der 37-Jährige wirke „derb von Körperbau und Antlitz", wie ein spanischer Höfling bemerkt, „mit nicht besonders guten Augen, die Miene beweglich".

Luther ist ein knochiger Mann, der Schädel wuchtig und hart von jahrelanger mönchischer Askese (dick wird er erst später werden), in den braunen Augen ein Blick, der kaum zu deuten ist.

Er trägt die schwarze Kutte des Augustinerordens, gegürtet mit einem Lederriemen. Seine Tonsur ist frisch rasiert, nur ein schmaler Haarkranz umgibt das kahle Haupt. Er ist das höfische Parkett nicht gewohnt; unruhig lässt er den Blick durch den niedrigen Raum schweifen, der viel zu klein ist, um die zahlreichen Zuhörer zu fassen, die gekommen sind.

Erleichtert erkennt der Mönch einen Bekannten in der Nähe und spricht ihn an. Doch da ermahnt ihn einer der kaiserlichen Beamten, nicht ungefragt das Wort zu ergreifen. Dass der im Hofzeremoniell Unerfahrene noch immer den Kopf hin und her wendet, ist ein weiterer Affront in Gegenwart des Kaisers.

Hat Luther in seiner Aufregung den Monarchen noch gar nicht bemerkt?

Denn zwischen all den vor Leibesfülle und Selbstbewusstsein strotzenden Großen, mächtige, trinkfreudige, kriegerische Gestalten zumeist, mit goldenen Ketten behangen, die Gesichter von wallendem Haupt- und Barthaar umrahmt, sitzt auf einem Thronsessel, schmächtig, schmal, blass, Kaiser Karl V.

Der 21-Jährige ist Erbe des größten Weltreichs der Epoche, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, König von Spanien und Neapel, Herr über die Niederlande und Machthaber über Territorien in Lateinamerika.

Ein Dolmetscher hält sich in Karls Nähe bereit, um das gleich beginnende Verhör zu übersetzen, denn der Sohn eines Habsburgers und einer Spanierin spricht nur wenige Worte Deutsch. „Der soll mich nicht zum Ketzer machen", entfährt es ihm beim Anblick Luthers.

Am liebsten würde Karl den aufsässigen Mönch verhaften lassen. Aber er muss klug vorgehen. Eine Mehrheit der im Saal versammelten weltlichen Würdenträger will dem beim Volk beliebten Ketzer Gelegenheit geben, zum katholischen Glauben zurückzukehren.

Es wird still im Saal, als der Sprecher der Versammlung hervortritt.

Mit lauter Stimme wendet er sich an den Mönch, der ihm stehend zuhören muss: „Martin Luther, die kaiserliche Majestät hat dich aus zwei Gründen hierherkommen lassen. Zuvorderst, um zu erfahren, ob du dich hier öffentlich zu den Büchern bekennst, die bisher unter deinem Namen verbreitet worden sind. Tust du das, so sollst du zweitens erklären, ob du ihren Inhalt aufrechterhalten oder etwas davon widerrufen willst."

Noch ehe Luther antworten kann, ruft sein Rechtsbeistand: „Man verlese die Titel." Daraufhin führt der Sprecher eine große Zahl von Schriften an, die alle auf einer Bank aufgestapelt liegen. Es sind Werke, in denen Luther das Ablasswesen kritisiert, mehrere kirchliche Sakramente verworfen und die Autorität des Papstes angezweifelt hat. Zuletzt immer schärfer und polemischer im Ton.

Jetzt endlich ist es an dem wortgewaltigen Prediger, zu antworten. Doch Luther spricht so leise, dass viele in dem überfüllten Saal ihn kaum verstehen.

„Die genannten Bücher muss ich als die meinen bezeichnen und werde niemals eines verleugnen", beginnt er.

Er wirkt erschrocken, ja ängstlich. Offenbar ist Luther überrascht. Denn in der Vorladung nach Worms war von einem Widerruf nicht die Rede, nur von einer „Erkundigung" über den Inhalt seiner Schriften. Auf ein Dementi ist der Wittenberger Mönch nicht vorbereitet.

So weicht er aus: „Weil es sich hierbei um den Glauben und das Seelenheil handelt und das Größte im Himmel und auf Erden, das Wort Gottes, betrifft, so darf ich mich nicht dreist der Gefahr aussetzen, dass ich ohne Vorbereitung etwas behaupte, wodurch ich entweder meiner Sache oder aber der Wahrheit etwas vergeben könnte. Deshalb bitte ich in Demut Eure kaiserliche Majestät um Bedenkzeit, damit ich, ohne das Gotteswort zu verletzen und meine Seele zu gefährden, die rechte Antwort auf die Frage geben möge."

Diese Worte lösen Verwunderung und Unruhe im Saal aus – auch unter jenen, die Luther wohlgesinnt sind.

Ist er seiner Sache nicht mehr sicher? Beeindruckt ihn die Kulisse des Reichstages, die Gegenwart des Kaisers?

Karl V. zieht sich mit einigen Fürsten zur Beratung zurück. Nach einer

Der junge Theologieprofessor Martin Luther, hier 1521 mit Doktorhut, ist ein bekannter Bibelgelehrter – und ein wortgewaltiger Prediger (Porträt von Lucas Cranach dem Älteren)

Pause gibt der Sprecher ihre Entscheidung bekannt: Zwar habe Luther kein Anrecht auf eine Bedenkzeit, doch der Kaiser gestehe ihm „aus seiner angeborenen Güte“ eine letzte Frist zu. Am Tag darauf, zur gleichen Stunde, solle der Mönch erneut erscheinen.

Als Luther den Saal verlässt, wirkt er niedergeschlagen. Er hat durch seinen kleinlauten Auftritt, der sich rasch auch in der Menge vor dem Bischofshof herumspricht, an Ansehen eingebüßt. Viele seiner Anhänger sind enttäuscht.

Die kaiserlichen Beamten führen ihn zu seiner Herberge zurück. Nicht einmal 24 Stunden bleiben Luther für eine endgültige Replik. Für eine Antwort, von der sein Leben abhängen kann.

Es ist ein weiter Weg, der ihn bis vor den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches geführt hat. Martin Luther, geboren am 10. November 1483 in Eisleben, stammt aus einer Familie von Bauern. Erst sein Vater hat sich im Kupferbergbau bis zum Minenpächter emporgearbeitet.

Martin, das älteste und begabteste von mindestens sechs Kindern, erhält eine gute Ausbildung. Mit 18 beherrscht er das Lateinische so perfekt, dass er in der Sprache der Gelehrten zu reden vermag. Er beginnt an der Universität Erfurt ein philosophisches Grundstudium, der Vater trägt die Kosten. 1505, nach vier Jahren, legt Luther das Magisterexamen als Zweitbester ab. Dann schreibt er sich, dem Wunsch des Vaters folgend, an der juristischen Fakultät ein.

Doch mitten im ersten Semester unterbricht er seine Studien, um zu den Eltern zu reisen – ein ungewöhnlicher Schritt. Kein Brief enthüllt den Grund dafür. Ist er in eine religiöse Krise geraten?

Daheim im Elternhaus ist es immer gottesfürchtig, aber keineswegs frömmelnd zugegangen. Bis zur Studienzeit hat Luther nie eine Bibel in die Hand genommen. In der Erfurter Universitätsbibliothek liest er erstmals in der Heiligen Schrift, mit wachsendem Interesse.

In der Stadt stehen 36 Kirchen und viele Klöster; auch der Tagesablauf im Studentenheim ist stark von der Religion geprägt, die Bewohner treffen sich zu regelmäßigen Andachten. Irdische Zerstreuungen wie Tanz und Kartenspiel sind verboten, auch unmäßiges Trinken und der Kontakt zu Frauen.

Als widernatürliches Mischwesen schmäht dieses Bild einer reformatorischen Kampfschrift 1523 den Papst: mit Eselskopf auf einem weiblichen Torso, der Dekadenz und Wollust der katholischen Kleriker symbolisiert

Die Furcht um das eigene SEELENHEIL ist stets gegenwärtig

So bleibt die Furcht um das eigene Seelenheil stets gegenwärtig. Ist es diese Sorge, die Luther vor seiner rätselhaften Reise bedrängt?

„Immer trauriger einhergehend“, wie er rückblickend notieren wird, wohl unglücklich mit dem Jurastudium, sucht der 21-Jährige Trost in der Bibel. Gut möglich, dass er fürchtet, auf dem vom Vater vorgezeichneten Weg seine Bestimmung zu verfehlen – und deshalb vor Christus nicht bestehen zu können.

Doch bräche er die Ausbildung vorzeitig ab, würde er gegen den Willen seines Vaters handeln. Und damit sündigen. Denn das vierte Gebot verlangt von den Kindern Gehorsam gegenüber den Eltern. Eine ausweglose Situation: Auch als Sünder muss er fürchten, am Jüngsten Tag vom Heiland verstoßen zu werden.

Auf dem Rückweg nach Wittenberg widerfährt Luther etwas, das ihm wie eine Vorahnung des göttlichen Strafgerichts erscheinen muss und zum Wendepunkt in seinem Leben wird.

Am 2. Juli 1505 gerät er in der Nähe Erfurts in ein heftiges Sommergewitter. Ein Blitz schlägt neben ihm ein, wirft ihn wahrscheinlich sogar um und verletzt ihn am Bein. Der Schlag versetzt den Studenten in Todesangst. In seiner Not ruft Luther die heilige Anna um Beistand an und gelobt für den Fall, dass er überlebt: „Ich will ein Mönch werden.“

Doch zurück in Erfurt, bereut er das Gelübde und quält sich mit der Frage, wie bindend ein Versprechen sein kann, das er in einer Sekunde nackter Panik abgegeben hat. Er fragt Freunde. Sie beschwören ihn, sein weltliches Leben nicht aufzugeben. Dennoch beschließt er nach 15 Tagen Bedenkzeit, tatsächlich in ein Kloster zu gehen.

Denn inzwischen hat Luther Gewissheit: Gott hat ihn berufen, und daher muss er von dem durch den Vater vorbestimmten Weg abweichen. Nur so kann er den strafenden Gott milde stimmen.

Unter den zahlreichen Klöstern Erfurts wählt er das der Augustiner-Eremiten – wahrscheinlich, weil in der Gemeinschaft brillante Theologen leben. Am 17. Juli 1505 geht er durch die Ordenspforte und gibt, zur Enttäuschung des Vaters, sein bisheriges Leben auf.

Nach einem Jahr legt er ein dreifaches Gelübde ab, schwört Gehorsam gegenüber Gott, der Jungfrau Maria und der Ordensregel und verpflichtet sich zu einem Leben in Armut und Keuschheit. 1507 wird er zum Priester geweiht.

Doch ständig ringt Luther mit seinen inneren Dämonen. „Ich habe auch wollen ein heiliger frommer Mönch sein“, wird er später niederschreiben, „und habe mich mit großer Andacht zur Messe und zum Gebet bereitet. Aber wenn ich am andächtigsten war, so ging ich als Zweifler zum Altar, und als Zweifler ging ich wieder davon.“ Luther fastet und wacht in den Nächten fast bis zum Zusammenbruch. Er beichtet, stundenlang, bis sein entnervter Beichtvater seine Geständnisse nur noch „töricht“ schimpft.

Luther weiß, dass er ein Sünder ist. Aber ist er deshalb für immer verloren? Wie kann er je Gewissheit haben, dass

Gott ihn doch erretten wird? „Keine Zunge kann sagen, keine Feder kann beschreiben“, gesteht er, „was der Mensch in solchen Augenblicken leidet. Da erscheint Gott über alle Begriffe furchtbar in seinem Zorn. Keine Flucht ist möglich. Nichts ist da, was trösten könnte.“

Die Furcht treibt Luther zum unentwegten Studium der Bibel an, bald ist er in der Heiligen Schrift phänomenal bewandert. Und so bestimmen ihn seine Oberen zum Theologiestudium in Erfurt.

1508 hält er an der neuen Universität im 135 Kilometer entfernten Wittenberg sogar erste Lehrveranstaltungen ab. Die Stadt besitzt die einzige Hochschule Kursachsens. Dessen Landesherr, Friedrich der Weise, ist einer der sieben mächtigen Kurfürsten, die den römisch-deutschen Herrscher wählen.

1512 wird der junge Mönch zum Doktor der Theologie promoviert. Der akademische Grad bedeutet Luther viel: Mit ihm erwirbt er das Recht, im akademischen Meinungsstreit der Theologen eine eigene Position geltend zu machen, natürlich nur in den Grenzen der von der Kirche festgelegten Lehre. Auf dieses Privileg aber wird er sich schon bald gegenüber höchsten Autoritäten berufen.

Im selben Jahr erhält der 29-Jährige in Wittenberg eine theologische Professur. Die Auslegung der Bibel ist nun sein Beruf. Neu und teils im Widerspruch zur Lehrtradition erklärt der junge Professor den Studenten die Heilige Schrift.

Gewöhnlich stützen sich die Theologen bei ihren Traktaten auf die philosophischen Werke des Aristoteles und andere Abhandlungen, in Jahrhunderten angehäuft von ihren Vorgängern.

Luther hat die Bücher dieser Autoritäten intensiv studiert. Doch kümmert er sich nicht um deren überkommene Lehren. Vielmehr sucht er die Offenbarungen der Psalmen und Apostelbriefe aus der Bibel selbst zu erfassen – durch meditative Vertiefung in die Texte.

Eine Passage aus dem Brief des Apostels Paulus an die Römer wird ihm dabei zum Schlüsselerlebnis: „Die Gerechtigkeit“, heißt es darin, „die vor Gott gilt [und die] aus Glauben in Glauben“ kommt, offenbare sich im Evangelium.

Was bedeutet das? Wie wohl alle Theologen der Zeit hat Luther den Satz lange als Drohung gelesen; er dachte dabei an den strafenden Gott des Jüngsten Gerichts und erschauderte.

Jetzt geht ihm plötzlich auf: Von der Gerechtigkeit als einem Geschenk ist hier die Rede. Einem Geschenk, das Gott den Menschen durch den Glauben zukommen lässt. Eine Gnade.

Luther ist wie befreit von seinen Ängsten: „Da hatte ich das Gefühl, ich sei geradezu von Neuem geboren und durch geöffnete Tore in das Paradies eingetreten. Da zeigte mir sogleich die ganze Schrift ein anderes Gesicht“.

Der Mönch behandelt den Papst wie einen KETZER

Er vertieft sich in die Psalmen und andere Bücher der Heiligen Schrift. Inzwischen locken seine Vorlesungen stets mehr als 300 Studenten an, denn Luther redet mitreißend und überzeugend, seine Methodik ist bahnbrechend und stößt in der Gelehrtenwelt auf großes Interesse. So wird die junge Universität Wittenberg über die Grenzen Kursachsens bekannt.

Auch als Seelsorger ist Luther beliebt. Um Ostern 1517 erfährt er durch seine Beichtkinder von einem Dominikanermönch, der den Gläubigen gegen ein paar Gulden den Ablass verspricht, also die Tilgung von Sündenstrafen.

Zwar geschieht dies nicht im kursächsischen Wittenberg, denn dort ist der Verkauf der Briefe nicht erlaubt. Doch eilen viele Gläubige in die Städte benachbarter Länder, nach Magdeburg, Zerbst oder Jüterbog, um sich von der Sündenstrafe freizukaufen.

Luther selbst hat den Ablassprediger nie gehört, wettert aber von der Kanzel gegen die Marktschreierei des Dominikaners. Den Ablass als solchen stellt er nicht infrage, wohl aber die unfromme Geschäftstüchtigkeit, mit der Gnade und Gerechtigkeit zu Handelsgütern werden.

Nach der Vorstellung der Kirche kann der Priester einen Beichtenden zwar von seinen Sünden freisprechen. Doch der reuige Sünder muss zu Lebzeiten dennoch mit einer Strafe für seine Verfehlungen rechnen – etwa mit Krankheit, Hunger oder anderem Leid.

Diese Strafe kann ihn aber auch erst nach dem Tod ereilen, wenn die Seele eine bestimmte Zeit im läuternden Fegefeuer ausharren muss.

Zur Erleichterung vieler Gläubiger kommt im 11. Jahrhundert das Ablasswesen auf. Durch eine Geldzahlung vermag der Sünder seither eine Reduzierung der Strafen zu erwirken. Nur der Papst, Kardinäle, Bischöfe und Legaten können einen solchen Nachlass gewähren: Von ihnen ausgestellte Ablassbriefe werden von Predigern an die Gläubigen verkauft.

Jahrhundertelang ist der Ablasshandel eine wichtige Einnahmequelle für die Kurie. Päpste finanzieren damit ihr luxuriöses Leben: Künstler müssen bezahlt werden, Feste und Maskenbälle, der Bau von Kathedralen, Straßen und Brücken. Und nicht zu vergessen die Kriege, die der Kirchenstaat in Italien gegen Rivalen wie Venedig führt, mit teuer eingekauften Schweizer Landsknechten.

Auch Fürsten und Bischöfe verdienen an dem Verkauf solcher Briefe: Ein Teil der Gelder fließt in ihre Kassen.

1515 schreibt Papst Leo X. einen Ablass für alle Kirchenprovinzen des

Lucas Cranach der Ältere ist der Propagandist der neuen Lehre. Der Maler übersetzt Luthers Predigten in zahllose Gemälde und Flugblätter, die zu Hunderttausenden in Deutschland verbreitet werden

ÆTATIS SVÆ · LXXVII ·
· 1 5 5 0 ·

Markgrafen Albrecht von Brandenburg aus: als Teil eines ebenso anrüchigen wie komplizierten Geschäfts. Denn Albrecht, Erzbischof von Magdeburg, ist seit Kurzem auch Kurfürst und Erzbischof von Mainz – und dieser durch das Kirchenrecht eigentlich verbotenen Ämterhäufung hat Leo erst nach Erhalt einer großen Summe Geldes zugestimmt.

Im Gegenzug hilft er dem hoch verschuldeten Doppelerzbischof mit dem Ablass: Albrecht darf die Hälfte der gezahlten Summen behalten. Der Rest geht an den Papst, der so den Bau der neuen Peterskirche in Rom finanzieren will.

Ab 1517 bringt der Dominikaner Johannes Tetzel für Albrecht den Petersablass in den Bistümern Magdeburg und Halberstadt unters Volk. Wer einen Brief erwirbt, kann sich dafür angeblich sogar von den Sündenstrafen für Ehebruch und gebrochene Gelübde befreien.

Tetzel zieht von Stadt zu Stadt, macht mit Plakaten auf seine Aktion aufmerksam, begleitet von Predigern und Beichtvätern. Wo er auftaucht, sind alle anderen Predigten verboten.

Zahlen muss jeder nach seiner Leistungskraft: Prälaten und Grafen sechs bis zehn Gulden, Bürger und Kaufleute drei, Handwerker einen Gulden (der Preis für ein Paar gute Stiefel). Völlig Mittellose sollen zumindest fasten und beten.

Auch einen Beichtbrief hat Tetzel im Angebot: Wer ihn kauft, kann sich zweimal im Leben – zu einem beliebigen Zeitpunkt und in seiner Todesstunde – von *allen* Sünden freisprechen lassen, ohne Beichte. Zudem vertreibt er ein Dokument, das angeblich vollen Ablass für die Fegefeuerstrafen bereits verstorbener Eltern oder Freunde bewirkt.

Mit Beichtbriefen in der Hand kommen Wittenberger Gemeindemitglieder im Herbst auch zu Luther und verlangen von ihm völlige Vergebung ihrer Sünden, selbst ohne erkennbare Reue. Aber Geschäfte mit dem Sündenablass kann und will der Mönch nicht dulden. So lädt er Theologen ein, mit ihm über das Problem zu disputieren – wie es guter akademischer Brauch ist.

In den Armen eines Dämons fliegt der Papst heran, um im Rachen des Teufels mit anderen Klerikern zu speisen. Bezahlt wird das dekadente Mahl mit einem Ablassbrief – wie dem, auf dem Satan sitzt

Als Grundlage dieses Streitgesprächs formuliert er 95 Thesen über den Ablass sowie den beklagenswerten Zustand der Kirche und schickt sie am 31. Oktober 1517 an Erzbischof Albrecht.

Damit macht er von seinem Disputationsrecht als Doktor der Theologie Gebrauch. Das Ablasswesen ist noch nicht durch eine kirchliche Lehre verbindlich geregelt – darf also von Gelehrten in Zweifel gezogen werden.

Und seine Kritik ist maßvoll. Er wendet sich vor allem gegen die falsche Sicherheit, die der Ablass hervorrufe. Denn Gott vergebe nur reuigen Sündern.

Vielleicht heftet er auch eine Kopie der Thesen an die Tür der Schloss- und Universitätskirche zu Wittenberg (wie später behauptet wird), denn die dient zu jener Zeit als eine Art Schwarzes Brett. Zeugen dafür gibt es nicht, Luther selbst wird sich später nie dazu äußern. Warum auch? Es ist nicht spektakulär, einen Mitteilungszettel irgendwo anzuheften.

Doch an jenem Tag verändert der Mönch aus Wittenberg mit seinen papstkritischen Thesen die Welt.

Luther legt sich mit dem denkbar mächtigsten Gegner an: der Kirche. Sie ist die einzige Institution des Abendlandes, die Kriege führt und zugleich Macht beansprucht über das Seelenheil jedes Christen. Deren Besitz und Recht und deren Inquisitoren keine Ländergrenzen kennen. Deren Einnahmen größer sind, deren Verwaltung effizienter ist als die jedes Staates. Deren unumschränkte Autorität von fast allen führenden Universitätsgelehrten anerkannt wird.

Luther dagegen ist allein. Kein Gefolgsmann, keine Institution, schon gar keine Armee steht hinter ihm. Er ist als Mönch so arm, dass er sich nicht einmal eine neue Kutte leisten kann.

Eigentlich hat er keine Chance. Eigentlich müsste es ihm so ergehen, wie es Kritikern der Kirche von jeher ergeht: Er müsste als Ketzer verfolgt werden.

Doch er wird diesen, den vielleicht ungleichsten Kampf der Weltgeschichte, gewinnen. Denn er hat das Glück, genau im rechten historischen Augenblick loszuschlagen. Und er wird etwas lostreten, das viel gewaltiger und viel unkontrollierbarer ist, als er es in diesem Moment träumen könnte: die Reformation.

Selbst Luther ist überrascht, wie schnell sich seine Thesen in Deutschland verbreiten. Einige davon wühlen die Menschen besonders auf. Etwa die 45.: „Wer einen Armen sieht und ihm nicht hilft, sondern sein Geld für den Ablass gibt, der erwirbt nicht den Ablass des Papstes, sondern den Zorn Gottes."

Oder die 86.: „Der Papst besitzt heute ein fürstlicheres Vermögen als der reichste aller Geldfürsten. Warum baut er dann nicht wenigstens die Basilika St. Peter mit seinem eigenen Geld statt mit demjenigen von armen Gläubigen?"

Das wollen die Menschen lesen. Die 95 Thesen werden von Unbekannten sofort kopiert, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und nachgedruckt. Ein Freund Luthers berichtet, die Thesen hätten „in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen".

Die Druckerpresse ist eine noch neue Erfindung, und hier zeigt sich zum ersten Mal, dass sie eine gefährliche Waffe ist. Der Mönch und Dozent aus Wittenberg spricht plötzlich den über Jahrzehnte, Jahrhunderte angestauten Unmut einer ganzen Nation öffentlich aus. Niemals wohl hat eine Druckschrift Vergleichbares ausgelöst, ist ein Unbekannter durch einen einzigen Text über Nacht zu einer Figur der Weltpolitik geworden.

Die Fürsten, die Städter, die Bauern (denen man den Text vorliest) finden hier ihren Zorn artikuliert. Ihren Zorn über die Verkommenheit des Klerus und über die Abgaben, die an die Kirche zu

entrichten sind. Luther bekommt begeisterte Briefe. Der Kurfürst von Sachsen ist stolz auf den Dozenten.

Die Kirche reagiert verständnislos auf die Kritik. Erzbischof Albrecht antwortet nicht auf Luthers Brief und leitet die 95 Thesen weiter an Papst Leo X. in Rom. Das Ganze ist für ihn das Aufbegehren „eines vermessenen Mönchs zu Wittenberg", durch den das „arme unverständige Volk" irregeleitet werde.

Im Sommer 1518 eröffnet die Kurie eine Voruntersuchung gegen den Professor. Luther erhält am 7. August 1518 eine Vorladung; binnen zwei Monaten soll er sich in Rom der Anklage stellen. Die Vorwürfe: Ketzerei und Auflehnung gegen die Amtsgewalt der Kirche.

Für Luther ein Schock, denn er ist sich keines Verstoßes gegen das Kirchenrecht bewusst. Jetzt muss er ein Verfahren des Vatikans fürchten, das für ihn auf dem Scheiterhaufen enden kann.

In dieser Not wendet er sich an seinen Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen. Der möge beim Heiligen Stuhl erwirken, dass der Fall in Deutschland verhandelt werde. Tatsächlich setzt sich der Fürst, der Luther ja den Aufschwung der Wittenberger Universität verdankt, in Rom für ihn ein.

Überraschend gibt die Kurie nach. Und so muss sich Luther im Oktober 1518 nicht in Rom, sondern in Augsburg einem ersten Verhör durch den hochgelehrten Kardinal Thomas Cajetan stellen.

Bei der Befragung aber weigert er sich, seine Thesen zu widerrufen.

„Das heißt: eine neue Kirche bauen!", schleudert ihm Cajetan entgegen.

Knapp einen Monat später lässt der Papst eine Urkunde über den Ablass verfassen: Der Heilige Vater, so heißt es darin, könne sehr wohl den Gläubigen ihre Schuld vergeben und zeitliche Sündenstrafen ganz oder teilweise erlassen.

Damit ist die Ablasspraxis nicht mehr zulässiger Gegenstand des Gelehrtenstreits. Wer nun weiterhin „Irrtümer" über den Ablass lehre, könne der Lüge überführt und verurteilt werden, so die Papstschrift. Jetzt hat die Kirche eine Grundlage, gegen Luther vorzugehen.

Sie treibt das Verfahren weiter voran. Am 15. Juni 1520 verurteilt Papst Leo X. in einer Bulle 41 Sätze Luthers als „häretisch, Ärgernis erregend, irrig, für fromme Ohren anstößig" und droht ihm den Kirchenbann an, den Ausschluss aus der Gemeinschaft der Gläubigen.

Luther bleibt eine Frist von 60 Tagen, seine Ansichten zu widerrufen. Schon jetzt müssen alle kirchlichen Instanzen seine Schriften beschlagnahmen und öffentlich verbrennen, ihr Besitz und ihre Verbreitung stehen unter Strafe.

Der Papst beauftragt zwei Gesandte damit, die Bulle in Deutschland und in den Niederlanden durchzusetzen. Ab Oktober ist sie rechtskräftig, jetzt läuft die Frist. Wenig später gehen in Lüttich und Köln Luthers Schriften in Flammen auf. Doch der macht einfach weiter.

Jedes seiner Pamphlete wird in mehreren Tausend Exemplaren gedruckt und ist meist binnen weniger Tage vergriffen. Überall gibt es Nachdrucke.

S

Schlimmer noch, zumindest aus der Sicht des Papstes: Teile der deutschen Obrigkeit unterstützen den Ketzer.

Denn die deutschen Fürsten und städtischen Ratsherren mögen zwar manches an Luthers Lehre nicht verstehen, die Konsequenzen dieser Lehre aber passen in ihr Konzept: Wenn die Autorität des Papstes nicht mehr viel gilt, dann müssen die Herren und die Städte keine Abgaben mehr nach Rom entrichten – und haben zudem endlich Zugriff auf die riesigen Ländereien der Kirche.

Luther hat die Rebellion aus persönlicher Glaubensnot begonnen. Doch weltgeschichtliche Bedeutung erhält sie aus politischen Gründen.

Oktober 1520. Drei Jahre sind seit der Veröffentlichung der Thesen vergangen – eine Zeit, in der Luther seine Kritik erweitert hat. Mit etwa 20 Schriften allein in deutscher Sprache ist Luther seither an die Öffentlichkeit getreten: einem umfassenden Programm reformatorischer Erneuerung. Es steht auf der Grundlage dreier Prinzipien, die für ihn herausragende Bedeutung haben.

Zum einen: Nur in der Bibel offenbare sich Gottes Wort dem Menschen, nicht in den Büchern der Theologen.

Zum Zweiten: Errettet werde der Mensch allein von der Gnade Gottes.

Und: Gottes Gnade erlange man nur durch den Glauben.

In einem dieser Texte schreibt er, alle Christen seien gleich vor Gott; daher habe der Papst nicht das Recht, über Glaubensfragen zu entscheiden.

Die Wirkung der Schrift ist enorm. Nach wenigen Tagen ist die Erstauflage von 4000 Exemplaren vergriffen.

In einer anderen Abhandlung verwirft Luther die meisten kirchlichen Sakramente, die Firmung, die Priesterweihe und die Letzte Ölung, da sie nicht durch Jesus selbst eingesetzt worden seien. Auch die Ehe sei nicht von Gott gestiftet, sondern ein rein weltlicher Bund.

Nur Taufe, Abendmahl und Buße lässt er gelten. (Später wird Luther auch die Buße nicht mehr als Sakrament anerkennen, da sie eine täglich notwendige Übung für den Gläubigen sei, um sich von der Sünde zu reinigen.)

Das Buch macht über Deutschland hinaus Furore. Die Theologen der Universität Paris stellen es wegen seiner angeblichen Irrtümer auf eine Stufe mit dem Koran. Englands König Heinrich VIII. formuliert eine Gegenschrift.

Luther scheut keinen Konflikt mehr. Im Herbst 1520 greift er den Papst an, weil der sich die Entscheidung über Heil und Unheil der Menschen anmaße und sich damit über Gott erhebe.

Ein ungeheuerlicher Vorwurf.

Luther steigert ihn noch durch eine provozierende Geste: Am 10. Dezember 1520 zieht er mit Wittenberger Studenten vor die Stadt hinaus, verbrennt

Mit allen Mitteln will Kaiser Karl V. die Reformation unterdrücken, um so die religiöse Einheit in Deutschland zu wahren. Doch Luthers Thesen finden rasch immer mehr Anhänger

das Kanonische Kirchenrecht und die Papst-Bulle, die ihm den Bann androht.

Der Professor aus Wittenberg behandelt den Heiligen Vater wie einen Ketzer. Kurz darauf wird Luther durch eine neue Papst-Bulle exkommuniziert.

Im nächsten Schritt müsste jetzt die Reichsacht gegen ihn verhängt werden, angeordnet vom Schutzherrn der römischen Kirche, dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Luthers Schicksal liegt also in den Händen Karls V., vor Kurzem erst von den Kurfürsten zum Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation gewählt. Spricht er die Acht gegen den Mönch aus, darf niemand mehr Luther unterstützen, beherbergen, bewirten oder ihm sonst wie Hilfe leisten. Es ist ein Zustand völliger Rechtlosigkeit.

Der Monarch zögert. Bei seiner Wahl hat er den Kurfürsten versprochen, gegen keinen Deutschen die Reichsacht zu verhängen, ohne ihn vorher anzuhören. Doch zugleich bedrängen ihn die Abgesandten des Papstes, den Ketzer zu ächten und gefangen zu nehmen.

Der Fall ist ebenso heikel wie lästig. Karl V. würde das Reich gern rasch wieder verlassen, denn er rüstet gerade zu einem Krieg gegen Frankreich. Zudem will er nach Rom ziehen, um sich von Leo X. zum Kaiser krönen zu lassen (bis dahin führt er nur den Titel „erwählter römischer Kaiser").

Doch zuvor muss er nach Worms reisen, um seinen ersten Reichstag abzuhalten. Hier will er mit den Reichsständen – den weltlichen und geistlichen Fürsten sowie Vertretern der Freien Reichsstädte – über Verwaltungsangelegenheiten und finanzielle und militärische Unterstützung für den Krieg gegen Frankreich verhandeln. Es ist Karls erste Bewährungsprobe.

Bildersturm: Radikale Reformatoren wie Johannes Calvin lassen allen Kirchenschmuck sowie Gemälde und Heiligenskulpturen aus den Gotteshäusern reißen: Das Gepränge widerspreche dem Bilderverbot der Bibel

Der Kaiser weiß, dass etlichen der in Worms Versammelten der Fall Luther sehr gelegen kommt. Denn im gesamten Reich, in den Städten und auf dem Land, unter Bauern, Bürgern, Adeligen und Rittern hat sich viel Unmut gegen die römische Kirche angestaut.

Schon seit mehr als 100 Jahren werden immer wieder Beschwerden gegen kirchliche Missstände vorgetragen, bis jetzt aber ohne Erfolg. In Worms wollen die Reichsstände erneut ihre Klagen vorbringen – und die *Causa Lutheri* als politisches Unterpfand nutzen, um dem Papst Zugeständnisse abzutrotzen.

Ganz Deutschland ist im Frühjahr 1521 in AUFRUHR

Als Karl V. am 27. Januar 1521 den Reichstag im Wormser Rathaus eröffnet, ist „das ganze Deutschland in Aufruhr", notiert ein päpstlicher Gesandter. Neun von zehn Deutschen seien für Luther und somit Gegner des Papstes.

Was soll nun mit dem Mönch geschehen? Die Reichsstände drohen, ihre Zustimmung zur Ächtung Luthers zu verweigern, falls der nicht zuvor angehört wird. Schließlich willigt Karl ein, den Wittenberger nach Worms vorzuladen.

Ende März 1521 händigt ihm ein kaiserlicher Bote die offizielle „Zitation" aus. Luther zögert nicht, ihr zu folgen, zumal Karl ihm freies Geleit zusichert; der Prediger muss auf der Reise also nicht um sein Leben fürchten.

Kurz darauf macht er sich mit einigen Begleitern in einer zweirädrigen Kutsche auf den Weg in das 390 Kilometer entfernte Worms. Am 16. April erreicht die Reisegesellschaft die Stadt, Trompeten melden vom Dom die Ankunft. Der Empfang ist triumphal. Als Luther gegen zehn Uhr durch eines der sieben Stadttore einfährt, strömen 2000 Menschen in den Gassen zusammen.

---

17. April 1521, später Nachmittag. Nach seinem misslungenen ersten Auftritt vor dem Kaiser und den Reichsständen ist Luther in sein Quartier zurückgekehrt. Die Stube im Johanniterhof muss er sich mit zwei kursächsischen Beamten teilen; in ganz Worms war sonst kein Zimmer mehr zu finden.

Die Stadt mit ihren 7000 Einwohnern ist seit Beginn des Reichstages überfüllt. Die Zahl der Besucher hat alle Erwartungen übertroffen. 80 Fürsten und 130 Grafen sind mit ihrem Gefolge angereist, dazu Gesandte von 15 ausländischen Königshäusern sowie Ritter und Edelleute mit ihren Dienstleuten. Mindestens 10 000 Gäste sind in der Stadt.

Worms ist dem Ansturm kaum gewachsen. Überall auf den Plätzen, in den Schenken und Herbergen herrscht seit Monaten Gedränge. Zwar gilt eine kaiserliche Herbergsordnung, um den vielen Besuchern ein Logis zu sichern und Mietwucher zu verhindern. Doch kaum einer der Herbergswirte in Worms hält sich an die Vorschriften.

So klagen die Reichstagsbesucher über schmutzige Quartiere sowie über hohe Preise für Fisch, Feuerholz, Stallplätze, Pferdefutter. Und über die Unruhe in den Gassen, in denen es nachts manchmal zu Messerstechereien kommt.

In diesem Gewühl ist Luther eine Attraktion. Doch der Mönch fühlt sich nicht gut in diesen entscheidenden Tagen. Sein Körper ist ausgezehrt durch 16 lange Jahre im Kloster, durch übermäßiges Fasten, Nachtwachen und strenge Exerzitien, durch das Schlafen auf hartem Lager.

Auf der Fahrt nach Worms plagten ihn Gallen- und Verdauungsbeschwerden, Herzschmerzen und Beklemmungsgefühle. Ein Arzt ließ ihn zur Ader, danach setzte Luther, obgleich nicht völlig genesen, seine Reise fort. Wer hätte ihm schon eine Krankheit geglaubt?

Luther weiß an diesem 17. April, dass er tags darauf nicht mehr ausweichen kann. Widerruft er seine Schriften, so hat der Antichrist gesiegt – und sein Lebenswerk wäre zerstört.

Aber ist er bereit, seinen Weg notfalls bis zum Scheiterhaufen zu gehen?

---

18. April 1521. Am Vormittag macht sich Luther Notizen für seine Antwort – später aber wird er frei sprechen müssen.

Um 16 Uhr holt ihn ein kaiserlicher Beamter zum zweiten Verhör ab. Wieder drängen sich Schaulustige auf den Gassen um den Bischofshof. Weil sich an diesem Tag die Verhandlungen des Reichstages hinziehen, soll Luther vor dem Gebäude warten, mitten in der Menschenmenge. Ein Nervenspiel.

Erst um 18 Uhr wird er hineingerufen. Diesmal in einen weitläufigeren Saal des Gebäudes, doch so groß ist der Andrang, dass kaum einer der Fürsten und Bischöfe einen Sitzplatz findet.

„Allergnädigster Kaiser, hochberühmte Fürsten, gnädigste Herren! Gehorsam bin ich zu dem Termin, der mir gestern Abend bestimmt worden ist, erschienen", setzt Luther an.

Er ist nicht wiederzuerkennen. Strotzend vor Selbstbewusstsein hält er ein langes Plädoyer in eigener Sache. Er bekennt sich zu allen Schriften und behauptet, „dass die Gesetze des Papstes und die Menschenlehren die Gewissen der Gläubigen elend in Fesseln schlagen, misshandeln und zu Tode martern und dass vor allem in dieser ruhmreichen deutschen Nation Hab und Gut von unglaublicher Tyrannei ohne Ende und auf unwürdige Weise verschlungen worden sind und noch verschlungen werden".

Keines seiner Werke könne er widerrufen. Aber er sei ein fehlbarer Mensch und nicht Gott. „Darum bitte ich um der Barmherzigkeit Gottes willen, Eure Majestät oder wer auch immer es vermag, sei er der Höchste oder Geringste, so wolle er Zeugnis geben, die Irrtümer widerlegen, sie mit Propheten- und Evangelienzeugnissen überwinden; denn ich werde, wenn ich belehrt worden bin, begierig sein, jeden möglichen Irrtum zu widerrufen, und werde der Erste sein, der meine Bücher ins Feuer wirft."

Doch weder Karl V. noch ein Erzbischof, Kurfürst oder Abt erhebt die Stimme, um mit Luther zu diskutieren. Nur der kaiserliche Sprecher teilt ihm mit: „Vergeblich erwartest du, Martin, eine Disputation." Er solle unumwunden sagen, ob er nun widerrufe oder nicht.

Darauf antwortet Luther: „Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder einen klaren Grund widerlegt werde – denn allein dem Papst oder den Konzilien glaube ich nicht, da es feststeht, dass sie häufig geirrt und sich auch selbst widersprochen haben –, so bin ich durch die von mir angeführten Schriftworte bezwungen. Und solange mein Gewissen durch die Worte Gottes gefangen ist, kann und will ich nichts widerrufen, weil es unsicher ist und die Seligkeit bedroht, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen."

Will Luther auf dem SCHEITERHAUFEN enden?

Dies ist eine historische Zäsur – die allerdings keiner der Anwesenden erkennt, auch Luther nicht. Denn mit diesen Sätzen spaltet er die Kirche endgültig. (Hingegen ist die Wendung „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" vermutlich gar nicht gefallen, sie wird erst in einer späteren Druckfassung der Rede ergänzt.)

Einen Moment lang ist es totenstill, ehe der Offizial ruft: „Lass dein Gewissen fahren, Martin, du bist im Irrtum!"

Da steht Karl V. plötzlich auf, murmelt, er habe genug, und eilt aus dem Raum. Die Sitzung ist beendet. Im Saal bricht ein Tumult los. Luther hat nicht widerrufen! Der Mönch ist vor dem Kaiser standhaft geblieben!

Zwei Männer führen ihn hinaus. Während der Mönch die Stufen hinabsteigt, rufen ihm spanische Schaulustige aus dem Gefolge des Kaisers zu: „Ins Feuer, ins Feuer mit ihm!"

In seinem Quartier, befreit von enormer Anspannung, wagt Luther eine Geste des Triumphes. Er reckt die Hände in die Höhe und ruft: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch." Zu einem Vertrauten bemerkt er: Auch wenn er 1000 Köpfe hätte, wolle er sie sich lieber alle abschlagen lassen, als zu widerrufen.

Nun will Karl V. die Reichsacht über Luther verhängen. Er entschließt sich zu einem spektakulären Schritt: Am Morgen greift der Monarch zur Feder und verfasst eine Erklärung in französischer Sprache. Es ist die erste politische Stellungnahme des Monarchen.

Anschließend lässt Karl die Reichsstände zu sich kommen und ihnen eine deutsche Übersetzung verlesen. Viele Fürsten werden beim Anhören bleich – sie fordern längere Bedenkzeit.

Unmissverständlich erklärt der Kaiser dem Auditorium, dass er als „Schutzherr des katholischen Glaubens" Häretiker unnachsichtig verfolgen werde.

Zwar dürfe Luther unter dem zugesicherten Geleit nach Wittenberg zurückkehren. Danach aber sei Karl entschlossen, gegen ihn „als einen notorischen Ketzer einzuschreiten".

Die Stände erwirken noch eine letzte Frist: Bis zum 25. April hat Luther Gelegenheit, Gehorsam gegen Kirche und Kaiser zu zeigen. Weigert er sich abermals, ist die Reichsacht unabdingbar.

Doch der Mönch bleibt standhaft. Am 26. April reist er aus Worms ab. Als er eine Woche später Kursachsen er-

Der Altphilologe Philipp Melanchthon fasst Luthers Lehren 1521 in der ersten evangelischen Dogmatik zusammen und wird nach dessen Tod 1546 Wortführer der Reformation

1543

reicht, nähern sich der kleinen Reisegesellschaft in einem Hohlweg mehrere Reiter, bewaffnet mit Armbrüsten.

Die Männer ziehen Luther aus seiner Kutsche und zwingen ihn, auf einem Pferd aufzusitzen. Der Mönch wehrt sich nicht: Denn er ist in die – inszenierte – Gefangennahme eingeweiht. Der Plan stammt von seinem Beschützer, dem sächsischen Kurfürsten.

Die Reiter wählen Umwege, um mögliche Verfolger abzuschütteln. Gegen 23 Uhr erreichen sie die Wartburg bei Eisenach, hier soll Luther untertauchen.

Am 25. Mai endet der Reichstag zu Worms mit einer feierlichen Sitzung im Rathaus. Die weltlichen und geistlichen Fürsten und die Vertreter der Freien Reichsstädte einigen sich mit Karl V. unter anderem auf eine neue Landfriedensordnung, und sie verpflichten sich, ihn bei einem Zug nach Rom mit Truppen zu unterstützen.

Am selben Tag verkündet der Kaiser das nun von den Reichsständen gebilligte Urteil gegen Martin Luther. Karl V. verhängt die Reichsacht über den Mönch, erklärt ihn zu einem von „Gottes Kirche abgesonderten Glied und verstockten Zänker und offenbaren Ketzer".

Niemand darf Luther mehr beherbergen oder unterstützen; wer ihn sieht, muss ihn gefangen nehmen und unversehrt dem Kaiser überstellen. Sämtliche Bücher des Theologen sind zu verbrennen oder auf andere Weise „zu vernichten und zu vertilgen". Es ist verboten, bereits gedruckte Luther-Schriften zu verkaufen, sie nachzudrucken, zu benutzen oder zu besitzen, seine ketzerische Lehre zu verbreiten oder zu verteidigen.

Am 31. Mai verlässt Karl V. mit seinem Tross Worms. Er hält den Fall für abgeschlossen.

Martin Luther lässt sich in seinem Versteck auf der Wartburg die Haare über der Tonsur und einen Bart wachsen, er trägt die Kleidung eines Ritters und gibt sich als „Junker Jörg" aus. Nur wenige Eingeweihte kennen seine wahre Identität. Viele im Reich glauben, er sei bei dem Überfall ums Leben gekommen.

In der erzwungenen Einsamkeit der Wartburg wendet er sich wieder jenem Text zu, der im Zentrum seines reformatorischen Programms steht: der Heiligen Schrift. Binnen elf Wochen übersetzt er das Neue Testament aus der griechischen Urfassung ins Deutsche.

Zwar existieren schon mehrere Übertragungen der Bibel. Doch keine ist so wortgewaltig wie nun Luthers Evangelium. Denn der in Dialektik und Rhetorik ausgebildete Theologe ist auch ein engagierter Prediger, der die Sprache der einfachen Gläubigen kennt.

Vor allem ihnen will er die Heilige Schrift in bildkräftigen Wendungen zugänglich machen. Viele seiner Wortprägungen (etwa „plappern", „Herzenslust" oder „kleingläubig") bereichern die Sprache des Volkes wie die der Literaten.

Als sein Neues Testament im September 1522 anonym erscheint, ist die Erstauflage von 3000 Exemplaren binnen weniger Tage vergriffen – trotz des hohen Preises von anderthalb Gulden (Luther aber lehnt jedes Honorar ab).

Allein bis 1533 erscheinen 85 weitere Ausgaben. Die Bibelübersetzung ist Luthers größte literarische Leistung und – gemessen an ihrer Wirkung – sein theologisches Hauptwerk.

N

Noch ehe das Neue Testament erscheint, wagt sich Luther im März 1522 wieder nach Wittenberg zurück und beginnt erneut, öffentlich zu predigen.

Seine Kanzelreden werden als Flugschriften im ganzen Land verbreitet. Jetzt gründen sich im ganzen Reich immer mehr reformatorische Gemeinden.

Im Gebiet seines Fürsten kann sich Luther sicher fühlen, denn in Kursachsen gilt Karls Urteil nicht: Friedrich der Weise hat ihn um diese Ausnahme gebeten. Wieso der Kaiser diesen Wunsch des Kurfürsten erfüllt, ist bis heute rätselhaft. Aber auch im übrigen Reichsgebiet ist die Wirkung des Ediktes schwach.

So kann die Bewegung in zahlreichen Regionen Deutschlands rasch um sich greifen: Zunächst werden in Wittenberg etliche katholische Geistliche lutherisch, Klöster lösen sich auf, an der Universität wird Luthers Lehre verbreitet – wobei vieles noch präzisiert werden muss. Theologische Zweifelsfälle entscheidet Luther persönlich (werden beim Abendmahl Leib und Blut Christi tatsächlich oder nur symbolisch gereicht?). Er verfasst auch neue Kirchenlieder für den Gottesdienst seiner Anhänger – die sich nach dem allein für sie relevanten Neuen Testament die „Evangelischen" nennen – und organisiert den Aufbau der Gemeinden.

Schnell breitet sich die neue Kirche aus: 1525 etwa verwandelt der Hochmeister des Deutschritterordens sein Ordensland in das weltliche evangelische Herzogtum Preußen, ein Jahr später macht Landgraf Philipp Hessen evangelisch. Bald schon bekennen sich Gläubige in Regensburg, Frankfurt am Main, Goslar und Lübeck zur Lehre Luthers.

Auch außerhalb Deutschlands entstehen – teils in Nachahmung Luthers, teils in Konkurrenz zu ihm – evangelische Kirchen: in den Niederlanden, in der Schweiz, in Skandinavien.

Schon 1525 bricht Luther auch privat mit seinem bisherigen Leben. Er heiratet Katharina von Bora, eine frühere Nonne; im Jahr darauf kommt Luthers erster Sohn zur Welt – nun ist auch sein greiser Vater mit ihm versöhnt.

Luther ernährt seine Familie von einem kleinen Professorengehalt, das ihm der Kurfürst zahlt. Er hält Vorlesungen, predigt und veröffentlicht unentwegt.

Die altgläubigen Fürsten reagieren zunächst kompromissbereit auf die neue Konfession. 1526 einigt sich der Reichstag darauf, dass die Fürsten und Vertreter der Freien Reichsstädte selbst entscheiden dürfen, ob sie zum Luthertum übertreten; später soll ein Nationalkonzil alle Christen des Reiches wieder unter dem Dach einer Kirche vereinigen.

Doch 1529, auf einem weiteren Reichstag, drängt die Mehrheit der katholischen Fürsten darauf, den Kompromiss in der Konfessionsfrage wieder aufzuheben und gegen Luther und seine Anhänger vorzugehen – so wie es Karls Edikt von 1521 verlangt. Dagegen wehren sich fünf Fürsten und 14 Reichsstädte

mit einer „Protestation“, einem Widerspruch (daher wird man sie, wie alle anderen Anhänger Luthers, fortan „Protestanten“ nennen).

Das Papsttum begegnet den Protestanten in den folgenden Jahrzehnten mit jenen Maßnahmen, die Historiker die „Gegenreformation“ nennen. Doch genau genommen ist dies falsch: Es ist die eigentliche Reformation.

Denn nun verändert sich die katholische Kirche von innen, ohne dabei ihre wesentlichen Institutionen anzutasten. Die ärgsten Auswüchse des Ämterkaufs werden beseitigt, das Zölibat wird, wohl zum ersten Mal in der Kirchengeschichte, mit großer Strenge durchgesetzt.

Und mit dem neu gegründeten Jesuitenorden gewinnt der Papst eine straffe, bedingungslos ergebene Truppe von Predigern, Missionaren und Theologen, die den evangelischen Geistlichen an der Universität genauso ebenbürtig gegenübertreten können wie dem Volk.

Karl V. beginnt 1546 einige (letztlich erfolglose) Feldzüge gegen evangelische Landesfürsten. Der düstere Habsburger kämpft gegen die Lutherischen, deren Glauben er ablehnt und deren politische Ambitionen seinem Weltreich gefährlich werden. Damit fängt das Jahrhundert der Religionskriege an, das für Deutschland erst 1648 endet, nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges.

Hunderttausende sterben in den Kriegszügen, und sie sterben vergebens: Den Protestanten gelingt es nie, wie von vielen Nachfolgern Luthers erhofft, das Papsttum zu zerschmettern.

Doch auch der katholischen Kirche ist das geistliche Monopol über das Abendland abhandengekommen, denn die Trennung nach Konfessionen verläuft im Wesentlichen so, wie sie sich in den Jahren nach 1521 herausgebildet hat.

Rund ein Jahrtausend lang war die Kirche allumfassend. Nun ist der Papst nicht länger das Oberhaupt der abendländischen Christenheit, sondern nur der Anführer einer von zwei Glaubensrichtungen. Und die katholische Kirche ist nicht länger oberste Autorität in allen Fragen, sondern Vertreterin einer von zwei alternativen Weltdeutungen.

Luther hat diese Entwicklung weder vorhergesehen noch gewollt. Denn er war kein Reformator („Reformation“ wird seine Tat erst später genannt), sondern ein Revolutionär.

Der Anlass für seinen Protest von 1517 – und dessen ungeheuren Erfolg – ist zwar ein Missstand innerhalb der Kirche. Aber Luther will von Beginn an viel mehr: Er kritisiert nicht den aktuellen Papst, Leo X., sondern das Papsttum *an sich*. Er kritisiert nicht die Korruption bei der Amtsernennung, sondern die Ämter überhaupt. Er kritisiert nicht manche Exzesse bei der Spende der Sakramente, sondern die Wirksamkeit der meisten Sakramente.

Jetzt gründen sich überall im REICH protestantische Gemeinden

Die katholische Kirche sieht sich als von Gott eingesetzte Mittlerin zwischen dem Allmächtigen und den Menschen. Für Luther aber steht jeder seinem Schöpfer persönlich gegenüber.

Alle Menschen – Laien und Priester – sind nach seiner Auffassung gleich vor Gott: Sie sind Sünder und werden doch von ihm geliebt. Und nicht durch gute Taten (oder einen Ablass), wie es ihnen die katholischen Geistlichen predigen, werden die Gläubigen erlöst, sondern allein durch die Gnade Gottes, die ihnen nach unergründlichen Kriterien gewährt wird. Der einzige Maßstab für die Christen ist nach Luther die Bibel, die jeder lesen und selbst auslegen soll.

Damit fordert er den mündigen Christen, der keinen Priester braucht und aus freien Stücken Gutes tut, nicht aus Angst vor der Höllenstrafe.

Genau dies hält Martin Luthers Thesen und Theologie selbst nach einem halben Jahrtausend aktuell – so aktuell, dass sich evangelische und katholische Christen wohl niemals werden vereinen können.

In diesem Glauben und in fast überraschender Bescheidenheit verbringt Luther seine letzten Tage.

Im kalten Winter 1545 reist er mehrmals in seine Geburtsstadt Eisleben, um einen Streit im dortigen Grafenhaus zu schlichten. Den inzwischen mächtigen, aufgedunsenen Körper schüttelt das Fieber, ihn plagen vielerlei Krankheiten.

Im Februar 1546 werfen ihn heftige Schmerzen in der Brust auf das Krankenlager. Nur wenige Freunde sind bei ihm, als er abends mit mühsam herausgepresster Stimme sein Todesgebet spricht, bevor er das Bewusstsein verliert.

Wenige Stunden später macht Luther seinen letzten, tiefen Atemzug. Es ist 2.45 Uhr am 18. Februar 1546.

Gut einen Tag zuvor hat der große, wüste, begnadete Pamphletist seine letzten Zeilen geschrieben: Notizen auf einem Blatt Papier. „Den Vergil in seinen Bucolicis kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen. Den Cicero in seinen Episteln kann niemand verstehen, er habe denn 25 Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt. Die Heilige Schrift meine niemand genugsam geschmeckt zu haben, er habe denn 100 Jahre lang mit Propheten wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Versuche nicht diese göttliche Äneis, sondern neige dich tief anbetend vor ihren Spuren!“

Und dann plötzlich nicht mehr auf Latein, sondern in Deutsch: „Wir sind Bettler. Das ist wahr.“ ●

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Heinz Schilling, *„Martin Luther: Rebell in einer Zeit des Umbruchs“*, C. H. Beck: brillante Biografie, die den Reformator als schwierigen und widersprüchlichen Charakter beschreibt. Volker Reinhardt, *„Luther, der Ketzer“*, C. H. Beck: Anhand bisher unbeachteter Quellen der Vatikanischen Archive rekonstruiert der Historiker die Sicht der römischen Kurie auf den deutschen Reformator.

UM GLAUBE UND **MACHT**

1618 eskaliert ein Konflikt, der seit der Reformation im römisch-deutschen Reich und in Europa schwelt. Drei Jahrzehnte lang ringen Katholiken und Protestanten militärisch um das rechte Bekenntnis – und um die Vorherrschaft. 1648 soll ein Vertrag diesen Krieg beenden

Text: SAMUEL RIETH; Karte: STEFANIE PETERS

Die Nacht ist schon angebrochen, als plötzlich alle Glocken in Münster läuten. Auf der Stadtmauer feuern 70 Kanonen. Doch ihre Salven künden nicht von Krieg – sondern vom Gegenteil. Denn an diesem 24. Oktober 1648 haben Diplomaten in der Stadt gerade die letzten Signaturen unter das größte Friedenswerk der Neuzeit gesetzt: den Westfälischen Frieden.

Mehr als 100 Delegationen aus allen Teilen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und ganz Europa haben drei Jahre lang in Münster und Osnabrück über die Verträge verhandelt. Nun ist der Dreißigjährige Krieg beendet – jener Konflikt, der als blutiges Ringen zwischen Protestanten und Katholiken begonnen und sich zum Kampf um die Vormacht in Europa entwickelt hat.

Das Drama beginnt 1618. Das römisch-deutsche Reich ist durch die Reformation tief gespalten: Mächtige Landesherren bekennen sich zu den Lehren Luthers oder des Schweizer Reformators Johannes Calvin. Kaiser Matthias aus dem Hause Habsburg aber ist ein kompromissloser Katholik, der die Einheit des Glaubens wiederherstellen will.

Auch sein Cousin Ferdinand – im Jahr zuvor zum König von Böhmen gekrönt – will alle Freiheiten beschneiden, die Protestanten dort genießen. Doch die evangelischen Adeligen im Land rebellieren. 1619 schließlich erklären sie Ferdinand für abgesetzt und wählen sich einen neuen, protestantischen König.

Daraufhin versammelt der Entmachtete, inzwischen als Nachfolger seines verstorbenen Vetters Kaiser des römisch-deutschen Reiches, Verbündete in einer katholischen „Liga“. Deren Armee marschiert in Böhmen ein, schlägt den Aufstand nieder und treibt den protestantischen König ins Exil.

Nun eilt der dänische König, ein Protestant, seinen Glaubensbrüdern im Reich zu Hilfe – der erste von mehreren ausländischen Herrschern, die sich in den Konflikt einmischen. 1625 fällt er in Norddeutschland ein.

Es gehört zu der verwirrenden politischen Situation jener Tage, dass der Däne vom katholischen Frankreich finanziell unterstützt wird.

Der Hintergund: Am französischen Hof fürchtet man eine Hegemonie der Habsburger – denn diese Dynastie stellt nicht nur den Kaiser im römisch-deutschen Reich, sondern auch den König von Spanien und damit Herrscher der spanisch besetzten Niederlande.

Die Fronten dieses Krieges verlaufen also nicht nur entlang von Konfessionsgrenzen, sondern sind auch von politischen Interessen geprägt.

1626 schlagen die Habsburger die Dänen zurück. Doch nur vier Jahre später greift der ebenfalls protestantische schwedische König (der sein Land zur Großmacht formen will) in die Auseinandersetzungen ein und dringt gegen die Truppen des Kaisers bis nach Bayern vor.

Jahr um Jahr vergeht nun in diesem Konflikt. Immer deutlicher ist erkennbar, dass keine der großen Kriegsparteien die andere bezwingen kann. Und so einigen sich die Mächte endlich auf Verhandlungen. Die Kämpfe haben wohl allein auf dem Gebiet des römisch-deutschen Reiches vier Millionen Opfer gefordert.

Der Frieden zwingt vor allem die Habsburger zu Zugeständnissen. So muss Spanien die Unabhängigkeit der protestantischen Vereinigten Niederlande anerkennen. Zudem wird die Position der deutschen Fürsten und Städte gegenüber dem Kaiser gestärkt: Bei Kriegserklärungen und Friedensabkommen etwa muss er sie nun mitentscheiden lassen.

Es gibt im Reich fortan drei gleichgestellte Konfessionen: Katholiken, Lutheraner und Calvinisten. Im Reichstag – der Vollversammlung der geistlichen und weltlichen Fürsten sowie der Vertreter der Reichsstädte (also jener Stadtgemeinden, die nur den Kaiser über sich haben) – darf keine Glaubensfraktion einer anderen in Religionsfragen ihren Willen aufzwingen.

Um die religiöse Aufteilung des Reiches zu regeln, wird festgelegt, dass jedes Land fortan der Glaubensrichtung angehört, zu der es im Jahr 1624 zählte. Damit verlieren die Landesherren de facto das Recht, die Konfession ihrer Untertanen zu bestimmen. Denn wenn sich zuvor etwa ein Fürst zur neuen Lehre Luthers bekannte, mussten auch alle Bewohner seines Herrschaftsgebiets konvertieren – oder auswandern.

So teilt der Westfälische Frieden Deutschland in vorwiegend katholische und protestantische Regionen.

Und schafft eine Ordnung, die weitgehend unverändert bis ins 19. Jahrhundert fortbestehen wird. ●

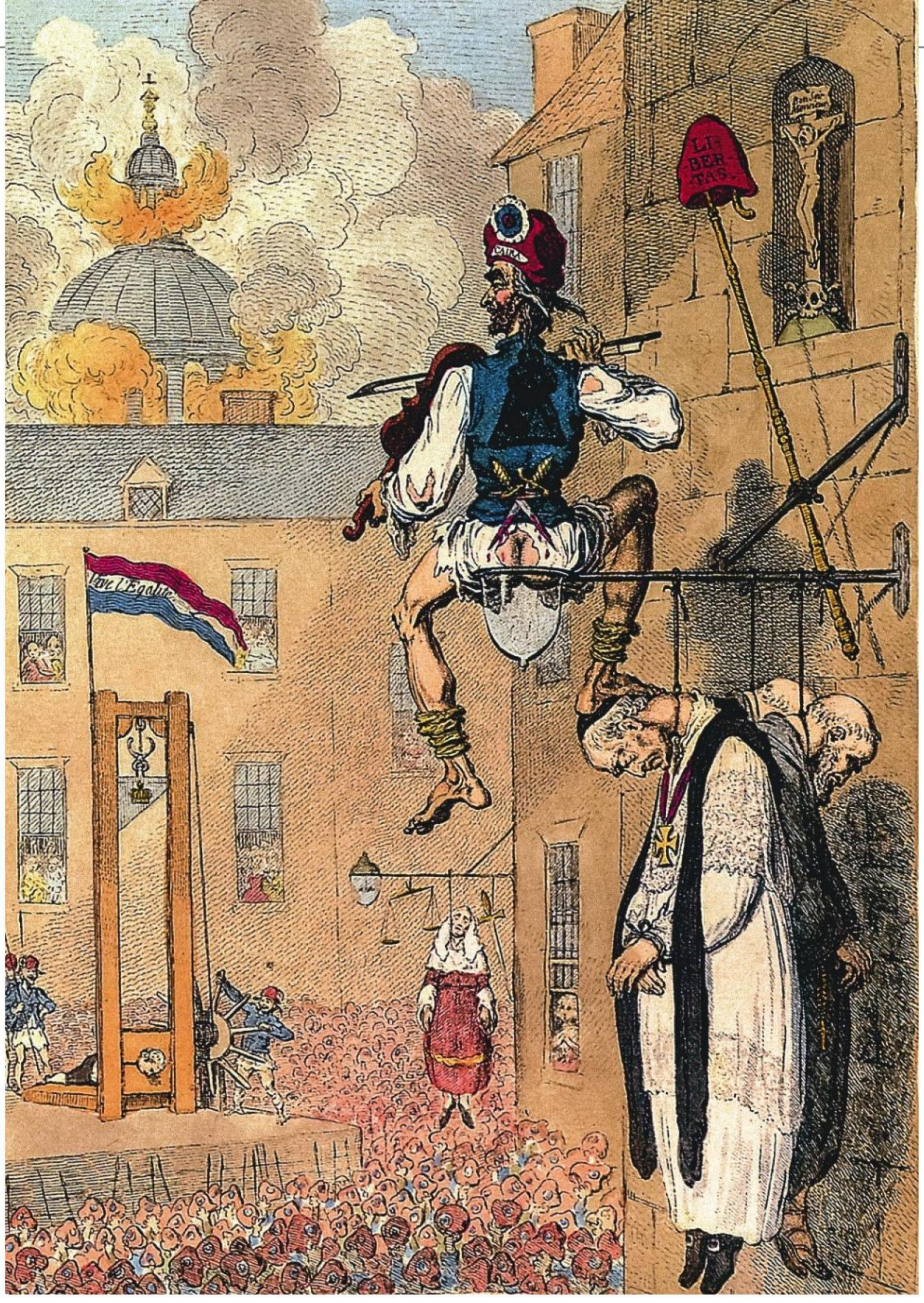
Der Westfälische Frieden legt 1648 neue Grenzen zwischen den Konfessionen fest – vor allem, indem er alte wiederherstellt: Katholiken und Protestanten einigen sich, dass in jedem der mehr als 300 Fürstentümer und den Reichsstädten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation fortan jener Glaube herrscht, den Landesherren oder Magistrate der jeweiligen Regionen bis 1624 für ihre Untertanen oder Bürger bestimmt haben. So dominieren im Süden die Papsttreuen, im Norden hingegen – wie auch in anderen Teilen Europas, etwa in Skandinavien – die Anhänger Martin Luthers

Der PREIS der VERNUNFT

Text: MATHIAS MESENHÖLLER

Im Juli 1789 erhebt sich das von Hunger und Repressalien drangsalierte französische Volk gegen die Obrigkeit. Bald wendet sich der Aufruhr auch gegen die Kirche, denn seine Führer sind von den Ideen der Aufklärung durchdrungen, die den Verstand über die Dogmen der Geistlichen stellen. Am Ende wird die Revolution in offenen Terror umschlagen und nicht nur Zehntausende Bürger und Adelige, sondern auch Priester, Mönche und Nonnen treffen

Ein Bischof und zwei Mönche hängen tot an einer Lampenstange, auf der ein Revolutionär mit blankem Hintern sitzt: englische Karikatur über die Hinrichtungsexzesse der französischen Revolutionäre


LI-
BER-
TAS
Vive l'Egalité

P

Paris, 12. Juli 1789, abends. Sturmglocken läuten, Tausende Bewaffnete hasten durch die Straßen und Gassen der Stadt an der Seine, immer wieder krachen Schüsse. Nach Einbruch der Dunkelheit gehen mehrere königliche Zollhäuser in Flammen auf. Eine Revolution zeichnet sich ab. Gegen die Obrigkeit. Gegen den Adel. Gegen den Klerus.

Um drei Uhr morgens stürmen rund 20 Männer gegen das Kloster Saint-Lazare im Norden von Paris, um dort zu plündern. Der Widerschein ihrer Fackeln flackert über die barocke Prunkfassade des Konvents, das nach dem heiligen Lazarus benannt ist, jenem Mann, den Jesus einst von den Toten erweckt haben soll.

Mit Äxten, Keulen und Gewehren bewaffnet, versuchen die Männer, die schwere Hauptpforte des Klosters aufzubrechen. 15 Minuten später dringen sie johlend ein in die Hallen, Gänge und Innenhöfe des weitläufigen Baus. Immer mehr Aufständische eilen nun hinzu, schießen um sich, fordern Essen und Trinken. Arbeiter, Frauen und Kinder folgen ihnen – bald sind es Hunderte Pariser, die durch die Korridore hasten und zu den Speichern drängen.

Dort lagern große Mengen an Getreide und Mehl, Butter, Käse, Fleisch, Obst und Wein – Vorräte für die etwa 400 Menschen, die in dem Klosterkomplex leben, vor allem Mönche, Novizen, Studenten und Bedienstete. Während die verstörten Bewohner in Panik fliehen, fallen die Eindringlinge über deren Habe her.

Sie schlagen Türen ein, raffen Geld und Silbergeschirr zusammen, zertrümmern Schränke, werfen Matratzen und Möbel zu den Fenstern hinaus, zerschlagen die Bibliothek, das physikalische Kabinett, den Speisesaal, die Weinkeller, in denen der Alkohol zu kleinen Tümpeln zusammenfließt. Später werden etliche Angreifer gefunden, die sich an dem Wein derart betrunken haben, dass sie besinnungslos zusammensanken – und in den Alkoholpfützen ertranken. Andere Plünderer vergiften sich auf der Suche nach Likör an den Elixieren der Klosterapotheke.

Inmitten der Raserei gelingt es einigen Männern, große Teile der Vorräte auf 50 Karren zu verladen, sie am Morgen des 13. Juli zum Markt zu schaffen und für einen geringen Preis an die Armen abzugeben.

Am Tag darauf, dem 14. Juli 1789, wird das Volk von Paris die Gefängnisfestung Bastille stürmen, das Sinnbild für die Unterdrückung der Menschen durch das Regime des Königs. Die Französische Revolution feiert ihren ersten Sieg. Getrieben von Hunger und Wut, lehnen sich Tausende Pariser auf gegen die hohe Steuerlast, höfische Despotie und Aristokratenwillkür, fordern Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Am 13. Juli 1789 stürmen Plünderer das Kloster Saint-Lazare in Paris. Der Hunger der Menge ist stärker als ihr Respekt vor den Mönchen

Ein geschundener Bürger, auf dem feist und satt Edelmann, Bischof und Richter reiten: Gegen diese Ausbeutung erheben sich die Revolutionäre

Auch von den Kirchenoberen. Denn die leben prunkvoll von den drückenden Abgaben, die das Volk zu entrichten hat, verdanken ihre lukrativen Ämter dem König, der damit seine adelige Klientel belohnt.

Der Sturm auf den Konvent Saint-Lazare ist nur ein Vorbote für weitaus radikalere Angriffe auf die Kirche, die schon bald folgen werden. Viele Franzosen halten die Mönche und Nonnen in den Klöstern für nichtsnutzige Fresser – und die privilegierte höhere Geistlichkeit für überflüssig.

Dass die Bürger auf den Straßen und Märkten, in den Geschäften und Kontoren dies so sehen: Dazu hat nicht zuletzt die Aufklärung beigetragen, jene mächtige Geistesbewegung, deren Anhänger die Menschen nun schon seit gut 100 Jahren ermutigen, sich auf den eigenen Verstand zu verlassen, nicht auf religiöse Dogmen.

Die Aufklärer setzen auf Naturbeobachtung, nicht auf göttliche Offenbarungen. Auf bürgerliche Tugend, nicht auf christliche Moralvorschriften.

Im Namen von Freiheit und Vernunft wird die Bibel von den radikalen Denkern als Märchenbuch verworfen und der traditionelle Glaube als Gefängnis gebrandmarkt.

Kaum einer der Plünderer von Saint-Lazare wird die Schriften der großen englischen, deutschen und französischen Aufklärer kennen oder gar gelesen haben. Sie treibt vor allem der Hunger. Doch die seit Jahrzehnten in Paris kursierenden Parolen über die Infamie und die Habgier des Klerus, all die ätzenden Pamphlete und Karikaturen über die Institutionen der Kirche sind ihnen vermutlich nicht verborgen geblieben.

Und so schützt weder die Scheu des Christenmenschen vor den frommen Männern noch die Angst vor der Hölle nun die Priester und Mönche des Konvents. Vor allem aber werden im Zuge der Französischen Revolution die hohen Geistlichen, die Orden und die Kirche in Frankreich ihre Macht und ihren Besitz verlieren.

Schon seit dem 16. Jahrhundert steht die Papstkirche ideologisch unter Druck. Die Reformation hat die lateinische Christenheit in mehrere Konfessionen gespalten, von denen jede beansprucht, den wahren Glauben zu besitzen. Die Folge sind mörderische Kriege unter den Bannern des Glaubens, bei denen Katholiken, Hussiten, Lutheraner, Calvinisten einander bekämpfen.

Angesichts solcher Verwerfungen plädieren einflussreiche Berater der jeweiligen Herrscher für einen starken Staat. Allein ihm sollen die Untertanen gehorchen, teilweise ungeachtet ihrer Religion und ihres Gewissens. Auch die Kleriker, die lange wie Aufseher im Namen Gottes neben den Thronen der Fürsten standen, sollen sich den weltlichen Herren nun unterordnen.

Doch nicht allein diese Entwicklung schwächt die römische Kirche: Zugleich wenden sich immer mehr begabte junge Männer dem Studium der Natur zu. Vor allem setzen diese „Naturphilosophen“ auf neuartige Methoden: auf genaue Beobachtungen, exakte Messreihen, wiederholbare

Experimente – und später auf Erfindungen wie das Fernrohr und das Mikroskop, die bis dahin Unsichtbares sichtbar machen. Gegen den Widerstand vieler Theologen und Kleriker vertreten frühe Wissenschaftler revolutionäre Ansichten, etwa der Pole Nikolaus Kopernikus, der behauptet, dass sich die Erde um die Sonne dreht, nicht umgekehrt, wie von der Kirche postuliert. Der Italiener Galileo Galilei bestätigt Kopernikus; wird aber von der Inquisition gezwungen, zu widerrufen.

Vor allem in England, das sich 1534 vom Papst und damit der Lehrautorität in Rom losgesagt hat, rütteln die Forscher an den Grundfesten des Glaubens.

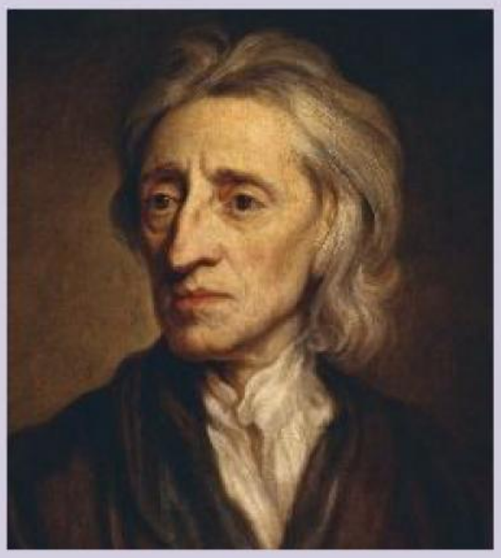
William Harvey entdeckt, dass das Herz bei Tieren und Menschen das Blut in einem Kreislauf zirkulieren lässt. Nehemiah Grew behauptet, die Blüten und Pollen der Pflanzen würden Sexualorganen und Spermien entsprechen. John Ray stellt fest, dass Fossilien Abdrücke einstiger Tier- und Pflanzenarten sind. Und Robert Hooke bringt die Idee auf, die Lebewesen hätten sich zudem im Lauf der Zeit verändert (was bedeuten würde, dass der göttliche Schöpfungsplan nicht so vollkommen ist wie bis dahin angenommen).

All diese Forscher, und es gibt noch viele mehr, behaupten, dass die Welt allgemeinen, logisch nachvollziehbaren Gesetzen unterliegt. Damit aber verliert der Klerus seine Deutungshoheit über Gottes Werk und Taten.

Vielleicht der größte unter den Neuerern ist Isaac Newton. 1687 erscheint in London sein Werk über die „Mathematischen Grundlagen der Naturphilosophie". Der Inhalt: viele, sehr komplizierte Berechnungen. Selbst Fachleute haben Mühe, ihm zu folgen.

Dennoch: Newtons Schrift liefert den Beweis dafür, dass sich das Sonnensystem allein mithilfe von Mathematik und überprüfbaren Versuchen widerspruchsfrei beschreiben lässt – ohne jede metaphysische Spekulation. Damit besiegelt das Werk nicht weniger als die Unabhängigkeit der Naturwissenschaften von den Gottesgelehrten.

Und es befeuert unter den Intellektuellen jener Tage die Frage, weshalb die Vernunft nur die Betrachtung der Natur revolutionieren sollte – und nicht auch das gesamte Dasein.



JOHN LOCKE
(1632–1704)
Für den englischen Vordenker der Aufklärung sind der Verstand und die Freiheit des Einzelnen maßgeblich

1689, zwei Jahre nach dem Erscheinen von Newtons Buch, beenden pragmatische Staatsmänner zum Wohle Englands Auseinandersetzungen zwischen Monarchie und Parlament in dem Inselreich, die bereits seit Jahrzehnten andauern. In der „Bill of Rights" sichert der neue König dem Parlament wichtige Rechte zu. Ohne Zustimmung der Abgeordneten darf die Krone fortan weder die Steuern erhöhen noch in Friedenszeiten ein Heer aufstellen. Zudem gewährt der Hof fortan begrenzte Pressefreiheit und konfessionelle Toleranz.

Das gedankliche Fundament dieser für Staaten jener Zeit revolutionären Ordnung liefert ein hagerer Gelehrter von Ende 50: John Locke, Mitbegründer einer neuen Geistesbewegung, die man schon bald „Aufklärung" nennen wird.

Locke wendet das unabhängige, allein auf überprüfbare Tatsachen und die Vernunft gestützte Denken auf das menschliche Zusammenleben an. Wie schon andere vor ihm sieht er den Zweck des Staates darin, das Wohl und die Sicherheit seiner Bürger zu garantieren – ergänzt die Forderung aber um den Zusatz: und deren Freiheit.

Zu dieser Freiheit soll auch die des Glaubens zählen, und zwar für Christen, Juden und Muslime gleichermaßen. Für Katholiken aber gilt der politische Vorbehalt, dass sie dem Papst gehorchen, also einem ausländischen Fürsten.

Und auch Atheisten, die jede Gottheit leugnen, will Locke nicht dulden – weil er davon überzeugt ist, dass solche Menschen sich keiner Moral verpflichtet fühlen und sich daher weder an Eide noch Verträge halten.

Die Existenz Gottes aber leugnen weder Newton noch Locke. Sie achten Jesus und die Gebote des Christentums als schlüssiges moralisches Konzept. Als Locke 1704 auf dem Totenbett liegt, liest ihm eine Freundin aus den Psalmen vor.

Auf der anderen Seite des Ärmelkanals, in Frankreich, gilt zu Beginn des 18. Jahrhunderts die rigide Formel „Ein König, ein Glaube, ein Gesetz": Die Macht der Krone ist absolut, der Katholizismus Staatsreligion. Christliche Festtage bestimmen den Kalender, der Klang

VOLTAIRE
(1694–1778)
Der französische Aufklärer macht weder vor Adel noch Kirche halt. Selbst die Texte der Bibel prüft er auf ihre Plausibilität

der Kirchenglocken gliedert den Tagesablauf. Zehntausende Priester predigen in ebenso vielen Gemeinden; hinzu kommen knapp 100 000 Mönche und Nonnen sowie eine unbestimmte Zahl höherer Kleriker. Kutten und Soutanen sind allgegenwärtig, kaum ein Franzose kann sich dem Einfluss der Kirche entziehen.

Doch die Kirchenführung steht in der Kritik. Machtstreben, Habgier und Neid haben ihr Ansehen diskreditiert. Viele Franzosen sind empört über die Steuerprivilegien der hohen Kleriker, über die Verfolgung Andersgläubiger, über den Zehnten, der bei den Bauern landesweit gnadenlos eingetrieben wird, und über die Adeligen, die Ämter und Einkünfte der Kirche erhalten, anstatt die Armen zu unterstützen.

Manche Freigeister pflegen einen kaum verhohlenen Unglauben. Sie sind abgestoßen von den Ausschweifungen der Bischöfe, dem Hokuspokus der mystischen Riten, dem Wunderglauben.

Heimlich zirkulieren lästerliche Schriften, die gegen Kirchenführung und Glauben gerichtet sind. Eines der geistreichsten Pariser Schandmäuler ist um 1715 der junge François-Marie Arouet, der sich als Autor und Philosoph bald Voltaire nennen wird. Als der Regent Philipp von Orléans wegen seiner Finanznot die Hälfte der königlichen Pferde verkauft, wird Voltaire das Bonmot zugeschrieben: Der Herrscher hätte besser die Hälfte der Esel weggeschickt, die den Hof bevölkern.

Zweimal sitzt Voltaire in der Bastille ein, einmal wegen einer Satire auf den Regenten, das zweite Mal 1726 nach einem Streit mit einem Adeligen. Er kommt erst frei, als er verspricht, eine Zeit lang das Land zu verlassen.

Voltaire reist nach London, eine Stadt nach seinem Geschmack. Denn in der englischen Kapitale eröffnet sich dem geistreichen Franzosen unter aufgeklärten Intellektuellen, Dichtern und Politikern eine neue Welt. Seine Gastgeber bringen ihm Newtons bahnbrechende Einsichten nahe, geben ihm Lockes Schriften zu lesen. Und sie leben ihm wie selbstverständlich die Freiheit des Wortes vor, unabhängiges Denken und strikte Naturbeobachtung. Religiöse Toleranz. Kritik der öffentlichen Angelegenheiten.

Als Voltaire nach zweieinhalb Jahren in die Heimat zurückkehrt, fasst er seine Eindrücke unter dem Titel „Briefe aus London über die Engländer“ zusammen. Unter einem Autorenkürzel gedruckt, wird das Werk in den Pariser Literatencafés verkauft, unter der Hand. Denn ohne dass Voltaire selbst den Vergleich ziehen müsste, fassen seine Leser allein schon die Schilderung der englischen Gesellschaft als Angriff gegen die Zustände in Frankreich auf.

Ihre frühen SCHRIFTEN verbrennt der Henker noch auf dem Scheiterhaufen

Am 10. Juni 1734 verurteilt ein Gericht das Buch als ketzerisch, unsittlich und unbotmäßig. Der Henker von Paris zerfetzt das Werk vor großem Publikum und verbrennt es auf dem Scheiterhaufen. Der leicht zu identifizierende Autor flieht auf das Schloss einer Freundin nahe der lothringischen Grenze, aber diesmal nicht ins Ausland.

In Frankreich herrscht im Justizwesen ein hoher Grad an Willkür: Ob und wie schwer ein Lästerer bestraft wird, hängt vom zuständigen Beamten und vom Stand des Verdächtigen ab, von seinen Beziehungen, ja selbst von seinem Witz und dem Ansehen in der Öffentlichkeit. Oft reicht es, sich in die Provinz zurückzuziehen. Und tatsächlich kann Voltaire dort unbehelligt von der Pariser Obrigkeit arbeiten.

Auch andere Intellektuelle tragen in diesen Jahren aufklärerisches Gedankengut nach Frankreich, übersetzen es ins Französische, entwickeln es weiter. Doch keiner bringt das Plädoyer für die Vernunft so elegant, so eingängig, so polemisch unters Volk wie Voltaire. Mit zunehmender Schärfe attackiert er „Aberglauben“ und „Fanatismus“ – worunter er zu einem großen Teil die katholische Religion versteht.

Er prüft die biblischen Texte eingehend auf deren Plausibilität und kommt zu dem Ergebnis, Jesus sei als „Armer, der den Armen predigte“ sehr hoch zu schätzen – nur sei er eben nicht Gottes Sohn gewesen. Und habe diesen Rang auch ebenso wenig beansprucht wie jene Religion gewollt, die später in seinem Namen über die Welt verbreitet wurde.

Die Glaubenssätze, Texte und Regeln der Kirche sowie die Korruptheit ihrer Anführer stellt Voltaire nun als einen Ausbund menschlicher Unvernunft und Niedertracht dar.

Ein begeisterter Leser Voltaires ist um 1740 der damals 27-jährige Denis Diderot. Ein Taugenichts, der tagsüber ziellos durch die Parks von Paris flaniert, mit Schauspielerinnen poussiert, raucht, trinkt und in Cafés und Spelunken debattiert, Schach spielt. Seine Mansar-

DENIS DIDEROT
(1713–1784)
Wer seine Enzyklopädie liest, ein »vernünftig durchdachtes Lexikon der Wissenschaften«, der beginnt zu zweifeln

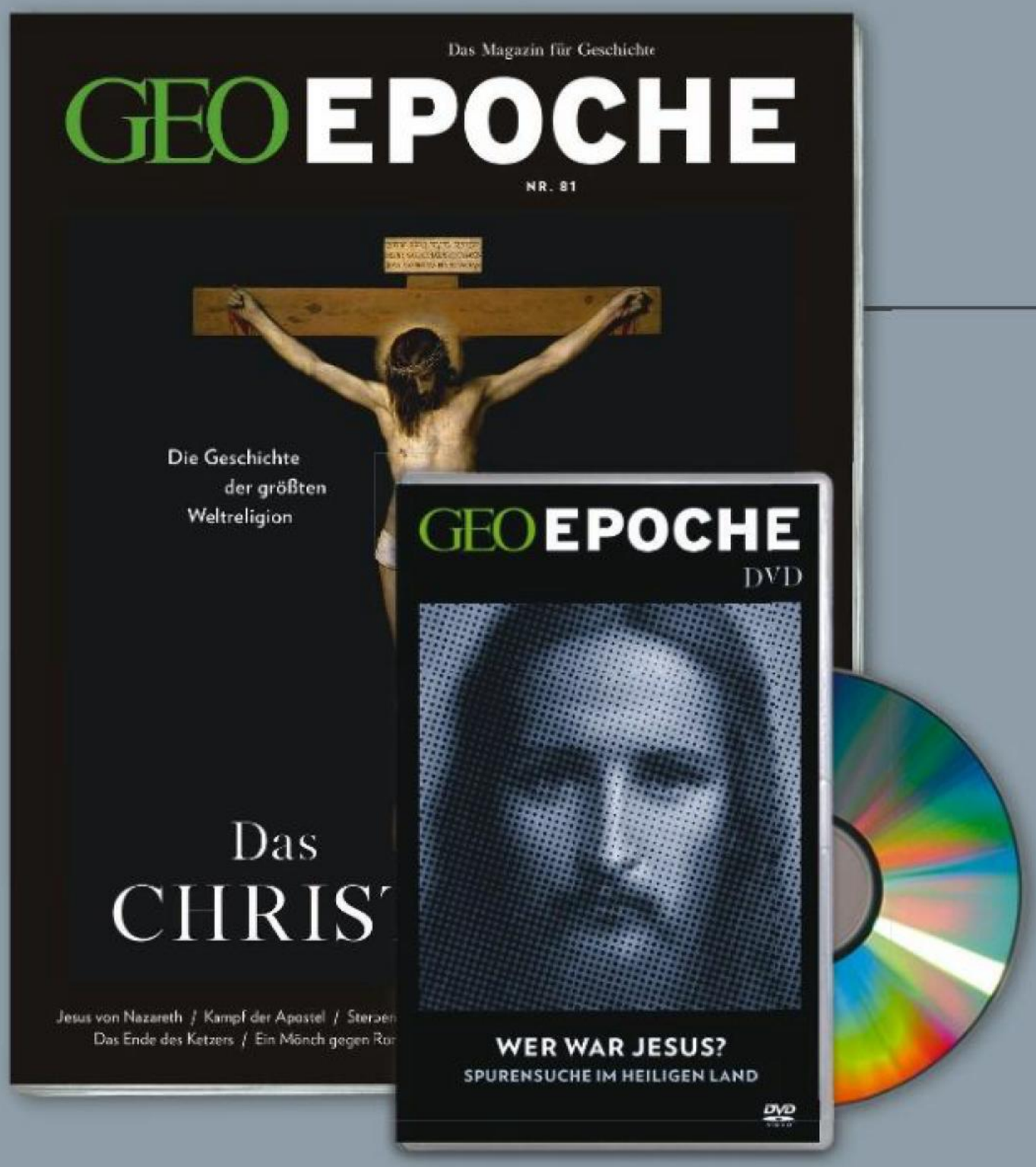
Auf den Spuren der Vergangenheit.

Spannende Reisen durch die Geschichte: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

„GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern."

Herzlichst
Ihr

Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



IHRE Abovorteile

1. **Wunsch-Prämie**
   Zur Begrüßung als Dankeschön.
2. **Jederzeit kündbar**
   Nach Ablauf des 1. Jahres.
3. **Bequem**
   Portofreie Lieferung nach Hause.
4. **Wahlweise mit DVD**
   Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

Verlag: Gruner + Jahr GmbH & Co KG, Dr. Frank Stahmer, Am Sandtorkai 74, 20457 Hamburg. AG Hamburg, HRA 102 257. **Vertrieb:** Belieferung, Betreuung und Inkasso erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Nils Oberschelp (Vorsitz), Christina Dohmann, Dr. Michael Rathje, Am Sandtorkai 74, 20457 Hamburg, als leistender Unternehmer. AG Hamburg, HRB 95752.

2. GEO EPOCHE-Bestseller
Geschichtsträchtiges Wissen erleben.
- „Piraten" – Freibeuter, Abenteurer, Menschenhändler: 2000 Jahre Seeräuberei
- „Die Zeit der Kreuzritter" 1096–1291

Ohne Zuzahlung

3. Asia-Messerset „Taki"
Fernöstliches für jede Küche.
- Set aus einem Koch-, Gemüse- und Sushimesser im japanischen Stil
- Klingen aus Edelstahl, Griffe aus Holz

Zuzahlung: nur 1,– €

PRÄMIE zur Wahl

4. GEO EPOCHE-Sammelschuber
Perfekt für Ihr Archiv zu Hause. Schützt und bringt Ordnung in die Sammlung.
- Schuber aus robustem Hartkarton
- Fasst bis zu 8 Ausgaben

Zuzahlung: nur 1,– €

5. Sport-/Reisetasche „Country"
Perfekt für Freizeit und Kurzreisen.
- Geräumiges Hauptfach und Vortasche
- Abnehmbarer, gepolsterter Umhängegurt
- Maße: ca. 58 x 37 x 22 cm; Farbe: Marine

Zuzahlung: nur 1,– €

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 60,– € bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

+49 (0) 40/55 55 89 90

online mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoche.de/abo

denkammern finanziert er mit Gelegenheitsarbeiten, etwa indem er einem Missionar für Geld Predigten schreibt.

Diderot, talentierter Sohn eines Messerschmieds, ist Absolvent einer angesehenen Jesuitenschule sowie der Pariser Universität Sorbonne – und er hat die Weihen eines Priesters empfangen. Aber er hat sich gegen den Kirchendienst entschieden. Lebt lieber frei. Genießt den Tag, philosophiert. Liest gefährliche Schriften. Um die von Voltaire gepriesenen Gelehrten Locke und Newton zu verstehen, lernt er Englisch.

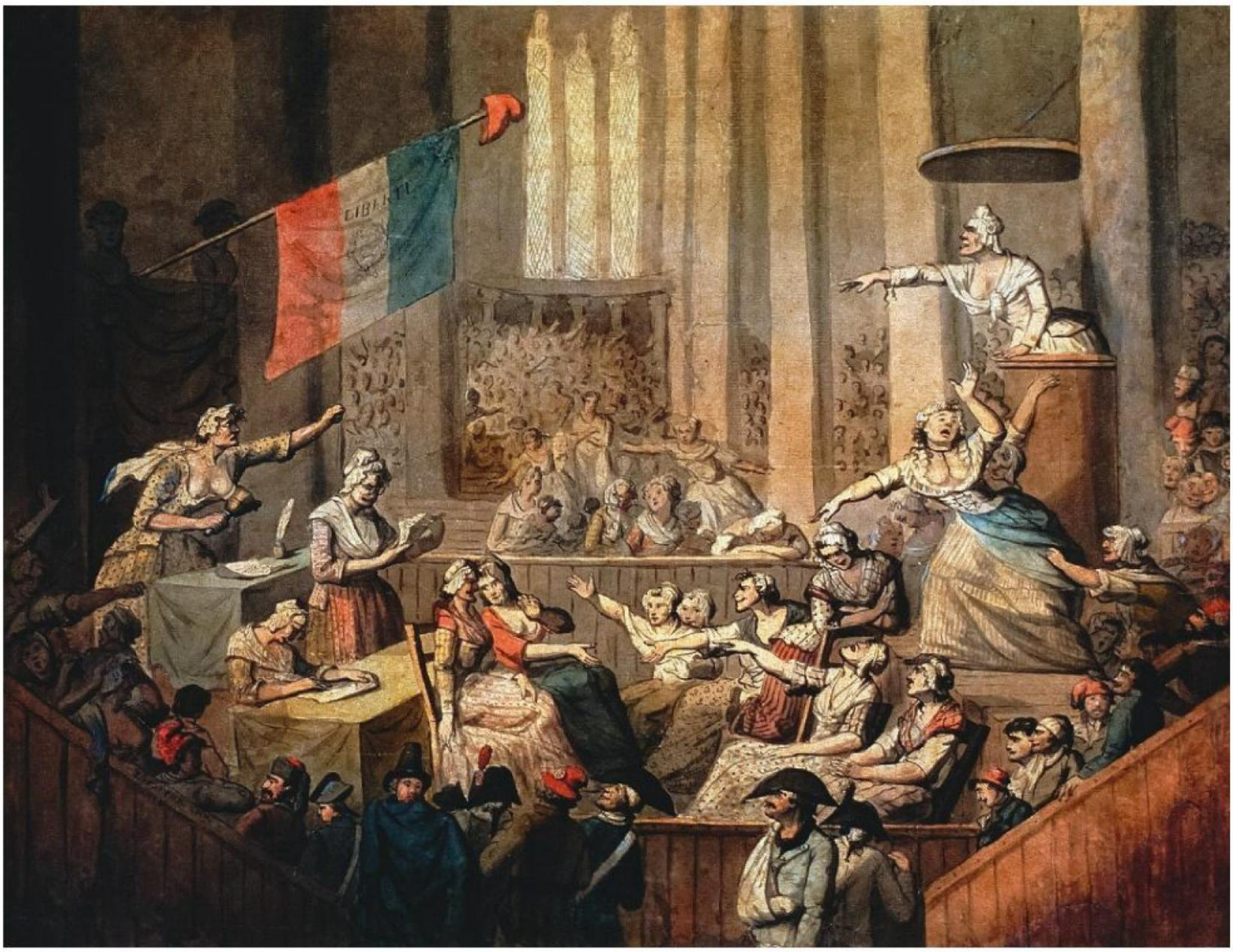
Schon bald übersetzt und kommentiert er die Ideen eines englischen Aufklärers, veröffentlicht 1746 anonym seine „Philosophischen Gedanken" zur Religion. Darin verurteilt er die christliche Dogmatik als Aberglauben: „Ich habe mich nachts in einem riesigen Wald verirrt und habe nur ein kleines Licht. Da kommt ein Unbekannter und sagt zu mir: ‚Lieber Freund, blase deine Kerze aus, um deinen Weg besser zu finden.' Dieser Unbekannte ist ein Theologe."

Auch dieses Buch wird dem Pariser Scharfrichter übergeben und öffentlich verbrannt. Doch Diderot bleibt im Schutz der Anonymität.

Zu dieser Zeit erreicht ihn die Anfrage eines Buchhändlerkonsortiums: Ob er die „Cyclopaedia" ins Französische übersetzen könne, ein erfolgreiches englisches Universalwörterbuch zum Wissensstand der Zeit. Diderot sagt zu.

Keiner der Beteiligten ahnt, dass dies der Auftakt zum Durchbruch der Aufklärung in Frankreich ist. Denn die „Cyclopaedia" stammt aus dem Jahr 1728 und ist längst veraltet. Also beginnen Diderot und sein Mitherausgeber, der Mathematiker und Naturwissenschaftler Jean

Ein Gotteshaus als Debattierclub. Im Zuge der Revolution wird der Klerus entmachtet und der Kirchenbesitz verstaatlicht



Mönche und Nonnen müssen alles zurücklassen, Bischöfe verlieren Ämter und Pfründen – und die Priester werden gezwungen, sich von Rom loszusagen

d'Alembert, eine völlige Neukonzeption des ursprünglich zweibändigen Werks: ein umfangreiches Lexikon des gesamten Wissens. 1749 ist der erste Band in Arbeit – allein zu den Einträgen mit dem Anfangsbuchstaben A.

Da denunziert jemand Diderot als Verfasser der „Philosophischen Gedanken". Am 24. Juli 1749 wird er festgenommen und in ein Gefängnis außerhalb von Paris verbracht. Der Haftbefehl ist unbefristet und gilt ohne Gerichtsverfahren.

Noch am selben Tag wenden Diderots Auftraggeber sich an die königliche Aufsicht über das Buch- und Verlagswesen. Ihr Herausgeber sei für die Arbeit an ihrem Lexikon unverzichtbar, das wiederum sei von überragender Bedeutung für das Renommee der französischen Kultur.

Sie hätten bereits viel Geld in das Vorhaben gesteckt; ein Scheitern bedeute ihren Ruin und den Verlust einiger Tausend Arbeitsplätze.

Die Beschwerde hat Erfolg. Diderot erhält die Erlaubnis, im Gefängnis weiterzuarbeiten. Anfang November wird er sogar wieder entlassen.

Am 1. Juli 1751 erscheint der erste Band des Werkes unter dem Titel „Enzyklopädie oder das vernünftig durchdachte Lexikon der Wissenschaften, Künste und Gewerbe". Bis 1772 kommen 17 Textbände mit durchschnittlich 950 Seiten heraus sowie elf Bände mit Bildtafeln; später folgen noch sieben Ergänzungs- und Registerbände.

Die „Enzyklopädie" ist mehr als ein Nachschlagewerk – viel mehr. Denn da sie einen Überblick über das rational gesicherte Wissen, die Kenntnisse und Fertigkeiten ihrer Zeit bietet, erhebt sie zugleich die wissenschaftliche Forschung über den Glauben, die Philosophie über die Theologie. Sie stellt Zusammenhänge her, erklärt, klärt auf, argumentiert.

Die AUFKLÄRER vertreiben Gott aus dem Zentrum des Universums

Unter dem Eintrag „Glauben" steht programmatisch: „Es wäre ebenso verwerflich, etwas ohne Prüfung zu glauben, wie eine klar bewiesene Wahrheit nicht zu glauben"; nur so erfülle der Mensch seine „Pflicht als vernünftiges Geschöpf".

Über Jahre haben sich die besten Köpfe des neuen Denkens um das Projekt gesammelt, Beiträge verfasst, diskutiert. Die ersten Bände des prestigeträchtigen Monumentalwerks werden von der Regierung zwar verurteilt, aber zunächst geduldet. 1759 entzieht man den Verlegern doch noch die Druckerlaubnis. Daraufhin arbeiten Diderot und seine Mitstreiter heimlich weiter.

1765 erscheinen die letzten zehn Textbände auf einmal, als angeblicher Druckort wird eine Stadt in der Schweiz angegeben.

Es ist ein Riesenerfolg: Schon bald stehen in Tausenden Haushalten die in feines, goldgeprägtes Leder gebundenen Bände – Bücher, deren Autoren der königliche Staatsanwalt attestiert, die „Religion zu zerstören und den Verfall der Sitten zu beschleunigen". Bücher, die der Papst höchstpersönlich verdammt und deren Besitzer er mit der Exkommunikation bedroht.

Die Enzyklopädie wird gelesen, auch im Ausland – gerade *weil* sie Gott und Kirche nicht einfach verhöhnt, sondern systematisch erörtert, ernsthaft urteilt und die Existenz eines höheren Wesens zwar anzweifelt, aber nicht ausschließt.

Andere Schriftsteller der Aufklärung gehen inzwischen weiter als Diderot und Voltaire und stellen alles in Abrede, das sich nicht materiell fassen lässt: Gott, die unsterbliche Seele, den menschlichen Geist und den freien Willen.

Alles, alles steht nun auf dem Prüfstand.

Im literarischen Untergrund von Paris wird diese Debatte noch deutlich drastischer geführt. Dort kursieren neben politischen Spottschriften, Skandalgeschichten und handfester Pornografie auch offen antireligiöse Pamphlete: etwa das „Traktat über die drei Betrüger".

Dessen anonymer Autor beschreibt jede Religion als ein bloßes Machtmittel – und die Stifter der drei großen monotheistischen Gemeinschaf-

ten als skrupellose Betrüger. Moses nennt er einen „durchtriebenen Gauner“; die vermeintlich göttlichen Befehle an den Propheten Mohammed habe ein Komplize aus einem Versteck heraus gesprochen; und die Geschichte Jesu sei nichts weiter als ein „verachtungswürdiges Märchen“.

Das Buch polemisiert mehr, als dass es argumentiert. Es malt aus, spitzt zu, will ein breites Publikum aufwühlen. Auch mithilfe unbewiesener – und unbeweisbarer – Behauptungen.

Das blinde Vertrauen in Gott gilt nun immer weniger Menschen als Tugend.

Rasant verbreitet sich das Ideal, selber zu denken, wird von der Ketzerei zum guten Ton: weil es überzeugend wirkt, Freiheit verheißt. Aber auch, weil sich vernünftige Argumente mit fast jedem Eigeninteresse verbinden lassen.

Um 1775 etwa empfinden sich in weiten Teilen Europas fast alle, die zur Elite zählen, als Anhänger der Aufklärung: darunter Fürsten, die ihre Verwaltung erneuern wollen; Aristokraten, die im eigenen Interesse den überkommenen „Despotismus“ ihres Herrschers bekämpfen; französische Atheisten, katholische Reformer – und die gegenüber Christentum und Obrigkeit eher wohlwollend argumentierenden deutschen Philosophen.

In Preußen herrscht zu jener Zeit einer der kirchenfeindlichsten Herrscher überhaupt: Friedrich II., der Voltaire liebt und die Religion verachtet. Ein ruhmbesessener Zyniker, unter dessen Regierung sowohl der jüdische Philosoph Moses Mendelssohn wie das kritische Genie Immanuel Kant arbeiten und publizieren können und Berlin zu einem Zentrum der Aufklärung wird.

Aber selbst in tief katholischen Staaten wie Österreich, Portugal oder Spanien treiben entschlossene Beamte Reformen im Sinne der Aufklärung voran. Und jenseits des Atlantiks, in Englands Kolonien, führt eine eigentümliche Kombination aus aufgeklärtem Denken, Frömmigkeit und wirtschaftlichen Interessen zur Gründung eines neuen Landes: Die USA werden die erste moderne Demokratie.

Die Vernunft ist Mode geworden, und ein thüringischer Pädagoge spottet 1787, manche Zeitgenossen sähen die Aufklärung in „Frisur oder französischer Kleidertracht; andere glauben, sie bestehe in der Lästerung Gottes und Jesu Christi. Ja, ich habe einen jungen Laffen gekannt, der hielt sich deswegen für aufgeklärt, weil er Französisch plaudern konnte.“

Denn Frankreich, nicht mehr England, gilt inzwischen als Heimat und Hochburg der Aufklärung – trotz der Versuche, das neue Denken zu unterdrücken. Vielmehr lässt die despotische Herrschaft des Königs und die Macht des Klerus die geistige Opposition radikaler werden als andernorts in Europa. Und so wird es Frankreich sein, wo der Vernunftglauben schließlich auch seine Fratze zeigt.

Die RELIGION wird durch einen Kult der Vernunft ersetzt

Ende 1788 leiden die Franzosen unter Arbeitslosigkeit, steigenden Preisen, stagnierenden Löhnen, Missernten. Nach kostspieligen Kriegen steht der Staat vor dem Bankrott. Um das veraltete Steuerwesen zu erneuern, ist König Ludwig XVI. gezwungen, für Mai 1789 die „Generalstände“ nach Paris einzuberufen: gewählte Vertreter des Klerus, des Adels und der steuerzahlenden Bürger.

Doch binnen weniger Wochen gerät die Zusammenkunft außer Kontrolle. Befeuert von den Ideen der Aufklärung, ernennen sich die bürgerlichen Delegierten zur Nationalversammlung, fordern Mitspracherecht, eine Verfassung.

Reformwillige Adelige und zahlreiche Geistliche schließen sich ihnen an. Denn gerade die einfachen Priester fühlen sich oft benachteiligt, weil die Krone einträgliche Pfründen und hohe Positionen nicht nach Eignung, sondern fast ausschließlich an Sprösslinge alter aristokratischer Familien vergibt und sie selbst nur ein geringes Entgelt erhalten.

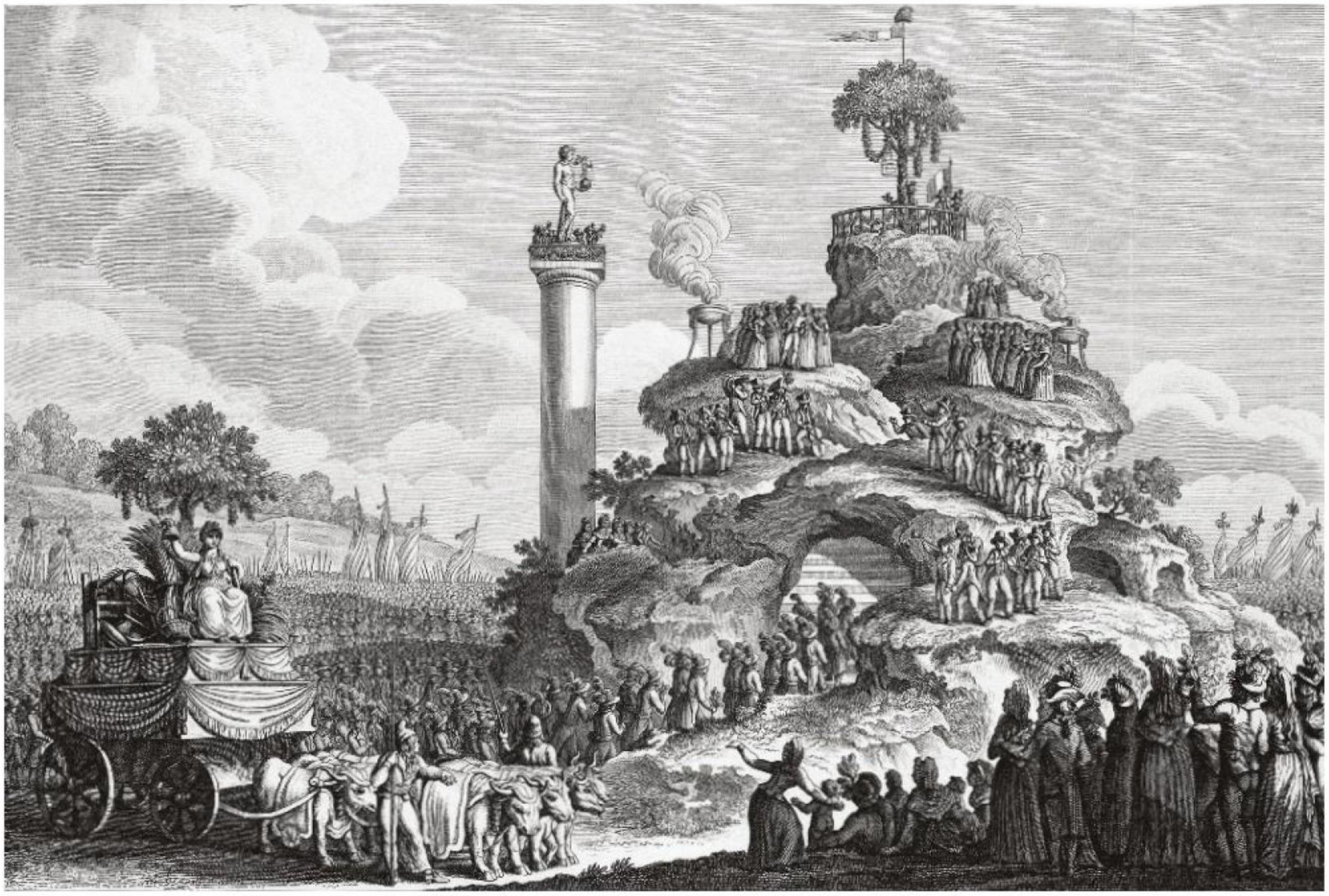
Als Gerüchte aufkommen, der Hof wolle Soldaten gegen die Nationalversammlung einsetzen, erhebt sich das durch Hunger und Willkür drangsalierte Pariser Volk. Nach einem Zusammenstoß mit königlichen Reitern am 12. Juli 1789 greifen Demonstranten die Zollhäuser am Stadtrand an, befreien Häftlinge aus Gefängnissen, suchen fieberhaft nach Waffen.

In der Nacht zum 13. Juli plündert der Mob das Kloster Saint-Lazare. Und am 14. Juli 1789 stürmen mehrere Hundert bewaffnete Pariser die Bastille. Die Revolution hat begonnen.

Drei Wochen später verzichten die Vertreter des Adels und des Klerus feierlich auf ihre Privilegien. Am 26. August 1789 verabschiedet die Nationalversammlung eine „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“; im Oktober wird Ludwig XVI. gezwungen, statt in Versailles fortan unter den Augen des Volkes in Paris zu residieren.

Die Revolution hat gesiegt – und mit ihr die Aufklärung.

Um den Staatshaushalt zu sanieren, zieht die Nationalversammlung den enormen Besitz der Kirche ein, löst die meisten Klöster auf. Vergeblich protestieren viele der geistlichen Abgeordneten



Statt christliche Feste zu begehen, huldigen die Revolutionäre den Idealen der Vernunft. Eine Frau auf einem Wagen symbolisiert Frankreich, der Baum auf dem künstlichen Berg die Freiheit

gegen diese Beschlüsse – allerdings nicht alle, denn auch unter den Geistlichen gibt es etliche reformwillige Köpfe und überzeugte Demokraten.

Und auch viele aufgeklärte Philosophen und Politiker gestehen der Religion an sich durchaus einen sozialen und moralischen Nutzen zu.

Dann aber wird die Haltung der Nationalversammlung immer radikaler. Im Sommer 1790 beschließen die Volksvertreter eine „Zivilkonstitution des Klerus", die Frankreichs Kirche de facto von Rom trennt, für alle Kirchenämter Wahlen vorsieht und künftig eine Bezahlung der Geistlichen durch die öffentliche Hand festschreibt. Ende 1790 werden die Priester aufgefordert, einen Treueid auf diese neue Ordnung zu schwören.

Etwa jeder Zweite von ihnen leistet das Gelöbnis, alle anderen aber weigern sich. Als dann noch der Papst in Rom den Eid verurteilt und ihn anschließend die meisten Priester widerrufen, ist der Bruch da: Hatten sich zu Beginn gerade die Gemeindegeistlichen mit den Forderungen der Revolution identifiziert, wenden sie sich nun enttäuscht und entsetzt ab. Aus dem anfänglichen teilweisen Miteinander von Revolution und Glauben wird Feindschaft.

Eine Feindschaft, die beide Seiten radikalisiert: Revolutionstruppen rücken aus, um Priester zum Eid zu zwingen oder sie zu deportieren und revolutionstreue Geistliche an ihre Stelle zu setzen. Die Ehe wird in eine rein zivilrechtliche Institution umgewandelt, Scheidung und Wiederverheiratung werden zu staatlichen Vertragsangelegenheiten, die kein Priester mehr ins Kirchenbuch eintragen muss.

Doch hartnäckig verteidigen viele Landgemeinden ihre Seelsorger. 1793 eskaliert der Konflikt zwischen Landvolk und Regierung zum Bürgerkrieg – den erbitterte Royalisten noch anheizen, nachdem die Revolutionäre Anfang des Jahres den König hingerichtet haben.

Zugleich schließen sich ein Dutzend Fürsten Europas einem österreichisch-preußischen Bündnis gegen das revolutionäre Frankreich an und setzen ihre Armeen in Marsch.

Angesichts der doppelten Bedrohung von innen und außen übernimmt im Sommer 1793 eine radikale Fraktion um den Anwalt Maximilien Robespierre die Führung in Paris – und lässt Rivalen sowie tatsächliche oder vermeintliche Feinde der Revolution in großer Zahl verhaften und

unter der Guillotine hinrichten: einem Fallbeil, das die Enthauptung schmerzloser, effizienter, gleichsam vernünftiger machen soll.

Diese Revolutionsregierung sagt nun auch dem christlichen Glauben den Kampf an. Prozessionen werden verboten, Kirchen geschlossen, deren Glocken eingeschmolzen, wertvolle Altargeräte requiriert, Soutanen verbrannt, die Türme auf die Höhe umstehender Häuser gekürzt.

Ein neuer, rationaler Kalender ersetzt die gewohnte Zeitrechnung: Rückwirkend wird der erste Tag der Republik am 22. September des Vorjahres zum Beginn des „Jahres I der Freiheit" erklärt. Es bleibt bei zwölf Monaten, die indes neue Namen bekommen wie „Hitzemonat", „Weinlesemonat" oder „Nebelmonat", alle nur noch 30 Tage dauern und aus je drei Dekaden zu zehn Tagen bestehen; der letzte davon ist der neue Ruhetag.

Außerdem schließen fünf (in Schaltjahren sechs) Revolutionsfeiertage das Jahr ab, um die von 31 auf 30 Tage verkürzten Monate auszugleichen. Der ungleichmäßige Lauf der Wochen, Sonntage, Kirchenfeste sind Vergangenheit.

Einen Höhepunkt erreicht der Kult der Erneuerung mit dem im November 1793 in mehreren Städten erstmals gefeierten „Fest der Freiheit und Vernunft".

Bereits zuvor sind in den Provinzen Kirchen zu „Tempeln der Wahrheit" umgewidmet und Gottesdienste durch Feste der Republik und der „natürlichen Moral" oder „staatsbürgerliche" Tänze und Feiern ersetzt worden, haben Revolutionsanhänger in der Pariser Kathedrale Notre-Dame die Statuen von Heiligen und Königen aus ihren Nischen entfernt, Altäre umgestürzt.

Nun aber wird im Inneren des riesigen gotischen Gotteshauses eine Art Berg errichtet und auf ihm ein Tempel der Philosophie. Davor brennt eine „Flamme der Vernunft".

Eine Schauspielerin symbolisiert die Freiheit. Sie trägt die französischen Farben – weißes Gewand, blauen Überwurf, die rote Mütze der Revolutionäre – und in der Hand eine Pike, die Waffe der Bastille-Stürmer. Ein Chor trägt eine eigens komponierte Freiheitshymne vor.

Reden und weitere Gesänge folgen, danach wird beschlossen, die Kathedrale Notre-Dame als „Tempel der Vernunft" zu weihen. Und wie dem Kirchenbau auf der Seine-Insel ergeht es bald auch allen übrigen Gotteshäusern in der Hauptstadt und etlichen in der Provinz.

Derweil führt die Regierung den Kampf gegen die Feinde der Revolution mit immer weiter zunehmender Gewalt. Die republikanischen Soldaten brechen den bäuerlich-christlichen Widerstand, indem sie Tausende Gefangene erschießen oder in Flüssen ertränken, brennend, vergewaltigend und plündernd über die Dörfer ziehen.

Tausende PRIESTER fallen dem Diktat der Vernunft zum Opfer

Ende 1793 reicht auch der Platz in den Gefängnissen der Hauptstadt nicht mehr aus, neue Kerker müssen geschaffen werden.

Und so wird im Januar 1794 das vormalige Kloster Saint-Lazare im Norden von Paris – jener Ort der frommen Fürsorge und des stillen Glaubens, der in der Nacht zum 13. Juli 1789 von hungernden Menschen gestürmt und seiner Vorräte beraubt worden war – in ein Gefängnis umgewandelt. Zunächst für Frauen und Mädchen, bald aber auch für Männer.

Mehrere Hundert Insassen verteilen sich nun auf die drei Stockwerke des Konvents. Es gibt zu wenig Matratzen und Decken, selbst an Strohbündeln mangelt es; das Essen ist bald ungenießbar, die Willkür des Leiters kaum beschränkt.

Die ganze erste Jahreshälfte 1794 über steigert sich der Terror der fanatischen Revolutionäre, tötet das Fallbeil auf der heutigen Place de la Concorde Tausende. Das Pflaster ist bedeckt von faulendem Blut, das die Luft bis in die umliegenden Straßen verpestet.

Z

Zwar haben Revolutionstruppen den Bürgerkrieg gewonnen, mehrmals die äußeren Feinde geschlagen. Doch Robespierre verherrlicht die Schreckensherrschaft nun als Mittel, Vernunft und Tugend durchzusetzen, spricht von „strenger Gerechtigkeit" und einem notwendigen „Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei".

In Saint-Lazare beobachten die Gefängnisinsassen mit Entsetzen die Ankunft der Schinderkarren, bevor diejenigen herausgerufen werden, deren Hinrichtung kurz bevorsteht.

Am Tag darauf verkünden die Zeitungsjungen dann unter den Gefängnisfenstern stets die Namen der Enthaupteten, eingeleitet mit dem grausigen Satz: „Und hier die Gewinnnummern in der Lotterie der Heiligen Guillotine!"

Schließlich formiert sich Widerstand gegen das mörderische Regime, unter dem niemand mehr sicher ist. Am 27. Juli 1794 gelingt es einer

Gruppe Verschwörer, Robespierre zu stürzen. Zusammen mit seinen engsten Anhängern wird er am folgenden Tag selbst durch das Fallbeil enthauptet. Der Schrecken im Namen der Vernunft ist zu Ende.

Wenige Jahre später putscht sich ein General namens Napoleon Bonaparte in Paris an die Macht, erklärt die Revolution offiziell für beendet, zerschlägt die Republik und krönt sich schließlich selbst zum Kaiser.

Mit der Französischen Revolution, jener gewaltigen Umwälzung, die gegen den absolutistischen Feudalstaat gerichtet war, aber schließlich in offenen Terror umschlug, erlischt auch das Zeitalter der Aufklärung: Die Gewalt hat den allzu optimistischen Glauben an die Vernunft zerstört.

Und auch das Christentum geht aus dem Ringen verändert hervor. In Frankreich kann die Kirche den Aderlass an Personal und Besitz nicht wieder ausgleichen, ihre alte Machtposition nicht zurückgewinnen.

Konservative Theologen und Kleriker verurteilen die Republik, die Demokratie und aufgeklärtes Denken dafür umso radikaler: Immer starrer werden Dogmen und Gebote – und das nicht nur in Frankreich. 1870 erklärt ein Konzil in Rom den Papst für unfehlbar bei seinen Urteilen in Glaubens- und Sittenfragen.

Auf der anderen Seite bemühen sich insbesondere protestantische Theologen, Glauben und gemäßigte Vernunft auszusöhnen. Sie begreifen Jesus als historische Person und versuchen so, das Christentum von überlieferten Mythen und leeren Riten zu befreien.

Damit wird der Kampf zwischen den Erben der Aufklärung und deren Gegnern nun auch innerhalb der Christenheit verschärft ausgetragen. Als Gegensatz zwischen Liberalen und Fundamentalisten wird er alle Konfessionen prägen.

Und bis heute andauern. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, *Jg. 1969, ist Autor im Team von* GEO*EPOCHE*.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Manfred Geier, *„Aufklärung. Das europäische Projekt"*, Rowohlt: gut lesbare Studie, die den Bogen bis ins 20. Jahrhundert spannt. Rolf E. Reichardt, *„Das Blut der Freiheit. Französische Revolution und demokratische Kultur"*, Fischer: plastische Darstellung des Umsturzes.

GEO EPOCHE
Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg. Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz, Eva Mitschke
TEXTREDAKTION: Dr. Anja Fries (Konzept dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Samuel Rieth, Johannes Schneider, Andreas Sedlmair, Joachim Telgenbüscher
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Mathias Mesenhöller, Cay Rademacher
BILDREDAKTION: Christian Gargerle (Leitung), Dorit Eichmann, Roman Rahmacher, Edith Wagner
Mitarbeit: Anja Jöckel
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Fabian Klabunde, Olaf Mischer, Svenja Muche, Alice Passfeld
Mitarbeit: Dr. Henning Albrecht, Dr. Dirk Hempel
LAYOUT: Jutta Janßen, Carolin Seng
Mitarbeit: Carolin Tegeler
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Luise Baur
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Olaf Stefanus
Mitarbeit: Antje Poeschmann, Antje Wischow
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan, Angelika Fuchs, Helen Oqueka; Anastasia Mattern, Thomas Rost (Buchrecherche)

HONORARE: Petra Schmidt
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

PUBLISHER: Dr. Gerd Brüne
PUBLISHING MANAGER: Toni Willkommen
DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES: Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES: Heiko Hager, G + J Media Sales
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT DER BEILAGEN: Daniela Krebs – Director Brand Solutions G+J e|MS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste unter www.gujmedia.de
MARKETING: Anja Wittfoth
HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00524-1;
978-3-652-00518-0 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097
© 2016 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appl druck GmbH,
Senefelderstraße 3–11, 86650 Wemding

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 040 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr, Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,40 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)
mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für GEO*EPOCHE* Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden
Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27 **Telefax:** +49 / 40 / 42 23 64 27
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: Prado, Madrid/album/akg-images
EDITORIAL: Dorit Eichmann für GEO*EPOCHE*: 3 u.
INHALT: National Gallery, London/Fototeca Gilardi/akg-images: 4 l. o.; San Francesco, Assisi/Scala Archives: 4 l. m.; Erich Lessing/akg-images: 4 l. u.; akg-images: 4 r. m.; Biblioteca Luis Angel Arango/Hernan Diaz: 4 r. u.; Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus: 4/5 o.; RMN-Grand Palais, Paris/bpk-images: 5 u.
DIE FROHE BOTSCHAFT: Josef Koudelka/Magnum Photos/Agentur Focus: 6/7; Bettmann Archive/Getty Images: 8/9; Cristina Garcia Rodero/Magnum Photos/Agentur Focus: 10/11, 13 o., 14/15; Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus: 12 (2), 18 u.; Fernando Moleres/laif: 13 u.; Roland Nagy/Alamy/mauritius images: 16/17; Andy Spyra/laif: 18 o.; Leonard Freed/Magnum Photos/Agentur Focus: 19 (2); Lu-Nan/Magnum Photos/Agentur Focus: 20/21
ÜBER DEN TOD HINAUS: Bildergalerie Sanssouci, Potsdam/akg-images: 22/23; Chiesa di Sant' Agostino, Rom/Electa/Leemage/Fotofinder: 25; National Gallery, London/Fototeca Gilardi/akg-images: 26/27; San Luigi dei Francesi, Rom/Electa/akg-images: 28; National Gallery of Ireland, Dublin: 30/31; Chiesa di San Bartolomeo della Certosa, Genua/Leemage/Fotofinder: 33; Musée des Beaux-Arts, Rouen/Bridgeman Art Library: 34/35; Vatikanische Museen/Scala Archives/bpk-images: 36; Giordani-Katakombe, Rom/André Held/akg-images: 39 o.; Priscilla-Katakomben, Rom/Max Rossi/Reuters: 39 u.; Priscilla-Katakomben, Rom/Granger/Interfoto: 40
DER STREIT DER APOSTEL: aus: Julius Schnorr von Carolsfeld, Bibel in Bildern, Leipzig 1860: 42–47, 51–54; Christie's Images/Artothek: 49; John Rylands Library, Manchester: 50
NIEDER MIT DEN CHRISTEN!: Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 57
TRIUMPH DER VERFEMTEN: Gemäldegalerie, SMB/Jörg P. Anders/bpk-images: 58/59; British Library, London/akg-images: 60; Staatliche Kunstsammlungen Dresden/Elke Estel & Hans-Peter Klut/bpk-images: 62; Musée de la Chartreuse, Douai/Bridgeman Art Library: 65; Giorgio Sommer & Edmund Behles/Vintage Germany: 66; Museo Diocesano de la Catedral, Leon/Prisma/akg-images: 68; Bibliothek der Reformierten Kirche, Budapest/Erich Lessing/akg-images: 71; St. Peter, Louvain/Bridgeman Art Library: 72
MIT AXT UND BIBEL: Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 75
KRIEG IM NAMEN GOTTES: RMN-Grand Palais, Paris/bpk-images: 76/77; ÖNB, Wien/picturedesk.com/Interfoto: 78; Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 79 (2); Galerie des Senats, Madrid/Oronoz/akg-images: 80/81; Ikonenmuseum Recklinghausen/akg-images: 82; Musée des Beaux-Arts, Dijon: 83; Museo del Ejercito, Alcazar, Toledo/Oronoz/akg-images: 84/85; Galerie des Senats, Madrid/Photoaisa/Interfoto: 87
DER ÄRMSTE DER ARMEN: San Francesco, Assisi/Scala Archives: 88, 90, 93, 94, 97, 98; Dommuseum Hildesheim/Florian Monheim: 91, 99; Kathedrale Notre Dame, Amiens/Jean-Baptiste Rabouan/laif: 92; KHM, Wien/Ilse Jung: 95; Dom, Bamberg/Thorsten Melnicky/Special Moments Verlag: 96
BRENNEN SOLL DER KETZER: akg-images: 102/103; Fine Art Images: 104; Granger/Interfoto: 105, 111 r. o.; imago stock: 107 l. o.; Coll. Grob/Kharbine-Tapabor: 107 r. o.; Stapleton Collection/Bridgeman Art Library: 107 u.; United Archives/imago stock: 108/109; bpk-images: 111 l. o., 111 r. u., 115; Bettmann Archives/Getty Images: 111 l. u.; Universal History Archive/UIG/Bridgeman Art Library: 112/113
LUTHER: akg-images: 116; Erich Lessing/akg-images: 119, 127; Sammlung Rauch/Interfoto: 120; bpk-images: 123; Kunstsammlung Veste Coburg: 124; Quint & Lox Limited/Photoshot: 128; Alinari/Interfoto: 131
UM GLAUBE UND MACHT: Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 135
DER PREIS DER VERNUNFT: British Museum, London: 137; Library of Congress: 138, 147; Bettmann Archive/Getty Images: 139; Roman Beniaminson/bpk-images: 140 o.; Gérard Blot/RMN-Grand Palais/bpk-images: 140 u.; Stéphane Maréchalle/RMN-Grand Palais/bpk-images: 141; BNF, Paris: 144, 145
IM SCHUTZ DER NEUEN WELT: Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 151
EINE NEUE KIRCHE: Larry Towell/Magnum Photos/Agentur Focus: 152/153; Biblioteca Luis Angel Arango/Hernan Diaz: 153 (kleines Bild); Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus: 154/155; Three Lions/Getty Images: 156 o.; Earl Leaf/Michael Ochs Archives/Getty Images: 156 u.; Rhodri Jones/Panos Pictures/Visum: 158/159; Privatsammlung: 160 (2); Cristina Garcia Rodero/Magnum Photos/Agentur Focus: 162/163; Bettmann Archive/Getty Images: 164 l., 165; dpa/picture alliance: 164 r. o.; Susan Meiselas/Magnum Photos/Agentur Focus: 164 r. u.
VON JERUSALEM IN DIE WELT: Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 170
VORSCHAU: Fischer/bpk-images: 178/179

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2016 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

IM SCHUTZ DER **NEUEN WELT**

In Europa bedroht, fliehen Protestanten verschiedener Konfessionen ab 1620 nach Nordamerika – und schaffen eine Vielfalt christlicher Gemeinden

Text: HANNO SCHEERER; Karte: STEFANIE PETERS

Gut 12 000 Männer, Frauen und Kinder ziehen im Frühjahr 1846 in Gruppen durch die Prärien Iowas in Richtung Westen. Knietief sinken die Menschen ein in den vom Regen aufgeweichten Boden, ihre Habe auf den Planwagen ist durchnässt, Fieber und Schüttelfrost plagen sie. Doch sie wandern immer weiter, verlassen schließlich das Gebiet der USA, das zu jener Zeit noch in den Rocky Mountains endet. Aus dem Bundesstaat Illinois sind die Menschen wegen ihres Glaubens vertrieben worden: Sie sind Mormonen.

Diese Glaubensrichtung hat ein Mann namens Joseph Smith 1830 begründet. Er schafft mit dem „Buch Mormon“ (benannt nach einem Propheten, der angeblich im 4. Jahrhundert in Amerika lebte) eine neue heilige Schrift und sieht sich als Propheten, der seine Botschaften von Gott persönlich erhält – etwa die, dass die Ehe mit mehreren Frauen gleichzeitig gerechtfertigt ist.

Die Mitbürger sind entsetzt. Sie haben Angst vor den Mormonen, die sich bald zu Tausenden in Illinois niederlassen. Und die sind schnell verhasst; 1844 wird Smith von einer aufgebrachten Menschenmenge sogar getötet.

Kurz darauf entschließen sich viele seiner Anhänger zur Flucht in ein trockenes Tal weit im Westen – in dem kein Siedler leben will. Dort erbauen sie ab 1847 mit Salt Lake City ihre eigene heilige Stadt: als Vertriebene aus einem Land, in dem es eigentlich so viel religiöse Toleranz gibt wie kaum irgendwo sonst auf der Welt.

Denn seit Beginn der englischen Kolonisierung ist Nordamerika ein Refugium für Religionsflüchtlinge aller Art – vor allem für jene Christen, denen die Reformation nicht weit genug gegangen ist und die in Europa verfolgt werden. Als Erste kommen 1620 die Puritaner, die in England die anglikanische Kirche von allen katholischen Resten haben reinigen (engl. *purify*) wollen.

König Heinrich VIII. hat die englische Kirche 1534 von Rom abgespalten, doch ist sie weiterhin von katholischen Elementen geprägt. Die Puritaner fordern die Abschaffung des Bischofsamtes, lehnen opulente Messgewänder und geschmückte Gotteshäuser ab, da nichts davon in der Bibel erwähnt sei.

In ihrer Heimat werden sie drangsaliert, in Amerika können sie ihren Glauben nun offen leben.

Im ausgehenden 17. Jahrhundert bringen europäische Einwanderer den Pietismus in die Neue Welt. Aus dieser sehr persönlichen Art der Frömmigkeit entwickelt sich die „Erweckungsbewegung“: eine theologische Richtung, die wie geschaffen ist für ein Land, das auf die Überlebenskraft des Einzelnen setzt.

Denn ihre Prediger verkünden, dass jeder für sich sein Seelenheil finden und auch der niederste Sünder durch ein emotionales Bekehrungserlebnis als Christ neu geboren werden könne.

Besonders erfolgreich sind dabei zwei ebenfalls aus England stammende Glaubensrichtungen. Die Baptisten machen aus der Entscheidung des Erwachsenen für die Taufe ein feierliches Ritual, für die Methodisten reiten Wanderprediger durchs Land und verbreiten ihre Botschaft mit einfachen, verständlichen Worten und Bildern.

Im Gegensatz zu den traditionellen Kirchen, stehen beide Gruppen auch Afroamerikanern offen, die sich wie viele Weiße von den Ideen der charismatischen Laienprediger begeistern lassen. Als die Schwarzen mancherorts von rassistischen Gläubigen aus den Gemeinden herausgedrängt werden, gründen sie eigene Kirchen und freie Vereinigungen, in denen sie das von persönlichem Erleben geprägte Christentum mit afrikanischen Traditionen kombinieren.

Zudem entstehen aus der Erweckungsbewegung heraus weitere Gemeinschaften, die ihren Glauben oft auf ungewöhnliche Weise ausleben. Etwa die Pfingstler, deren Anhänger sich durch den Heiligen Geist getauft fühlen und in Ekstase „in Zungen reden“: unverständliche Laute von sich geben, die als Teil einer heiligen Sprache gedeutet werden. Zudem glauben sie, eine besonders fromme, von Gott auserwählte Gemeinschaft zu sein. Für sie bestimmt der Glaube den gesamten Alltag, ja ihr ganzes Leben.

Das eint sie mit vielen anderen Anhängern der Erweckungsbewegung, auch den heutigen Evangelikalen, die ihr gesamtes Dasein nach der Bibel ausrichten und von denen einige extrem konservative Werte vertreten, gegen Abtreibung, Homosexualität und die Evolutionstheorie wettern. So sind es oftmals die fundamentalistischen Gläubigen – die Nachfolger der einstigen Religionsflüchtlinge –, die nun selbst Andersdenkende verfolgen.

Dies ist das Paradox, das die USA seit ihrer Gründung 1776 prägt: Zwar gilt Religionsfreiheit, doch ist lange Zeit der Protestantismus die inoffizielle Staatsreligion. Er gibt die moralischen Werte vor, prägt die Gesetzgebung.

Daher müssen die Mormonen im Jahr 1890 der Vielweiberei entsagen, als sie ihr Gebiet um Salt Lake City als Bundesstaat anerkennen lassen wollen – und müssen sich noch heute US-Politiker anderer Konfessionen den protestantischen Werten verpflichten. ●

1950

SAMMELBECKEN DER KONFESSIONEN

Verteilung der wichtigsten Glaubensgemeinschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika
(angegeben ist die jeweils stärkste Gemeinschaft)

Katholiken · Baptisten · Methodisten · Lutheraner · Mormonen

Landkreise, in denen keine der angegebenen Gemeinschaften einen Anteil von über 25 Prozent erreicht

Quellen: E. S. Gaustad, Historical Atlas of Religion in America, Harper und Row

0 500 km

GEO*EPOCHE*-Karte

Kein Fürst, kein König und kein Bischof der Alten Welt kann die Protestanten in den Weiten Nordamerikas wegen ihres Bekenntnisses belangen. Über Jahrhunderte lockt diese relative Religionsfreiheit viele aus Europa über den Atlantik. So entsteht eine einzigartige Landschaft von Glaubensgemeinschaften. Um 1950, wie auf dieser Karte dargestellt, dominieren Baptisten den Süden der USA, Lutheraner sind westlich der Großen Seen besonders stark. Aber auch Katholiken leben in den USA, vor allem im Norden und Westen – und Mormonen im Bundesstaat Utah

EINE NEUE KIRCHE

Er will nicht länger die Augen vor der Not und dem Elend in seiner Heimat Kolumbien verschließen: Um 1960 entschließt sich der katholische Priester Camilo Torres, sein Leben dem Kampf gegen die Ausbeutung zu widmen. Schnell gerät der junge Geistliche in Konflikt mit der Amtskirche, die seit Jahrhunderten eng mit den Reichen und Mächtigen verbündet ist. Er wird zum Pionier der »Befreiungstheologie«, deren Vertreter bald überall in Lateinamerika für Gerechtigkeit kämpfen —— Text: FABRICE BRAUN

Die Amtskirche steht oft nicht auf ihrer Seite, und doch sind die meisten Armen in Lateinamerika tiefreligiös (Familie auf einem Friedhof in El Salvador)

A

Am Abend des 18. Oktober 1965 regnet es in Bogotá. Die zweispurige 82. Straße am Rand der kolumbianischen Hauptstadt ist um diese Zeit, kurz vor 19 Uhr, fast menschenleer. Nur ein paar Passanten hasten mit Schirmen in der Hand über die Straße und beeilen sich, nach Hause zu kommen. Keiner beachtet den dunkelhaarigen Mann, der mit zwei Begleitern unter einem Baum steht.

Niemand erkennt in ihm jenen charismatischen Priester, dem vor Kurzem noch Zehntausende zugejubelt haben. Kaum jemand weiß, dass dies seine letzten Minuten in der Legalität sind. Kurz darauf steigt er in einen Wagen, der ihn an einen geheimen Ort bringt.

Später am Abend ruft er seine Mutter an: „Ich komme diese Nacht nicht heim." Sie wird ihn nie wiedersehen.

Denn an diesem Oktoberabend taucht Camilo Torres unter. Die einzigen Gegenstände, die er aus seinem alten Leben mitnimmt, sind seine Pfeife, ein Taschenmesser und eine Bibel.

Monatelang rätseln Freunde, was mit dem 36-Jährigen geschehen ist, der wie kaum ein anderer die Kirche Lateinamerikas mit seinen Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit aufgerüttelt hat.

Dann berichten am 7. Januar 1966 Abendzeitungen in Bogotá über seinen „Aufruf an das kolumbianische Volk". In dem Text, den er als Flugblatt verbreitet hat, erklärt Torres, er habe sich „dem bewaffneten Kampf angeschlossen" und verkündet: „Für die Machtübernahme durch das Volk bis zum Tod! Nicht einen Schritt zurück – Befreiung oder Tod!"

Ein Foto zeigt ihn zwischen den Anführern der kommunistischen „Ejército de Liberación Nacional", der „Natio-

Das koloniale Erbe lastet im 20. Jahrhundert noch immer schwer auf den Gesellschaften Lateinamerikas – und prägt die christlichen Kirchen des Kontinents. So gibt es etwa wie hier in Brasilien Gemeinden, die sich vor allem um die Nachkommen schwarzer Sklaven kümmern

nalen Befreiungsarmee“. Er trägt einen Bart, einen Kampfanzug, ein Gewehr und lächelt in die Kamera.

Camilo Torres, der Armenpriester, Studentenseelsorger und Pionier einer Bewegung, die man später „Befreiungstheologie“ nennen wird, sieht keine andere Chance für seine Mission als den Griff zur Waffe. Aus dem Geistlichen ist ein Guerillakämpfer geworden.

Seit Jahrhunderten schon ist die katholische Kirche in Lateinamerika mächtig und allgegenwärtig. Denn das römisch-katholische Christentum ist die Religion der meist aus Europa stammenden Oberschichten, während die alten Kulte der Einheimischen immer weiter verdrängt werden.

Auch nach dem Ende der Kolonialzeit im 19. Jahrhundert ändert sich nichts an der Verflechtung der Kirche mit den Mächtigen. Als Papst Leo XIII. 1891 angesichts der Industriellen Revolution und deren Folgen erstmals die Ausbeutung geißelt und so die katholische Soziallehre begründet, reagieren die führenden Geistlichen von Kolumbien im Norden bis Chile im Süden nur zögerlich auf seine mahnenden Worte.

Denn Lateinamerikas Kirche hat bis dahin stets die bestehenden Machtverhältnisse als natürliche, gottgegebene Ordnung legitimiert. Sie besitzt selbst Grund und Boden, allein in Kolumbien gehören ihr im 19. Jahrhundert fast zehn Prozent des fruchtbaren Landes. Die Lehrpläne an Schulen und Universitäten folgen den Moralvorstellungen des Klerus, Religionsunterricht ist Pflicht.

Viele arme Bauern glauben, es sei der Wille Gottes, dass sie den Großgrundbesitzern gehorchen. Die ungebildeten und auf den weitläufigen Ländereien isolierten Landarbeiter sind von ihrem *patrón* abhängig, sogar bei Wahlen müssen sie sich nach ihm richten und jener Partei folgen, der er angehört.

Da die meisten Analphabeten sind, können sie die Bibel nicht lesen. Sie hören nur, was die Priester ihnen erzählen, und stellen diese Interpretation der Heiligen Schrift nicht infrage.

In dieser ungerechten, von gewaltigen sozialen Gegensätzen zerrissenen Gesellschaft kommt Jorge Camilo Torres Restrepo am 3. Februar 1929 in Bogotá zur Welt. Vier Fünftel der Kolumbianer sind arm. Eine zu der Zeit gerade wütende Inflation treibt die Lebensmittelpreise in die Höhe, vielen droht Hunger.

Auf der anderen Seite stehen die Großgrundbesitzer, nicht einmal vier Prozent der Bevölkerung, denen fast zwei Drittel des Bodens gehören.

Die ungleiche Verteilung hat zur Kolonialzeit begonnen, als die Spanier fruchtbaren Boden fast ausschließlich an Landsleute vergaben. Die wirtschaftliche Liberalisierung nach der Unabhängigkeit Kolumbiens verstärkte diese Ungerechtigkeit noch, vom lukrativen Tabakhandel etwa profitierten vor allem die Großgrundbesitzer, viele einheimische Bauern mussten nun ihr letztes Land verkaufen.

Als Teil einer privilegierten Familie bekommt Torres anfangs nur wenig von den Problemen mit. Der Vater ist ein angesehener Arzt, seine Mutter betreibt das mondäne Hotel „Ritz“, in dem sich liberale Politiker zum Feiern treffen.

Die Eltern sind Freidenker, sie verabscheuen die katholische Kirche, die in Kolumbien noch 1916 die Lektüre liberaler Zeitungen zur Todsünde erklärt hat. Das hindert sie nicht daran, ihren Sohn der Tradition gemäß taufen zu lassen.

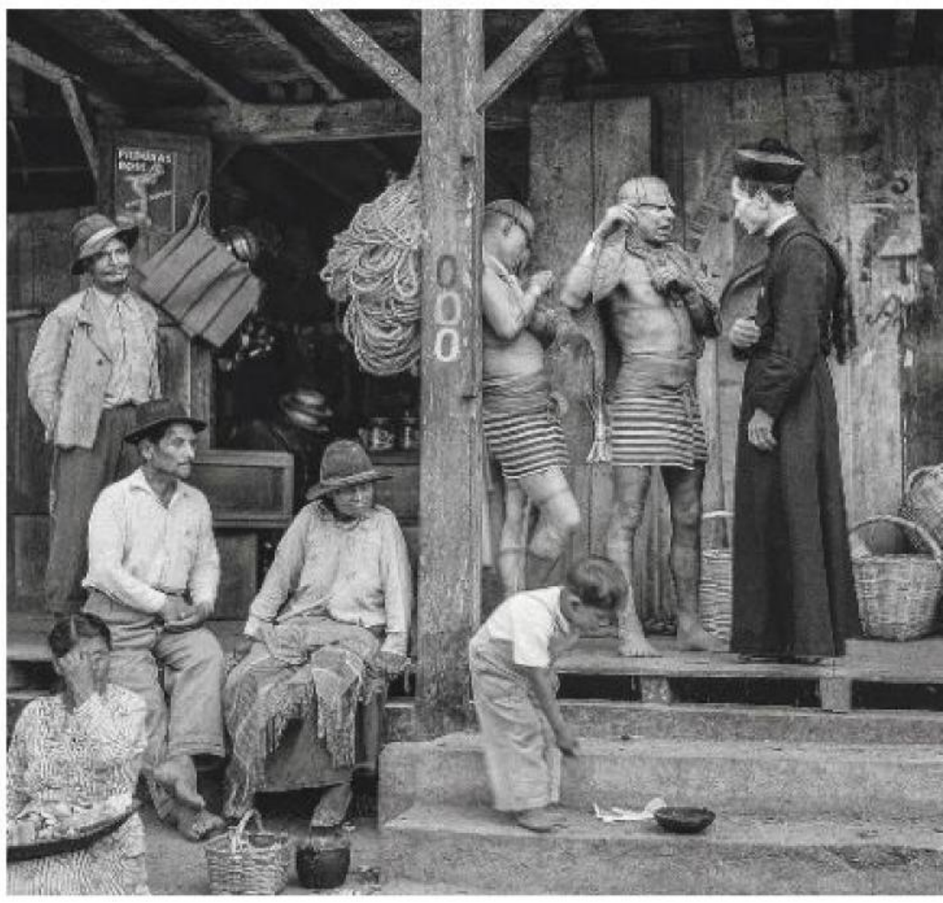
Torres geht auf ein hochanerkanntes Gymnasium, ist ein guter Eleve: klug, beliebt, charmant – und furchtlos gegenüber Autoritäten. In der von ihm gegründeten Schülerzeitung „El Puma“ macht er häufig die Lehrer lächerlich.

1947 schreibt er sich an der Universität in Bogotá für ein Jurastudium ein, kurz darauf folgt die Verlobung mit der Tochter eines bekannten konservativen Abgeordneten. Seine Karriere als gut situierter Anwalt scheint vorbestimmt. Nachts tanzt er auf den Bällen der Reichen, tagsüber sitzt er in Cafés und diskutiert über Kant, die Existenz Gottes und andere philosophische Fragen.

„Wir waren jung, und wir haben uns amüsiert“, erinnert sich eine Freundin an diese sorglose Zeit.

Nichts deutet darauf hin, dass Camilo sich zum Geistlichen berufen fühlt oder dass er entscheidend dazu beitragen wird, die katholische Kirche Lateinamerikas zu verändern.

Dann aber lernt er über seine Verlobte zwei französische Dominikanermönche kennen, die nach Kolumbien geschickt worden sind, um Nachwuchs für ihren Orden zu werben. Der junge Mann ist beeindruckt von den Patres, die



intellektuell brillant sind und ernsthaft in ihrem Tun. Sie treten anders auf als jene konservativen Kleriker, die er bis dahin erlebt hat: Sie reden nicht von Wundern und Seelenrettung, sondern diskutieren wie Torres über Philosophie – eine „rationale Form des Glaubens“, wie er später notiert.

Diese Priester verkörpern eine ganz andere Art von Christentum. Einer von ihnen erzählt Torres, wie er in der französischen Widerstandsbewegung gegen Hitler-Deutschland gekämpft hat.

Torres trifft die Dominikaner immer wieder, unterzieht sich selbst auferlegten Exerzitien, hinterfragt bei geistlichen Übungen sein Leben. Schließlich sprechen sie ihn darauf an, ob er sich vorstellen könnte, Mönch zu werden.

„Ich begriff, dass dem Dasein, wie ich es verstand und lebte, der Sinn fehlte. Ich dachte nach, wie ich nützlich sein

Der christliche Glaube ist tief verwurzelt in den Menschen Süd- und Mittelamerikas. Mancherorts lassen Gläubige selbst ihr Geflügel von katholischen Geistlichen segnen

Ein Priester spricht mit Regenwald-Indianern in Ecuador. Obwohl die Kirche oft nicht ihre Interessen vertritt, respektieren viele Lateinamerikaner die katholischen Geistlichen als moralische Autorität

könnte, nützlicher für die menschliche Gemeinschaft", erzählt er Jahre später einem Freund. „Als Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur, Chemiker? Nichts von allem. Priester, das war die Lösung."

Schnell fasst er den Entschluss, Dominikanermönch zu werden, und löst die Verlobung. Die Eltern sind schockiert.

Als Kompromiss erlauben sie ihrem Sohn, in ein Priesterseminar in der Stadt zu gehen. Dort ist er nicht ganz so aus der Welt wie als Mönch in einem abgeschiedenen Kloster. Insgeheim hoffen sie wohl, dass er seine Entscheidung bald selbst bereuen wird. Doch sie täuschen sich: Torres tritt noch 1947 in das Seminar der Erzdiözese von Bogotá ein.

Er ist 18 Jahre alt.

In dieser Zeit eskaliert in Kolumbien ein seit Langem schwelender Konflikt zwischen Liberalen und Konservativen. Großgrundbesitzer, Industrielle, Kirchenvertreter hetzen gegen den Linksliberalen Jorge Gaitán. Der einstige Gewerkschafter will die Herrschaft der Oligarchie beenden, beklagt die soziale Benachteiligung der Massen.

Eine Jagd auf den populären Politiker und dessen Anhänger beginnt. Unruhen erschüttern Kolumbien, Streiks lähmen die Wirtschaft, Bauern und Landarbeiter erheben sich zu Aufständen. Angehörige der eigens aus diesem Anlass gegründeten politischen Polizei zünden auf Befehl der konservativen Regierung Dörfer an, in denen sie Gegner vermuten, lösen Versammlungen mit Maschinengewehrfeuer auf. Sie töten mehr als 14000 Oppositionelle.

Am 9. April 1948 wird Gaitán in Bogotá von einem geistig Verwirrten auf offener Straße erschossen. Seine Anhänger stecken daraufhin Ministerien in Brand, plündern Läden, ziehen mit Macheten durch die Straßen der Hauptstadt, töten Priester und Konservative.

Regierungstreue Soldaten rollen mit Panzern an und richten sämtliche Unruhestifter – oder diejenigen, die sie dazu erklären – an Ort und Stelle hin.

Nach ein paar Tagen sind 3000 Menschen tot. Im ganzen Land entlädt sich in den nächsten Monaten der angestaute Hass. Liberale überfallen Dörfer, in denen Konservative wohnen, und Konservative die Dörfer von Liberalen.

Schwangeren werden die Bäuche aufgeschlitzt, Kinder mit Bajonetten aufgespießt. Schon eine Krawatte in der Farbe der falschen Partei zu tragen kann den Tod bedeuten. Den wütenden Banden der beiden Lager schließen sich oft auch Verbrecher an. Politisch motivierter Terror und kriminelle Gewalt sind bald nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Dem Bürgerkrieg zwischen Liberalen und Konservativen, der *violencia*, fallen in den nächsten Jahren mehr als 200 000 Menschen zum Opfer.

Einige Bischöfe verbieten in Hirtenbriefen, bei Wahlen für die Liberalen zu stimmen, weil die unter anderem die Scheidung, die Zivilehe und den gemeinsamen Unterricht für Jungen und Mädchen einführen wollen. Dass sie die Lage so nur verschlimmern, scheint die Geistlichen nicht zu kümmern.

Auch überall sonst in Lateinamerika eskaliert die Gewalt. Zwischen 1931 und 1965 kommt es zu fast 100 Revolutionen. Von 1940 bis 1955 wechseln sich 121 Präsidenten ab, davon bleibt ein Drittel nicht einmal ein Jahr im Amt.

Die sozialen Spannungen, die wirtschaftliche Ungleichheit, die ungerechte Verteilung von Grund und Boden sowie die Unterdrückung der Armen durch die wohlhabende Oberschicht lassen den Kontinent nicht zur Ruhe kommen.

Vielerorts in Lateinamerika putschen sich autoritäre Regime an die Macht: In Paraguay und Peru herrschen Generäle, in Argentinien wird der Populist Juan Péron durch Militärs gestürzt, Brasilien steht immer wieder am Rande eines Bürgerkriegs, und in Venezuela beendet eine Junta alle Reformprogramme der demokratischen Vorgängerregierung, um sich selbst zu bereichern.

Immer mehr Geistliche, die täglich mit der Not der Armen konfrontiert sind, stellen die Zusammenarbeit der Kirche mit der Obrigkeit infrage. Einer der höheren Kleriker, die das Elend nicht gleichgültig lässt, ist der Erzbischof von Bogotá, Crisanto Luque.

Doch für die Neuorganisation der kirchlichen Sozialarbeit braucht er Fachleute – und so schickt er 1954 den begabten Camilo Torres, der gerade zum Priester geweiht worden ist, an die Universität von Löwen in Belgien. Er soll an der Kaderschmiede für katholische Nachwuchskräfte Soziologie studieren.

Aber nicht nur putschende Offiziere versetzen Lateinamerika in Aufruhr. Während Torres in Löwen ausgebildet wird, erheben sich auf Kuba Rebellen um Fidel Castro gegen den Diktator Fulgencio Batista. Am 1. Januar 1959 übernimmt Castro auf der Karibikinsel die Macht.

Über den gesamten Kontinent verbreitet sich nun eine revolutionäre Aufbruchsstimmung unter Linken, Studenten, Intellektuellen: Kuba hat gezeigt, dass man mit wenigen, entschlossenen Kämpfern eine Diktatur stürzen kann.

Castros Revolutionäre enteignen die Großgrundbesitzer, bauen das Sozialsystem aus, richten eine neue Gesundheitsversorgung ein. Vor allem aber trotzen sie der Supermacht USA, die sich in der Region sonst häufig einmischt.

Mit einer Kombination aus heidnischen und christlichen Ritualen begeht ein bolivianischer Schamane das Osterfest. Trotz jahrhundertelanger Versuche der Kirche, die indigenen Religionen auszulöschen, haben sich in vielen Regionen Lateinamerikas noch Elemente des indianischen Volksglaubens erhalten

Bald erheben sich auch in Guatemala, Nicaragua, Argentinien und Bolivien Guerillabewegungen gegen autoritäre Regime und Militärdiktaturen.

In Kolumbien ist der Bürgerkrieg zwar seit 1957 beendet, es regiert nunmehr eine „Nationale Front“: Liberale und Konservative haben sich darauf geeinigt, die Macht 16 Jahre lang untereinander aufzuteilen und immer abwechselnd den Präsidenten zu stellen.

Das ist jedoch keine Demokratie, sondern eher eine Simulation demokratischer Verhältnisse, getragen von der Oberschicht. Auch die sozialen Probleme sind geblieben: Mehr als 30 Prozent aller Stadtbewohner leben in Slums, 20 Prozent sind arbeitslos. Auf dem Land hat kaum eine Bauernhütte Strom oder Wasseranschluss. Auf 10 000 Menschen kommen weniger als drei Ärzte. Viele Kinder sterben an Unterernährung.

Dabei schaffen es viele Großgrundbesitzer noch nicht einmal, ihre Felder vollständig zu bewirtschaften, so riesig sind zum Teil ihre Ländereien.

Camilo Torres kehrt im Januar 1959 aus Europa nach Bogotá zurück und arbeitet fortan als Studentenseelsorger und Dozent an der neu gegründeten soziologischen Fakultät der Universität.

Hier will er anwenden, was er im Studium und auf Reisen nach Berlin und Paris gelernt hat: dass gesellschaftliche Strukturen nicht gottgegeben sind, sondern von Menschen geschaffen werden – und daher von Menschen auch verändert werden können. „Die sozialen Probleme erfordern am dringlichsten eine Lösung“, hat er bereits in Europa in einem Bericht in die Heimat formuliert.

Zur Feldforschung führt er seine Studenten, die fast alle aus wohlhabenderen Familien stammen, in die Elendsviertel Bogotás: zu früheren Bauern, die vor der Gewalt in die Stadt geflohen sind und nun mit ihren Kindern in selbstgezimmerten Hütten hausen. Zu verzweifelten Vätern, die sich als Tagelöhner in Ziegelbrennereien verdingen, die betteln oder geschmuggelte Zigaretten verkaufen, um ihre Familien durchzubringen.

Seine Studenten haben all das früher höchstens im Vorbeifahren aus dem

Autofenster wahrgenommen. Nun packen sie an und mobilisieren Kommilitonen: Angehende Mediziner untersuchen die Slumbewohner, Juristen beraten sie bei Problemen mit den Behörden, Ingenieure entwerfen eine Kanalisation.

Die konkreten Eindrücke des Elends verändern Torres, der nun immer politischer und radikaler in seinen Äußerungen wird. Auf Kongressen setzt er sich für soziale Reformen ein, vor allem für eine gerechte Verteilung des Bodens und des Reichtums. Noch glaubt er, dass Veränderungen innerhalb der bestehenden Institutionen möglich sind.

Nicht nur wegen seines politischen Engagements ist Torres ein ungewöhnlicher Priester. Trotz seines Einsatzes für die Armen wohnt er mit seiner Mutter in einem Nobelviertel Bogotás. Er kleidet sich elegant, geht auf Partys und fährt mit dem Motorroller durch die Stadt.

Er ist mit Großgrundbesitzern, Militärs und Kabinettsmitgliedern ebenso befreundet wie mit Kommunisten, Liberalen und Gewerkschaftern. Als er mit dem Erziehungsminister eine Aktion startet, die in den Kommunen Eigeninitiative und Selbsthilfe anregen soll, wird der Auftritt im Fernsehen ausgestrahlt.

Die Kirche lässt den unbequemen, aber beliebten Priester lange gewähren. Doch im Juni 1962 wird es dem Kardinal Luis Concha zu viel. Als Torres öffentlich Studenten verteidigt, die gegen die Regierung und deren Unterdrückung von Opposition durch Militär und Polizei demonstriert haben, muss er von seinen Universitätsämtern zurücktreten.

Ganz fallen gelassen wird er nicht: Der längst überall im Land bekannte Priester darf als Repräsentant der Kirche beim Institut für Landreform arbeiten.

Viele Menschen teilen seinen Wunsch nach einer Erneuerung der Kirche, und das nicht nur in Lateinamerika (wo sich in den Elendsquartieren nun Laien in Basisgemeinden zusammenfinden, um gemeinsam in der Bibel zu lesen), sondern selbst im Vatikan.

Dort amtiert seit 1958 der reformfreudige Papst Johannes XXIII. Für Oktober 1962 beruft der Heilige Vater das Zweite Vatikanische Konzil ein, an dem die katholischen Bischöfe aus dem ganzen Erdkreis teilnehmen – ein Kirchentreffen, wie es seit Generationen nicht mehr abgehalten worden ist. Es geht um die Modernisierung der Kirche, um Fragen der Weltoffenheit und Toleranz. Der römische Zentralismus soll durch eine Stärkung der Bischöfe, der Laien, der Ortskirchen eingedämmt werden.

Zu einem besonders wichtigen Thema wird die Frage sozialer Gerechtigkeit.

Im August 1962 findet dazu in Buenos Aires eine vorbereitende Konferenz statt. Dort debattieren die Teilnehmer, wie die Kirche auf die explosive politische Stimmung in Lateinamerika reagieren soll. Einige Geistliche plädieren für gemäßigte demokratische Reformen, wollen durch Wahlen und Parteien die Gesellschaft gerechter machen.

Camilo Torres, der als einziger Geistlicher aus Kolumbien anwesend ist, äußert sich radikaler: Er würde selbst mit den Kommunisten zusammenarbeiten. Das seien schließlich diejenigen, die für eine wirklich neue und gerechte Gesellschaft kämpften.

Später prägt er den Ausspruch: „Wieso streiten sich Katholiken und Kommunisten darüber, ob die Seele sterblich oder unsterblich ist, anstatt sich einig zu werden: Der Hunger ist sterblich!“

An der Versammlung nimmt auch der Theologe Gustavo Gutiérrez teil, ein Freund von Torres aus der Zeit in Belgien. Der Peruaner plädiert für eine „spezifisch christliche Form des Radikalismus“. Für Gutiérrez ist die Botschaft Jesu ein konkreter Auftrag, die sozialen,

Während seiner Zeit als Studentenseelsorger an der Universität in Bogotá entwickelt Camilo Torres (links, Mitte) immer radikalere Ansichten. Wegen seines politischen Engagements muss er die Universität 1962 verlassen

Ende 1965 verliert Torres (im Bild links) endgültig die Hoffnung, das als ungerecht empfundene System Kolumbiens friedlich ändern zu können, und schließt sich einer Guerillatruppe an

politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Hier und Jetzt zu verändern.

Das zentrale Thema des Neuen Testaments sei die Befreiung des Menschen: von Hunger, Elend, Unterdrückung und Unwissenheit.

Gemeinsam mit anderen Kirchenreformern wird Gutiérrez diese neue Interpretation der Heiligen Schrift in den nächsten Jahren zur Befreiungstheologie entwickeln. Sie lehrt etwa, dass Armut nicht gottgegeben ist und durch Handeln bekämpft werden soll.

Torres ist kein Theoretiker wie Gutiérrez. Obwohl er mit Studien, Pamphleten und Büchern für Gerechtigkeit kämpft, sitzt er nur ungern am Schreibtisch. Ihn drängt es zu den Menschen.

Er will handeln, doch die Konferenz in Buenos Aires ist ohne konkretes Ergebnis geblieben. Torres hat nun erst recht das Gefühl, dass der Klerus jede Reform verhindert.

Was er auf Reisen durch Kolumbien im Auftrag des Instituts für Landreform erlebt, lässt seine Hoffnungen weiter schwinden. Überall trifft er auf Arme, die für einen Hungerlohn auf den Feldern der Reichen schuften.

Als Torres mit einem Großgrundbesitzer über Landverteilung diskutiert, lacht der ihn nur aus: „Du hast dein Wissen aus Büchern. Ich aber bin ein Farmer – und ich weiß genau, worüber ich rede."

Torres zieht daraus den Schluss, dass offenbar nur radikale Maßnahmen eine Lösung bringen können.

Im September 1964 ruft er in einem Vortrag an seiner alten Universität in Löwen erstmals zum Aufstand auf: „Es ist eine Pflicht der Christen in den armen Ländern, an der Revolution und ihrer Wirtschaftsplanung mitzuarbeiten."

Zurück in Kolumbien, stürzt er sich in die politische Arbeit, organisiert, schmiedet Allianzen. Ende 1964 übernimmt er die Führung in einem Bündnis mehrerer linker Oppositionsgruppen, das durch Wahlen an die Macht kommen will.

In dieser „Einheitsfront der Volksbewegungen" sind sowohl christliche Gewerkschaften als auch Sozialdemokraten und Kommunisten vertreten.

Doch die Partner in der „Frente Unido" brauchen ihm zu lange, um sich auf einen gemeinsamen Plan zu einigen.

Also verliest er am 12. März 1965 während eines Vortrags ein vorläufiges Grundsatzprogramm, das er selbst verfasst hat – und vorher nicht mit den anderen abstimmt: Er fordert eine umfassende Landreform mit Enteignungen der Grundbesitzer sowie kostenlose Schulbildung und Anspruch auf Sozialhilfe für alle Kolumbianer, zudem die Verstaatlichung von Banken, des Gesundheitssystems und des Abbaus der Bodenschätze.

Seine Bündnispartner fühlen sich übergangen. Ebenso geht es der Kirche, die nach wie vor von konservativen Kräften geprägt wird. Torres ist nicht mehr tragbar. Er verliert seinen Posten beim Institut für Landreform, kurz darauf erklärt Kardinal Concha, dass sich manche Positionen des Priesters nicht mit den Lehren der Kirche vereinbaren lassen.

Torres widerspricht seinem Vorgesetzten öffentlich, ihr Streit beherrscht wochenlang die Schlagzeilen der Zeitungen. Im Juni sieht Torres keinen anderen Ausweg mehr und bittet darum, zurück in den Laienstand versetzt zu werden. Nach elf Jahren als Priester verliert er die heiligen Weihen.

Einigen Freunden gesteht er, wie sehr er unter diesem Verlust seines Amtes leidet, aber nach außen gibt er sich in einer Erklärung Ende Juni 1965 kämpferisch: „Bei der Analyse der kolumbianischen Gesellschaft wurde mir die Notwendigkeit einer Revolution bewusst, um die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, die Nackten zu bekleiden und das Wohl der Mehrheit unseres Volkes zu erreichen. Ich glaube, dass der revolutionäre Kampf ein christlicher und priesterlicher Kampf ist."

Für das Volk bleibt er der *padre revolucionario*. Als er einige Tage später von einer Reise zurückkehrt, empfängt ihn am Flughafen eine jubelnde Menge.

Im August 1965 gründet Torres eine Wochenzeitung, um seine Ideen zu verbreiten. In völliger Fehleinschätzung der Lage glaubt er, dass die Revolution unmittelbar bevorstehe, und will sie mit seinen Artikeln, öffentlichen Auftritten und Reden befeuern.

Doch die linke Allianz bröckelt schon bald, die Parteien zerstreiten sich über das weitere Vorgehen. Selbst Torres, nach wie vor der prominenteste Vertreter der Einheitsfront, kann daran nichts ändern, auch wenn er fast jeden Tag in einer anderen Stadt auftaucht.

Gleichzeitig erhöht die Regierung den Druck auf die Einheitsfront: Wichtige Mitarbeiter werden verhaftet oder mit dem Tod bedroht, die Versammlungen mit Gewalt von der Armee aufgelöst.

Zweimal gerät auch Torres in ein Handgemenge, wird von der Polizei verprügelt. Und die Wochenzeitung, bei der er am Ende die Artikel eigenhändig abtippt, verkauft sich kaum noch.

Zum 10. Oktober 1965 kündigt die Frente Unido eine Protestkundgebung im Zentrum Bogotás an. Zehntausende Demonstranten sollen zeigen, wie stark die Opposition ist. Aber Polizei und Armee versperren den Zugang zum zentralen Platz. Am Ende stehen dort nur wenige Menschen, die von knüppelnden Sicherheitskräften vertrieben werden.

Die Frömmigkeit vieler Mittel- und Südamerikaner zeigt sich auch an ihren Wallfahrtsorten. So ziehen jedes Jahr Tausende Gläubige nach Portobello in Panama, um dort einer Christus-Statue zu huldigen. Die hingebungsvollsten Pilger legen den letzten Abschnitt ihrer Reise auf Händen und Knien zurück

Auch Torres treffen die Schlagstöcke, fluchtartig muss er den Platz verlassen. Sein Traum von einem Sturz der Regierung ist endgültig gescheitert, die Einheitsfront ist so schnell zerfallen, wie sie zustande gekommen ist.

Gut eine Woche später geht er in den Untergrund und schließt sich der ELN an. Die Flucht in eine schwer zugängliche Bergregion nördlich von Bogotá wirkt wie eine Verzweiflungstat: Die Guerillatruppe, deren Vorbild Fidel Castro ist, hat nicht einmal 100 Kämpfer und muss Waffen bei Überfällen erbeuten, weil sie zu arm ist, sie zu kaufen.

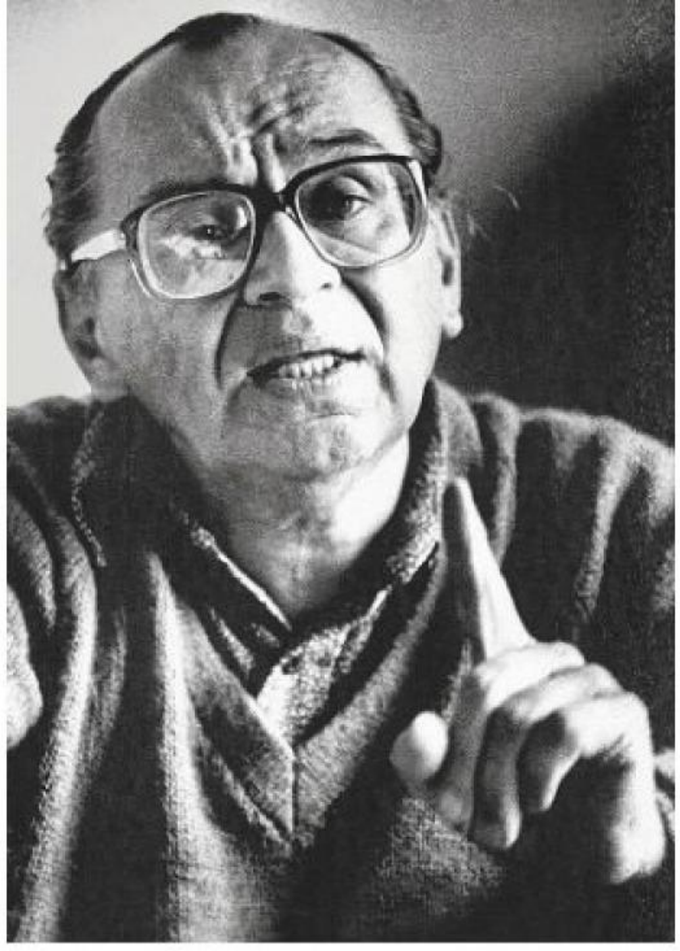
Viele Guerilleros sind ungebildet und deutlich jünger als Torres, einige nicht älter als 13 Jahre. Der Ex-Priester muss jetzt um 5.30 Uhr aufstehen, trainieren und lernen, wie man schießt. Er ist ein Stadtmensch und hat Probleme, sich im Urwald zurechtzufinden und mit schwerem Gepäck auf den Schultern durchs Gelände zu marschieren.

Schon Wochen vor seinem Verschwinden hat er immer wieder über seinen Tod gesprochen. „Er wusste, dass er sterben würde“, erinnert sich seine Mutter. Ein Freund glaubt, Torres wolle lieber im Kampf umkommen, als von Sicherheitskräften ermordet zu werden – um so ein Zeichen zu setzen: „Er nahm seinen Weg in die Guerilla nicht, um sich in Sicherheit zu bringen, sondern damit sein Tod, wenn er ihn in den Reihen der Guerilla ereilte, dem kolumbianischen Volk einen Weg zeigte.“

Die Geheimpolizei hat die ELN genau im Blick. Die Beamten wissen wohl sehr bald, wo sich die Kämpfer aufhalten, greifen aber vorerst nicht ein.

Auch eine in der Nähe stationierte Eliteeinheit des Heeres soll erst zuschlagen, wenn sie von den Rebellen angegriffen wird. Denn eines will die Regierung um jeden Preis verhindern: Torres soll nicht als Held sterben.

Der ehemalige Geistliche gewöhnt sich unterdessen daran, zu schießen – und zu töten. Er jagt Affen und wilde Schweine. Als Waffe erhält er allerdings kein Gewehr (wie die meisten anderen Guerilleros), sondern nur einen Revolver. Als die Kämpfer beschließen, eine Mili-



Auch der peruanische Theologe Gustavo Gutiérrez plädiert für eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse in Lateinamerika

Leonardo Boff (im Bild rechts) beschreibt Jesus als Kämpfer gegen die Unterdrückung. So wird der brasilianische Kirchenlehrer zu einem der wichtigsten Exponenten der Befreiungstheologie, die sich als »Stimme der Armen« versteht

Priester, Dichter und Kulturminister: Ernesto Cardenal ist einer der bekanntesten Vertreter der neuen Bibel-Auslegung. Ab 1979 gehört er für acht Jahre der linken sandinistischen Revolutionsregierung in Nicaragua an

tärpatrouille in einen Hinterhalt zu locken, wollen sie ihr berühmtes Mitglied eigentlich nicht mitnehmen und in Gefahr bringen. Aber Torres besteht darauf, wie alle anderen behandelt zu werden.

Tagelang liegen die Guerilleros im Urwald auf der Lauer, graben sich in der Nähe eines Pfades ein. Dann ist es so weit: Am 15. Februar 1966 nähert sich ein Trupp Soldaten auf dem Weg.

Die ELN-Kämpfer eröffnen sofort das Feuer. Auch Torres schießt seinen Revolver leer. Mehrere Soldaten fallen, liegen verwundet oder tot am Boden.

Doch die Guerilleros haben nur die Vorhut angegriffen. Durch den Schusswechsel alarmiert, stürmen nun immer mehr Soldaten durch die Büsche, die Waffen im Anschlag. Als Torres aus seinem Versteck rennt, um sich das Gewehr eines der Gefallenen zu greifen, treffen ihn gleich mehrere Kugeln. Jemand schreit noch seinen Namen, wohl um ihn zu warnen. Aber es ist zu spät.

Der Guerillero, der ein Priester war, stirbt im Dschungel, erschossen im ersten Feuergefecht seines Lebens. Er wird anhand von Briefen, die er bei sich trägt, und seiner Pfeife identifiziert, die Leiche an einem geheimen Ort verscharrt.

Als die Nachricht von seinem Tod bekannt wird, erklärt ihn die ELN zu einem Helden. Die Kirche bezeichnet ihren einstigen Priester als fehlgeleitet.

Und doch hat sich etwas verändert: 1968 treffen sich die Bischöfe Lateinamerikas in der kolumbianischen Stadt Medellín zu einer Konferenz, die Kirchenhistorikern heute als „Jahrhundertereignis“ gilt. Torres ist noch keine drei Jahre tot, da stimmen die wichtigsten Geistlichen des Kontinents mit vielen seiner gesellschaftlichen Analysen überein: Sie verlangen die „Errichtung einer gerechten Ordnung“ und prangern die „institutionalisierte Gewalt“ der Armut an.

Theologen wie Juan Luis Segundo in Uruguay, Jon Sobrino in El Salvador und Leonardo Boff in Brasilien arbeiten diese Ideen in den kommenden Jahren weiter aus.

Christlicher Glaube und das Engagement für Gerechtigkeit lassen sich für sie nicht trennen. Boff beschreibt in einem aufsehenerregenden Buch Jesus Christus nicht nur als „Befreier“ von der Sünde, sondern als Mensch gewordenen Kämpfer gegen Unterdrückung.

Drei Jahre nach der Konferenz von Medellín veröffentlicht Gutiérrez ein Buch mit dem Titel „Theologie der Befreiung“ – das Grundlagenwerk der neuen Bewegung, deren Anhänger die radikale Umkehr der lateinamerikanischen Kirche fordern. Sie soll nicht mehr wie bisher die Reichen und Mächtigen unterstützen, sondern sich im Gegenteil, der Armen und Schwachen annehmen.

Allerdings gibt es unter den Reformern durchaus Unterschiede.

So ist Gutiérrez für eine „tief greifende Umgestaltung in den Eigentumsverhältnissen“, für „soziale Revolution“ und eine Machtübernahme durch die „ausgebeuteten Klassen“.

Damit bedient er sich marxistischer Theorien, wie sie in dieser Zeit weltweit diskutiert werden und den kapitalismusfeindlichen Flügel der Befreiungstheologie beeinflussen (die Religionskritik und den Atheismus der Marxisten übernimmt der Geistliche indes nicht).

In der Frage der Gewaltanwendung aber ist Gutiérrez anderer Auffassung als sein im Gefecht mit Regierungssoldaten gefallener einstiger Freund Torres.

Und auch die meisten anderen Befreiungstheologen wollen nichts wissen von einem gewaltsamen Umsturz.

Sie gehen zwar zu den Armen, wohnen bei ihnen, versuchen mit ihnen gemeinsam vor Ort Not und Elend entgegenzuwirken. Sie unterstützen die Laien, die in den nun immer zahlreicher werdenden Basisgemeinden die Texte der Bibel auf das eigene Leben beziehen. Doch den Griff zur Waffe lehnen sie ab.

Die Militärregime in Lateinamerika reagieren auf die kritischen Stimmen der Priester oft mit Gewalt. Zum prominentesten Opfer wird 1980 Óscar Romero: Ein Soldat einer rechten Todesschwadron erschießt den Erzbischof von San Salvador während eines Gottesdienstes

Nirgendwo auf der Welt wird die Befreiungstheologie in den folgenden Jahren so mächtig wie in Lateinamerika – und nirgendwo so gefährlich für ihre Protagonisten. Denn wegen ihres Einsatzes für die Armen und ihres Kampfes gegen die Unterdrückung geraten die Befreiungstheologen ins Visier der Militärdiktaturen, die sich in den 1970er Jahren in Lateinamerika ausbreiten.

Der Dichter und Priester Ernesto Cardenal, der sich als Marxist bekennt und gegen die Diktatur in Nicaragua auflehnt, muss nach Costa Rica fliehen. Dort wird er Mitglied der Sandinisten, einer Guerillaorganisation für die Befreiung seines Heimatlandes.

In Brasilien erhält Erzbischof Hélder Câmara, einer der Organisatoren der Konferenz von Medellín, Morddrohungen, weil er in Predigten Gerechtigkeit für die Armen fordert und die Militärjunta scharf kritisiert, etwa deren Folter politischer Gefangener anprangert. Mehrmals entgeht er nur knapp Attentaten.

Mehr als 850 Geistliche und über 1500 engagierte Laien werden allein in dem Jahrzehnt nach Medellín bedroht, inhaftiert, gefoltert oder ermordet. Das bis heute prominenteste Opfer aus den Reihen der Befreiungstheologen ist Óscar Romero, der Erzbischof von San Salvador, den Mitglieder des US-Kongresses und des britischen Parlaments wegen seines Einsatzes für die Menschenrechte als Kandidaten für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen haben.

Am 24. März 1980 erschießt der Kämpfer einer Todesschwadron den Kleriker, während der in der Kirche die Messe liest.

Trotz der Verfolgung in Lateinamerika wird die Befreiungstheologie zu einer Massenbewegung, verbreiten sich ihre Ideen über die Welt, und das nicht nur dort, wo Menschen bedrängt sind.

Der Vatikan hingegen beobachtet die Entwicklung lange Zeit mit größter Skepsis, denn Papst Johannes Paul II. und seine Berater befürchten den Missbrauch der Kirche durch den marxistischen Flügel.

Auch der heutige Papst, Franziskus, bekämpft in seiner Zeit als Leiter des Jesuitenordens in Argentinien die marxistischen Befreiungstheologen. Das ändert sich erst, als mit dem Ende des Kalten Krieges zwischen Ost und West auch die Angst vor Infiltration schwindet.

Die Sorge um die Armen jedoch treibt den heute mächtigsten Kirchenführer der Welt schon in jener Zeit um.

Und diese Sorge ist es, die ihn inzwischen dazu veranlasst hat, einen Dialog mit Theologen wie Jon Sobrino und Gustavo Gutiérrez zu suchen.

Den ermordeten Bischof Romero hat Franziskus mittlerweile als Märtyrer geehrt und seliggesprochen – und so nach gut 50 Jahren Auseinandersetzung die Dogmen der Kurie mit den Ideen der Befreiungstheologie versöhnt. ●

Fabrice Braun, *Jg. 1972, ist Autor in München.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Renate Wind, *„Bis zur letzten Konsequenz. Die Lebensgeschichte des Camilo Torres"*, Beltz & Gelberg: gut lesbare, um Objektivität bemühte Biografie. Hans-Joachim König, *„Kleine Geschichte Kolumbiens"*, C. H. Beck: fundierte Landeskunde von einem Kenner der Geschichte Lateinamerikas.

Der Traum von der Ökumene

Obwohl alle Anhänger Jesu das Bekenntnis zu Gott und seinem Sohn teilen, ist die Christenheit zu Beginn des 21. Jahrhunderts in unzählige Kirchen und Konfessionen gespalten. So erscheinen alle Hoffnungen, die Brüche zu überwinden, illusorisch

Text: LUISE BAUR und FRANK OTTO

Das Christentum ist die größte aller Weltreligionen. Jeder dritte Erdbewohner glaubt zu Beginn des 21. Jahrhunderts an den einen barmherzigen Gott und die Botschaft von der Auferstehung Jesu – das sind etwa 2,3 Milliarden Menschen. Doch trotz aller Übereinstimmungen im Bekenntnis ist die Christenheit in zahlreiche Gruppen zerfallen, die sich oft höchst misstrauisch gegenüberstehen.

Und die Uneinigkeit ist nicht die einzige Herausforderung: Die Säkularisierung in Europa und der Wunsch vieler Menschen nach einem Glauben, dessen Inhalte sie individuell bestimmen können, sowie soziale Folgen der Globalisierung und die Bedrohung der Gemeinden im Nahen Osten durch Kriege und Terror erschüttern die Kirchen. Das Christentum ist so stark in Bewegung wie seit der Reformation nicht mehr, die 2017 ihr 500. Jubiläum erlebt.

Am sichtbarsten stellt sich das Oberhaupt der katholischen Kirche – der christlichen Konfession mit den meisten Gläubigen – dieser Krise. Schon der Name des neuen Papstes ist das Versprechen einer Revolution. Denn nach seiner Wahl am 13. März 2013 nennt Jorge Mario Bergoglio sich Franziskus. Als erster *Pontifex maximus* überhaupt erhebt der Argentinier damit Franziskus von Assisi zum Vorbild seiner Amtszeit – jenen Heiligen, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine radikale Abkehr von allem weltlichen Wohlstand predigte.

Ebenso wie der Begründer des Franziskanerordens strebe er eine „arme Kirche für die Armen" an, erklärt Franziskus. Und kritisiert damit die eigene Amtskirche, die oft in überbordender Pracht schwelgt und deren Kleriker sich wie seit Jahrhunderten häufig vor allem um die Bedürfnisse der Gläubigen in den reichen Ländern kümmern.

Eine Botschaft ist auch das öffentliche Auftreten des neuen Papstes: Anders als der abgedankte Benedikt XVI. lässt sich Franziskus lieber in kleinen Autos fahren statt im gepanzerten „Papamobil"; er trägt ein Kreuz aus Blech statt aus Gold vor der Brust und erschien am Tag seiner Wahl nicht im prächtigen Schulterumhang aus rotem Samt auf der Loggia des Petersdoms, sondern in einer schlichten weißen Soutane. „Der Karneval ist vorbei", soll er dem Zeremonienmeister des Vatikans bedeutet haben.

Die Ernennung des Erzbischofs von Buenos Aires (des ersten Nichteuropäers seit fast 1300 Jahren) zum Nachfolger Petri, seine Namenswahl und der demonstrativ bescheidene Lebensstil: All das sind Reaktionen auf den fundamentalen Wandel, der die größte christliche Glaubensgemeinschaft ergriffen hat – und den der Klerus offenbar nach langem Zaudern anzuerkennen bereit ist.

Denn das geistige Zentrum der *una sancta catholica et apostolica ecclesia*, der „einen heiligen, katholischen und apostolischen Kirche", bleibt zwar weiterhin Rom, wo unter dem Petersdom das Grab des Apostels Petrus liegen soll. Doch die Mehrheit ihrer Angehörigen lebt längst außerhalb Europas: Rund zwei Drittel der etwa 1,2 Milliarden Katholiken sind Lateinamerikaner und Afrikaner.

Sie leben in Regionen, in denen die Menschen erwarten, dass Geistliche nicht bloß Seelsorger sind, sondern Helfer im täglichen Überlebenskampf und Beistand gegen eine korrupte Obrigkeit. Etwa in den Favelas der brasilianischen Riesenmetropolen. Oder in Mexiko, wo die Menschen seit 2006 unter den brutalen Kämpfen zwischen Drogenbanden und Sicherheitskräften leiden. Oder im Kongo, einem der ärmsten Staaten der Erde – und dem Land Afrikas mit den meisten katholischen Einwohnern.

So scharf wie kein Papst zuvor wendet sich Franziskus gegen die Globalisierung der Wirtschaft, verdammt die „Blutsauger", die ihren Reichtum mit der Ausbeutung anderer erwerben.

Aber es sind wohl auch Vorbehalte gegen ein Europa, „das nicht mehr fruchtbar und lebendig ist", wie Franziskus öffentlich klagt, die seine Hinwendung zu anderen Kontinenten antreiben.

Und so arbeitet er durch die Ernennung zahlreicher amerikanischer, afrikanischer und asiatischer Kardinäle darauf hin, dass beim nächsten Konklave, das einst seinen Nachfolger bestimmen wird, Europas Kleriker erstmals in der Geschichte in der Minderheit sein werden.

Darüber hinaus ist es vielleicht kein Zufall, dass die Regionen auf dem Globus, denen sich die katholische Kirche nun vermehrt zuwendet, genau jene sind, in denen ihr die mächtigste christliche Konkurrenz erwächst: Bewegungen wie die der Evangelikalen, der Charismatiker und Pfingstler, die besonders in Amerika und im Afrika südlich der Sahara starken Zulauf haben.

Diese breite Strömung innerhalb des Protestantismus ist die am schnellsten wachsende Glaubensrichtung der Welt. In den letzten Jahrzehnten hat sich ihre Gefolgschaft auf schätzungsweise 500 Millionen Menschen erhöht.

Gemeinsam ist diesen Bewegungen die überragende Bedeutung des persönlichen Erweckungserlebnisses. Wobei die Evangelikalen, die besonders konservative moralische Grundsätze vertreten, die Bibel für eine wörtlich zu nehmende Anleitung des täglichen Lebens halten – während die Charismatiker und Pfingstler das Wirken des Heiligen Geistes in das Zentrum ihres Glaubens stellen.

Diese Frömmigkeitsbewegungen sind in vielen Ländern zu einer politischen Macht geworden, unter anderem in den USA, wo die religiöse Rechte inzwischen die Republikanische Partei dominiert. In Brasilien bilden radikale Christen eine starke Fraktion im Parlament, die gegen Homosexuelle und Andersdenkende hetzt.

Die Glaubensströmung breitet sich aber auch in Asien aus, in Staaten wie Nepal, Kambodscha, der Mongolei, in denen es bisher so gut wie keine Christen gab – und vor allem in China.

Mittlerweile haben die unabhängigen Gruppen weltweit mehr Anhänger als die traditionellen protestantischen Kirchen wie die der Lutheraner, Calvinisten und Anglikaner.

Zumal deren Mitgliederzahlen im weitgehend säkularisierten Europa massiv zurückgehen: In Großbritannien etwa besuchen nicht einmal mehr zwei Prozent der Bevölkerung jede Woche einen Gottesdienst der Church of England.

In Deutschland hat die evangelische Kirche seit 1990 rund fünf Millionen Mitglieder verloren. So sind in Sachsen-Anhalt – wo einst Martin Luther die Reformation auslöste – nur noch etwa 13 Prozent der Menschen evangelisch, jedoch vier Fünftel konfessionslos.

Nach dem Katholizismus und dem Protestantismus ist die Orthodoxie mit ungefähr 260 Millionen Gläubigen vor allem in den slawischen Ländern und im östlichen Mittelmeerraum die drittgrößte christliche Konfession.

Doch während die katholische Kirche eine strikte Hierarchie besitzt, an deren Spitze der Papst steht, Inhaber der „höchsten, vollen, unmittelbaren und universalen Gewalt", wie es im Kodex des römisch-katholischen Kirchenrechtes heißt, ist die Orthodoxie so zersplittert wie der Protestantismus. Sie zerfällt in 14 unabhängige Nationalkirchen, die ihr Oberhaupt jeweils völlig selbstständig wählen, sowie zahlreiche weitere Kirchen, deren Autonomie umstritten ist.

Nicht einmal über den Kalender sind sich die Gemeinden einig: Manche haben die gregorianische Zeitrechnung übernommen, andere folgen weiter dem julianischen Kalender. Und so feiern Griechen Weihnachten wie die restliche Christenheit am 25. Dezember, Russen oder Serben hingegen am 7. Januar.

Zu der vielfältigen Gemeinschaft der Orthodoxen gehören auch die meisten Kirchen des Vorderen Orients, die den Patriarchen von Jerusalem, Alexandria und Antiochia unterstehen. Sie zählen zu den ältesten Gemeinden der Christenheit, und ausgerechnet sie sind heute der größten Gefahr ausgesetzt.

Sie werden bedrängt, wie die Kopten in Ägypten, die häufig zum Ziel von Diskriminierung und Gewalt werden.

Die größte Gefahr für Anhänger Jesu besteht jedoch überall dort, wo die Kämpfer des sogenannten „Islamischen Staates" wüten, etwa in der nordirakischen Millionenmetropole Mossul.

Dort gab es seit rund 1600 Jahren eine Gemeinde; aber am 18. Juli 2014 wurde nach der Erstürmung der Stadt durch IS-Krieger allen Christen per Lautsprecher befohlen, sofort die Stadt zu verlassen. Wer bleibe, dem drohe der „Tod durch das Schwert".

Hunderttausende mussten aus dem Machtbereich der Terroristen im Irak und in Syrien flüchten.

Angesichts der internen Zwistigkeiten sowie der so unterschiedlichen Situation der heute mehr als 30 000 Kirchen auf der Welt erscheint eine Wiederherstellung der „Einheit aller Christen" – wie es die Teilnehmer des Zweiten Vatikanischen Konzils bereits 1964 forderten – äußerst unrealistisch.

Zu groß sind die Differenzen zwischen den Konfessionen. Auch wenn es nach wie vor Gemeinsamkeiten gibt. So verehren Katholiken und Orthodoxe Heiligenbilder, huldigen der Madonna und kennen sieben Sakramente (bei den Orthodoxen Mysterien genannt); bei beiden Kirchen ist der Priester wichtiger Vermittler zwischen Gott und Gläubigen und hat das Mönchstum eine herausragende Bedeutung.

Doch trennen genau diese Gemeinsamkeiten Orthodoxe und Katholiken von den Protestanten, die die Heiligenverehrung sowie die meisten Sakramente ablehnen und bestreiten, dass die Kirche die alleinige Mittlerin des Heils sei, an der vorbei kein Weg zu Gott führe.

Mehr als 50 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil kommt die Ökumene kaum noch voran.

Das größte Hindernis ist dabei wohl der Anspruch Roms, es gebe nur eine einzige Kirche Christi: die katholische. „Evangelische Gemeinschaften" hingegen seien keine Kirchen „im eigentlichen Sinn" – ein offener Affront gegen die Protestanten, von dem selbst Franziskus nicht abgerückt ist. Wohl auch deshalb bleiben die Katholiken außerhalb der ökumenischen Bewegung, der heute weltweit rund 350 Kirchen angehören.

Dies also ist die Lage des Christentums zu Beginn des 21. Jahrhunderts: Es ist dort gefährdet, wo vor annähernd 2000 Jahren seine Wurzeln lagen, in den einstigen Ostprovinzen des Imperium Romanum. Es schrumpft im Abendland, wo es seit dem frühen Mittelalter groß geworden ist. Es wächst da, wo es vergleichsweise jung ist: in Amerika, Afrika und Ostasien.

Und von einer Einheit ist die Christenheit weiter entfernt denn je. ●

Luise Baur, *Jg. 1986, ist Fachberaterin dieser Ausgabe,* **Dr. Frank Otto,** *Jg. 1967, Stellvertretender Chefredakteur von* GEO*EPOCHE.*

Von Jerusalem in die Welt

Mit der Geburt eines jüdischen Baumeistersohns beginnt die Geschichte der größten aller Religionen. Von Palästina aus erobert der neue Glaube zunächst das Imperium Romanum – und erreicht schließlich alle Teile der Erde

Text: ANDREAS SEDLMAIR; Karte: STEFANIE PETERS

Um 4 v. Chr.

Palästina. Wahrscheinlich in Nazareth, einem Dorf 100 Kilometer nördlich von Jerusalem in der Region Galiläa, kommt ein Kind mit Namen Jeschua (Jesus) zur Welt. Die Eltern des Jungen – Josef, vermutlich ein wohlhabender Baumeister, und seine Verlobte Maria – erziehen ihn nach dem jüdischen Gesetz.

um 29 n. Chr.

Palästina. Jesus von Nazareth zieht als Wanderprediger durch Galiläa und erwählt Jünger, denen er – so die Bibel – befiehlt, ihm zu folgen. Jesus will das Judentum reformieren, indem er die Gebote der Tora ethisch umdeutet. Seine Anhänger rühmen ihn dafür, dass er angeblich zahlreiche Wunder vollbringt, er etwa einen Toten zum Leben erweckt und Blinde sehend macht.

um 30

Palästina. Im Frühjahr zieht Jesus mit seinen Anhängern zum jüdischen Passafest nach Jerusalem. Dort verkündet er, das Reich Gottes sei angebrochen und er selbst sei der Messias (der „Gesalbte", griechisch „Christos"), der Retter der Menschheit, dessen Kommen die Propheten vorausgesagt haben. Für den jüdischen Hohepriester ist dies eine Gotteslästerung; der römische Präfekt Pontius Pilatus wittert Rebellion und lässt Jesus am Kreuz hinrichten. Bald nach dessen Beisetzung, so die Bibel, erscheint der Gekreuzigte seinen Anhängern. Daraufhin schließen sie sich unter Führung der verbliebenen Jünger, die den engsten Kreis um Jesus bildeten, in Jerusalem zur „Urgemeinde" zusammen und verkünden ihre Botschaft: Jesus sei auferstanden, er sei der Messias. Die Anhänger dieser Überzeugung verstehen sich weiterhin als Juden und halten an den Gesetzen der Tora fest. In der Hoffnung auf die baldige Wiederkehr Jesu ziehen dessen Gefolgsleute als Apostel („Boten") durch Palästina und andere Gebiete des Römischen Reiches.

um 32

Damaskus. Der Jude Paulus aus der kleinasiatischen Stadt Tarsos beteiligt sich an der Verfolgung der Christen, wie die Anhänger Jesu bald genannt werden. Dann aber wird er zum Missionar, der die christliche Botschaft den Juden und Heiden in Kleinasien und Griechenland predigt. Seine Kehrtwendung erklärt er in Briefen, die später Teil des Neuen Testaments werden, damit, dass Jesus ihm erschienen sei und ihn berufen habe. Auf seinen Reisen gründet Paulus, wie andere Apostel, christliche Gemeinden, etwa in Athen und Thessaloniki.

um 48

Jerusalem. Paulus trifft Petrus, den wichtigsten der ursprünglichen Jünger Jesu, sowie andere Mitglieder der Urgemeinde. Die bedeutendsten Vertreter des neuen Christusglaubens beschließen bei ihrer später „Apostelkonvent" genannten Versammlung, dass Paulus außerhalb des Heiligen Landes Heiden missionieren darf, ohne dass die sich zuvor den jüdischen Gesetzen unterwerfen müssen (etwa indem sie sich beschneiden lassen). In der Folge entwickelt sich das Christentum von einer jüdischen Sekte zu einer eigenständigen Religion.

64

Rom. Kaiser Nero, den viele Römer für eine Feuersbrunst in der Hauptstadt verantwortlich machen, versucht, von diesen Vorwürfen abzulenken, indem er den Christen die Schuld für die Katastrophe zuschreibt. Viele Anhänger Jesu werden gekreuzigt, darunter der Legende nach auch der Apostel Petrus. In den folgenden Jahrhunderten kommt es immer wieder zu Christenverfolgungen, die jedoch die Ausbreitung der neuen Religion im Imperium Romanum nicht aufhalten können.

um 70

Ein unbekannter Autor verfasst die vermutlich erste Biografie Jesu. In den folgenden Jahrzehnten entstehen zahlreiche solcher Lebensgeschichten, die jeweils anderen Personen aus dem Umfeld Christi zugeschrieben werden. Vier dieser „Evangelien" (von griech. *euangelion*, „frohe Botschaft"), die später Anhängern Jesu namens Matthäus, Markus, Lukas und Johannes zugeschrieben werden, bilden schließlich einen Teil des Neuen Testaments der christlichen Bibel.

70

Jerusalem. Bei der Niederschlagung eines Aufstands in der Provinz Judäa zerstören römische Truppen den Tempel in Jerusalem und damit das Zentrum des Judentums. Zudem vertreiben oder verschleppen sie einen Großteil der jüdischen Bevölkerung. In der jüdischen Diaspora beschleunigt sich die Abtrennung des Christentums vom Judentum. Bis um das Jahr 100 entwickelt sich der Glaube an Jesus Christus zu einer eigenständigen Religion.

um 110

Kleinasien. Auf dem Weg zu seiner Hinrichtung in Rom verfasst der Bischof Ignatius von Antiochien mehrere Briefe, in denen er eine hervorgehobene Stellung der Bischöfe in den christlichen Gemeinden fordert. Tatsächlich setzt sich das Bischofsamt – also die Leitung der Gemeinden einer Region durch einen Einzelnen – erst im Laufe des 2. Jahrhunderts durch.

um 140

Rom. Der Reeder Marcion aus dem kleinasiatischen Sinope stellt als Erster einen Kanon von Schriften zusammen, die er als wesentlich für den christlichen Glauben erachtet. Entsprechend der antijüdischen Ausrichtung seiner Theologie, wählt er mit dem Lukas-Evangelium

und zehn Paulus-Briefen nur Quellen aus, die sehr wenig Verbindung zum Judentum haben; den Tanach, das heilige Buch der Juden, ignoriert er vollends. Zwar kann Marcion sich mit seiner Auswahl nicht durchsetzen, gehen die jüdischen Schriften später als „Altes Testament“ in die Bibel ein, aber seine Idee eines christlichen Kanons regt die spätere Gestaltung des Neuen Testaments an.

um 180

Lyon. Der Bischof Irenäus wendet sich gegen die Gnostiker, die Jesus als rein göttlich sehen und in deren Lehre die richtige Erkenntnis zu einem Geheimwissen erklärt wird. Wie Irenäus versuchen zahlreiche Theologen, sich von abweichenden christlichen Heilslehren abzusetzen und so das Wesentliche des neuen Glaubens zu bestimmen.

303/4

Nikomedia. Edikte des römischen Kaisers Diokletian verfügen die Zerstörung von Kirchen, die Aberkennung der bürgerlichen Rechte der Christen und einen allgemeinen Zwang zur Teilnahme an staatlich geregelten Kultopfern. Dies führt zu einer neuen Welle von Verfolgungen. Im Jahr 311 beendet Kaiser Galerius die Repressionen. Das Christentum ist nun eine den alten Kulten gleichberechtigte Religion.

312

Rom. Da er davon überzeugt ist, einen wichtigen militärischen Sieg in diesem Jahr dem Gott der Christen zu verdanken, fördert Kaiser Konstantin fortan das Christentum, etwa durch Rückgabe konfiszierten Besitzes und den Bau von Kirchen. Bald darauf sind etwa 15 Prozent der Bevölkerung des Reiches Christen, die zumeist in den großen Städten im Osten des Imperiums leben.

um 320

Tabennisi. Der Mönch Pachomius gründet in Ägypten das erste christliche Kloster.

325

Nicaea. In der kleinasiatischen Stadt kommen Bischöfe zu einem Konzil zusammen, um unter Vorsitz Kaiser Konstantins einen theologischen Streit über das Wesen Jesu Christi zu lösen. Der Herrscher, dem die Einheit der Kirche wohl vor allem aus politischen Gründen ein Anliegen ist, setzt durch, dass das Konzil eine Glaubensformel beschließt, die fortan für alle Christen verbindlich sein soll: Jesus sei „wahrer Gott vom wahren Gott“ und „eines Wesens mit dem Vater“. Diese Formulierung richtet sich gegen die Anhänger des Arianismus, die behaupten, Jesus sei Gott nur ähnlich, aber nicht gleich.

367

Alexandria. Bischof Athanasius zählt in seinem Osterbrief erstmals die 27 Bücher auf, die noch heute das Neue Testament bilden. Die Kanonisierung der frühchristlichen Schriften ist damit abgeschlossen.

381

Konstantinopel. Auf einem Konzil legen Bischöfe die Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes für den Glauben fest. Gottvater, Jesus und der Heilige Geist seien drei Seinsstufen des einen Gottes, so die Verfasser dieses ersten Dogmas der katholischen (griech., „allumfassenden“) Kirche.

391/2

Mit mehreren Edikten wendet sich Kaiser Theodosius I., der unter anderem in Konstantinopel und Mailand residiert, gegen die heidnischen Kulte, von denen er manche nun zu Staatsverbrechen erklärt. Er setzt damit eine Politik fort, die er bereits 380 begonnen hat und die das Christentum de facto als Staatsreligion etabliert.

426

Nordafrika. Augustinus, Bischof der Stadt Hippo Regius, vollendet seine Schrift „Der Gottesstaat“. In dem mehrbändigen Werk wendet sich der Kirchenlehrer gegen den Vorwurf, der Christengott könne das Imperium nicht schützen, und daher trügen die Christen durch ihre Verdrängung des althergebrachten Götterglaubens die Schuld an der Plünderung Roms durch die Goten im Jahre 410. Augustinus wird mit seinen mehr als 100 Büchern zum größten westlichen Theologen der Antike, dessen Einfluss bis weit in die Neuzeit reicht.

440

Rom. Als erster Bischof von Rom bezeichnet sich Leo I. als *Pontifex maximus*. Der Geistliche stellt sich damit in die Tradition der römischen Kaiser und erhebt so Anspruch auf eine politische Vorrangstellung innerhalb der christlichen Kirche. Schon einige Vorgänger auf dem Bischofsstuhl der Hauptstadt haben eine besondere Position für sich reklamiert. Als Nachfolger des Petrus, so ihre Argumentation, sei der Bischof von Rom unter allen kirchlichen Amtsträgern hervorgehoben. Doch erst Leo kann diesen Machtanspruch durch eine geschickte Politik und seine moralische Autorität weitgehend durchsetzen; er wird damit zum eigentlichen Begründer des Papsttums.

451

Chalkedon. Erneut befasst sich ein Reichskonzil mit der Frage nach dem wahren Wesen Jesu Christi. Mithilfe eines Lehrschreibens von Papst Leo I. kommt die Versammlung zu dem Schluss, dass in der Person Jesu eine göttliche und eine menschliche Natur existieren, die weder miteinander vermischt sind, noch voneinander getrennt werden können. Dieses Dogma eint fortan große Teile der Kirche, führt jedoch zur Abspaltung einiger orientalischer Glaubensgemeinschaften, etwa der koptischen Kirche in Ägypten.

um 500

Reims. König Chlodwig I., Herr über einen Teilstamm des germanischen Volkes der Franken, tritt zum katholischen Christentum über. In den folgenden Jahren eint er die Franken unter seiner Herrschaft und formt nach und nach ein christliches Großreich.

um 525

Rom. Der Abt Dionysius Exiguus legt erstmals der Jahreszählung die Zahl der Jahre seit Christi Geburt zugrunde, verrechnet sich dabei jedoch um ein paar Jahre. Nur langsam setzt sich die christliche Zeitrechnung in Europa ab dem 8. Jahrhundert durch.

529

Italien. Auf dem Montecassino, einem Berg in der Region Latium, gründet Benedikt von Nursia ein Kloster, das zur Keimzelle des abendländischen Mönchstums wird. Die auf den Geistlichen zurückgehende „Benediktsregel“ bleibt über Jahrhunderte für viele Mönchsgemeinschaften maßgeblich.

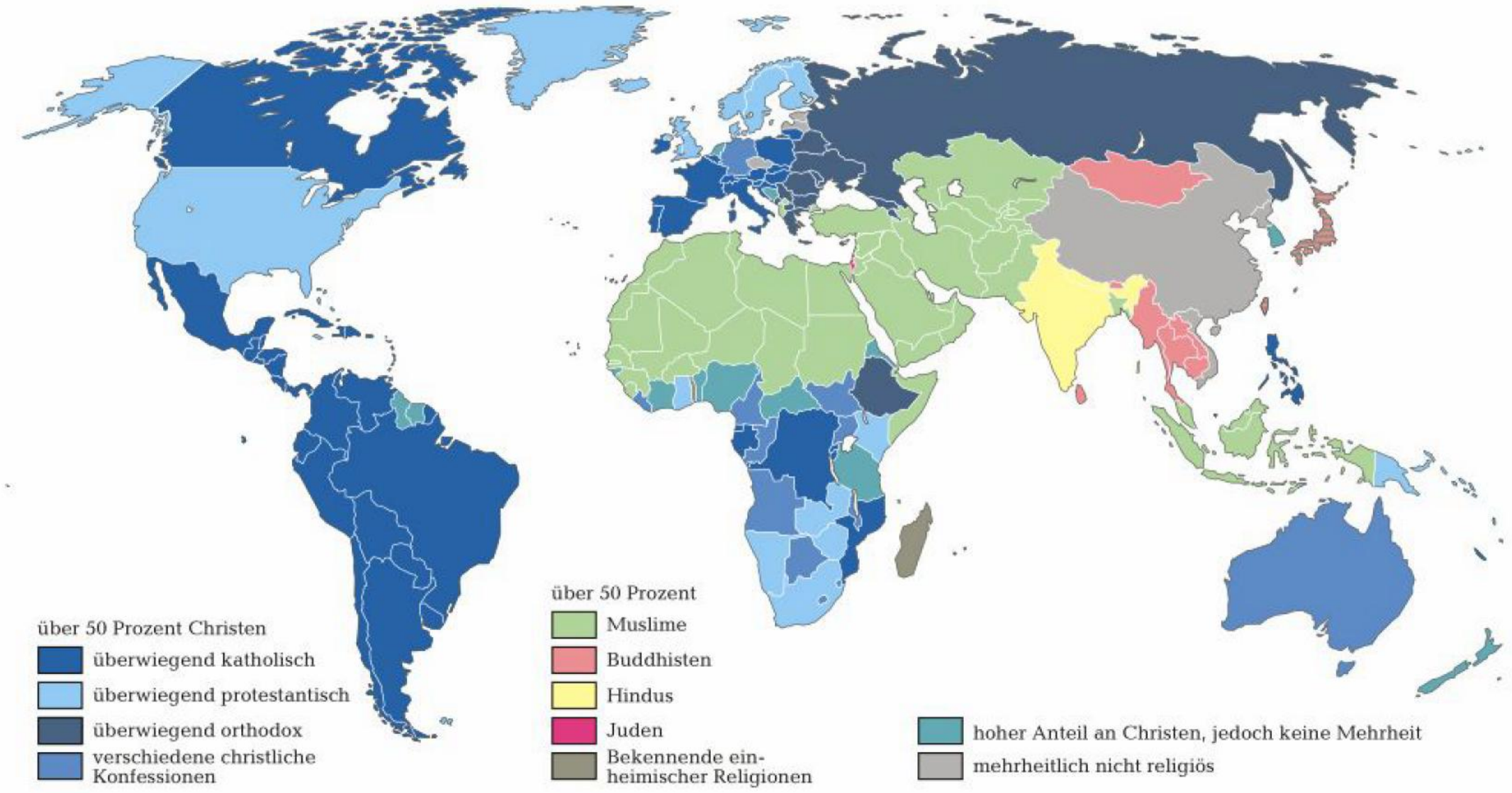
636

Naher Osten. Am Jarmuk, einem Nebenfluss des Jordan, unterliegen Truppen des Byzantinischen Reiches einem muslimischen Heer, dessen Führer die um 610 gestiftete Religion des Islam verbreiten. Innerhalb weniger Jahre verliert Byzanz einen großen Teil seines Territoriums an die neuen Machthaber, darunter Syrien, Palästina und Ägypten. Durch die muslimische Expansion gehen diese Gebiete für die Christenheit dauerhaft verloren.

711

Spanien. Ein muslimisches Heer aus mehreren Tausend nordafrikanischen Berbern setzt nach Europa über und besiegt in einer

DIE GROSSEN RELIGIONEN



Bis heute ist die Erde eine Welt der Gläubigen. Nur in wenigen Ländern wie Tschechien, China und Vietnam gibt es keine religiöse Mehrheit. Der Islam, im Nahen und Mittleren Osten sowie in Nordafrika verbreitet, zählt etwa 1,6 Milliarden Anhänger. Die meisten Hindus leben in Indien, der Anteil der Buddhisten ist besonders hoch in der Mongolei und in südostasiatischen Ländern wie Burma und Thailand. Doch keine Religion ist so verbreitet wie das Christentum: Zu ihm bekennt sich fast jeder Dritte der rund 7,5 Milliarden Menschen auf der Welt

Schlacht die christlichen Westgoten, die bis dahin die Iberische Halbinsel beherrscht haben. Bis etwa 725 nehmen die Muslime nahezu deren ganzes Territorium ein.

732

Frankreich. Der Franke Karl Martell schlägt bei Tours und Poitiers ein Heer von Muslimen. Kurz darauf endet die Expansion des Islam in Westeuropa.

756

Italien. Der fränkische König Pippin schenkt Papst Stephan II. umfangreiche Gebiete in Mittelitalien, die zuvor den Städten Rom und Ravenna gehörten. Als Gebieter über den späteren „Kirchenstaat" wird der Papst damit zu einem mächtigen weltlichen Herrscher.

785

Frankreich. In Attigny unterwirft sich der Sachsenherzog Widukind dem Frankenkönig Karl dem Großen und lässt sich taufen. Doch erst 804 ist die gewaltsame Christianisierung des letzten großen heidnischen Volkes in Mitteleuropa vollzogen.

800

Rom. Am Weihnachtstag krönt Papst Leo III. Karl den Großen zum „von Gott gekrönten großen und Frieden stiftenden Kaiser der Römer". Die neue Würde erhebt Karl, dessen Reich sich von den Pyrenäen bis Kärnten, von Norddeutschland bis Mittelitalien erstreckt, über alle anderen abendländischen Herrscher. Die so endgültig etablierte enge Verbindung zwischen Kaiser und Papst prägt die europäische Geschichte auf Jahrhunderte.

um 840

Nordwestspanien. In einem Mausoleum finden Christen ein Grab, das sie für das des heiligen Jakobus halten, eines der Jünger Jesu. In dem später Santiago de Compostela genannten Ort entsteht ein die gesamte abendländische Christenheit umfassender Kult um die sterblichen Überreste des Apostels. Pilger aus ganz Europa machen sich fortan auf, um die berühmte Grabstätte zu besuchen und dadurch Heilung und Hilfe zu erhalten oder ihr Seelenheil zu befördern. In den Jahrhunderten zuvor haben sich bereits Rom und Jerusalem als bedeutende Ziele christlicher Wallfahrer etabliert.

um 863

Mähren. Im Auftrag des byzantinischen Kaisers und des Patriarchen von Konstantinopel beginnen der Gelehrte Kyrill und der Mönch Method, die slawischen Völker zu missionieren. Zudem übersetzen sie die biblischen Evangelien ins Altslawische. Schon bald darauf schließen sich Herrscher aus dem Osten Europas der byzantinischen Kirche an.

897

Rom. Papst Stephan VI. lässt die Leiche seines Vorgängers exhumieren und den Toten vor ein posthumes Strafgericht stellen. Die makabre Szene gilt als Tiefpunkt des „Dunklen Zeitalters", einer Epoche in der Geschichte des Papsttums, die 882 begonnen hat und 1046 endet. In dieser Zeit stehen die Päpste, von denen viele einen unmora-

lischen Lebenswandel pflegen, unter dem Einfluss der römischen Adelskreise (und später auch des römisch-deutschen Kaisers).

965

Dänemark. Der Wikinger Harald Blauzahn, seit 958 König der Dänen, lässt sich taufen – wohl um der gewaltsamen Christianisierung seines Reiches durch den römisch-deutschen Kaiser Otto I. zuvorzukommen. In den folgenden Jahrzehnten treten auch die Herrscher Norwegens und Schwedens zum Christentum über.

um 988

Kiew. Wladimir I., Großfürst des ostslawischen Großreichs der Rus, lässt sich nach byzantinischem Ritus taufen und stellt sein Land unter den Einfluss der Ostkirche.

1046

Rom. Der römisch-deutsche König Heinrich III. setzt drei um den Heiligen Stuhl konkurrierende Päpste ab, die rivalisierende römische Adelsclans gleichzeitig ernannt haben, und erhebt einen deutschen Bischof zum Papst, Clemens II. Mit den Nachfolgern des nur kurz regierenden Clemens beginnt eine Reihe reformwilliger, durchsetzungsstarker Päpste.

1054

Konstantinopel. Nach Jahrhunderten der allmählichen Entfremdung zwischen der östlichen und der westlichen Kirche exkommunizieren Gesandte des Papstes Leo IX. das Oberhaupt der byzantinischen Kirche, den Patriarchen Michael Kerullarios. Der Geistliche verhängt seinerseits einen Bann über die Legaten. Neben Streitigkeiten über den wahren Glauben haben auch gegensätzliche politische Interessen in Süditalien zu diesem Schritt geführt. Der Vorfall gilt als Auslöser für den endgültigen Zerfall der Christenheit in eine östlich-orthodoxe („rechtgläubige") und eine westlich-lateinische katholische Kirche.

1073

Rom. Papst Gregor VII. erklärt den römisch-deutschen König Heinrich IV. für abgesetzt und exkommuniziert den Monarchen. Der Streit ist um die Praxis der römisch-deutschen Herrscher entbrannt, Bischöfe und Äbte im Reich einzusetzen. 1077 muss der in die Defensive gedrängte Herrscher sich dem Papst vor der norditalienischen Burg Canossa im Büßergewand unterwerfen. Beendet wird dieser „Investiturstreit" aber erst 1122 durch einen Kompromiss.

1095

Clermont. Auf einem Konzil ruft Papst Urban II. dazu auf, den Christen im Osten beizustehen. Zuhörer deuten seine Worte als Aufforderung, das unter muslimischer Herrschaft stehende Jerusalem zu befreien. Der Pontifex maximus verspricht den Kriegern für ihren Einsatz einen Ablass auf ihre Sündenstrafen. In den folgenden zwei Jahrhunderten ziehen immer wieder Könige, Fürsten, Ritter ins Heilige Land. Nach anfänglichen Erfolgen, die die Einrichtung mehrerer Kreuzfahrerstaaten im Orient ermöglichen, müssen die christlichen Krieger 1291 der muslimischen Übermacht weichen.

1139

Rom. Der Papst erkennt die „Arme Ritterschaft Christi vom salomonischen Tempel" als Orden an. Die Gemeinschaft der „Templer" hat sich vor allem dem Schutz von Pilgern sowie dem Kampf gegen muslimische Streitkräfte im Heiligen Land verschrieben. Die Mitglieder – Ritter und Geistliche – kämpfen zwar als Reitersoldaten, geloben aber wie Mönche Armut, Keuschheit und Gehorsam. In den folgenden Jahren entstehen weitere geistliche Ritterorden.

1206

Assisi. Franziskus, Sohn eines Tuchhändlers in der italienischen Stadt, sagt sich von allen Besitztümern los und führt fortan ein Leben als armer Wanderprediger. Schon bald schart sich um ihn eine große Zahl Gleichgesinnter, die der Papst schließlich als Mönchsorden anerkennt. Die Franziskaner werden zusammen mit dem 1215 gegründeten Dominikanerorden zu einem neuen Typ von Mönchsgemeinschaft: dem Bettelorden. Die Prachtentfaltung der Kirche und die große Zahl der Armen in den Städten haben die Sehnsucht nach einer einfachen, ursprünglichen Frömmigkeit und einem Leben in Bescheidenheit und Buße wachsen lassen.

1209

Béziers. Ein Kreuzfahrerheer nimmt die Stadt im Süden Frankreichs ein und massakriert einen Großteil der Bevölkerung. Die Kämpfer sind im Auftrag von Papst Innozenz III. losgezogen, um die als häretisch verurteilte Sekte der Katharer zu bekämpfen, deren Anhänger glauben, dass alles Irdische ein Werk des Teufels sei, und deshalb eine streng asketische Lebensführung predigen. 1244 geben sich die Katharer militärisch geschlagen, doch im Geheimen hängen viele Gläubige noch bis weit ins 14. Jahrhundert den radikalen Grundsätzen der Sekte an.

1233

Rom. Zur Bekämpfung der Katharer gibt Papst Gregor IX. einigen Dominikanermönchen den Auftrag, der Häresie verdächtige Personen zu verhören und gegebenenfalls zu verurteilen. 1252 erlaubt eine kirchliche Verfügung diesen „Inquisitoren" genannten Helfern den Einsatz von Folter zur Erzwingung eines Geständnisses. Nicht bußbereite Ketzer überstellt die päpstliche Inquisition an die weltlichen Autoritäten – in der Regel zur Verbrennung auf dem Scheiterhaufen.

1305

Perugia. Clemens V. wird zum Papst gewählt – ein Franzose, der unter dem Einfluss seines Königs Philipp IV. steht. Der neue Kirchenfürst und seine Nachfolger residieren ab 1309 in Avignon an der Rhône. Die Abwesenheit des Heiligen Vaters von seinem Bischofssitz in Rom, seine Nähe zum König, aber auch die prunkvolle Hofhaltung der Nachfolger von Clemens führen dazu, dass viele Christen das Vertrauen in das Papsttum verlieren.

1378

Mittelitalien. Rivalisierende Fraktionen unter den Kardinälen wählen zwei Nachfolger für den verstorbenen Papst Gregor XI.: Urban VI., der in Rom residiert, und Clemens VII., der seine Anhänger von Avignon aus lenkt. Ab 1409 konkurrieren gar drei Päpste um die Führung der Kirche. Dies stürzt die Kirche in ihre größte Krise während des Mittelalters.

1382

London. Eine Synode englischer Bischöfe verurteilt zahlreiche Lehrsätze des Theologen John Wyclif, in denen der in Oxford Unterrichtende massive Kritik an der kirchlichen Hierarchie geübt hat. So behauptet Wyclif etwa, nur Gott allein kenne seine wahre Kirche. Ob der Papst zu ihr gehöre oder nicht, könne kein Mensch erkennen. Damit stehe der Papst auf einer Ebene mit allen anderen Gläubigen.

1413

Konstanz. Johannes XXIII., einer von drei amtierenden Päpsten, beruft ein Konzil ein, um die Spaltung der Kirche zu beenden. Die Kirchenversammlung setzt bis 1417 alle drei Päpste ab oder drängt sie zum Rücktritt und macht damit den Weg frei für die Wahl Martins V. Dem gelingt es, das Ansehen des Amtes zu erneuern.

1415

Konstanz. Obwohl er über einen Geleitbrief des römisch-deutschen Königs verfügt, wird der böhmische Prediger Jan Hus auf dem Konzil als Ketzer verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. In Anlehnung an John Wyclif hat der Denker zuvor die kirchliche Hierarchie abgelehnt und behauptet, dass Jesus allein, nicht der Papst, das Oberhaupt der Kirche sei. Nach seinem Tod verwickeln seine Anhänger den König von Böhmen über zwei Jahrzehnte in kriegerische Auseinandersetzungen, die „Hussitenkriege".

1453

Konstantinopel. Ein Heer des osmanischen Sultans Mehmed II. erobert die Hauptstadt des Byzantinischen Reiches, die über Jahrhunderte neben Rom wichtigste Metropole der Christenheit.

1483

Sevilla. Tomás de Torquemada tritt sein Amt als Großinquisitor der spanischen Inquisition an, einer Organisation, welche die Herrscher Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragón fünf Jahre zuvor mit päpstlicher Genehmigung ins Leben gerufen haben. Die neue Behörde verfolgt zum Christentum konvertierte Juden, später auch Protestanten und christianisierte Muslime. In den ersten 50 Jahren ihres Wirkens schicken die spanischen Inquisitoren mehrere Tausend der Häresie für schuldig befundene Menschen auf den Scheiterhaufen.

1486

Speyer. Der Inquisitor Heinrich Institoris veröffentlicht die Schrift „Malleus maleficarum" („Der Hexenhammer"). Das umfangreiche Traktat, das sich auf eine päpstliche Bulle stützen kann, legt die rechtlichen Grundlagen für die bald in großen Teilen Europas um sich greifenden Hexenverfolgungen, eine Hatz vor allem auf Frauen, denen Zauberei und ein Bündnis mit dem Teufel vorgeworfen werden. In den folgenden drei Jahrhunderten fallen dem Hexenwahn ungefähr 60 000 Menschen zum Opfer.

1494

Florenz. Der Dominikanermönch Girolamo Savonarola stellt sich an die Spitze der Stadtrepublik und errichtet einen theokratisch-republikanischen Staat. Vier Jahre später wird er auf Betreiben des Papstes als Ketzer gehängt, seine Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

1506

Rom. In der Tiberstadt beginnt über dem angeblichen Grab von Petrus der Neubau der Peterskirche. Um den Dom zu finanzieren, verkündet Papst Julius II. 1507 einen Plenarablass: die Möglichkeit für Sünder, durch eine Geldzahlung eine Tilgung ihrer Sündenstrafen zu erreichen und so dem Fegefeuer zu entgehen.

1517

Wittenberg. Der Theologe Martin Luther verfasst 95 Thesen über Missstände in der Kirche. Luther richtet sich vor allem gegen die kirchliche Ablasspraxis, doch kritisiert er schon bald die römische Kirche als Institution sowie das Papsttum. Gedruckte Flugschriften verkünden bald im ganzen Reich seine Botschaft von einem gewandelten christlichen Glauben: Nicht durch gute Werke, sondern allein aus dem Glauben und durch Gottes Gnade könne der Mensch das Heil erlangen.

1521

Worms. Auf einem Reichstag muss sich Luther vor Kaiser Karl V. und den deutschen Reichsständen für seine Kirchenkritik verantworten. Da Luther seine Theologie nicht verwerfen will, erklärt der Kaiser ihn kurz darauf für vogelfrei. Doch die Ausbreitung der neuen Glaubensrichtung in weiten Teilen des Reiches kann Karl, der sich als Bewahrer der kirchlichen Einheit und Verteidiger des rechten Glaubens sieht, nicht verhindern.

1533

London. König Heinrich VIII. heiratet seine Geliebte Anne Boleyn, von der er sich einen männlichen Thronfolger erhofft. Da Papst Clemens VII. die Auflösung der bestehenden Ehe des Monarchen ablehnt, bricht der Herrscher mit Rom und begründet eine neue Glaubensgemeinschaft: die anglikanische Kirche.

1541

Genf. Der Rat der Stadt nimmt eine strenge neue Kirchenordnung im Sinne der Reformation an, die der Theologe Johannes Calvin verfasst hat. Das Regelwerk wird mit großer Härte durchgesetzt, Kritiker sehen sich vom Abendmahl ausgeschlossen oder müssen auswandern. Zahlreichen Protestanten gilt Genf nun als Musterstadt der Reformation, und so entstehen vielerorts in Europa nach Calvins Vorgaben reformierte Gemeinden, etwa in Frankreich, den Niederlanden und Schottland.

1555

Augsburg. König Ferdinand I. sowie die deutschen Fürsten und Städtevertreter einigen sich auf einen Religionsfrieden für das Reich, der die Lutheraner den Katholiken gleichstellt. Der Vertrag regelt zudem, dass die Territorialherrscher über die Konfession ihrer Untertanen in Zukunft selbst bestimmen dürfen.

1562

Mexiko. Auf der Halbinsel Yucatán lässt der Franziskanermönch Diego de Landa etliche Schriften und Götterbilder der dort lebenden Maya verbrennen, da sie ihm als „Täuschung des Teufels" erscheinen. Der spätere Bischof von Yucatán ist einer von zahlreichen Vertretern der römischen Kirche, die seit der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus 1492 versuchen, die Indianer zu missionieren. Dabei arbeiten die Kleriker eng mit den Konquistadoren zusammen, den Eroberern Lateinamerikas. Viele Einheimische fallen den häufig gewaltsamen Missionierungsbemühungen der Europäer zum Opfer.

1563

Trient. In der italienischen Stadt endet ein Konzil der römischen Kirche, das mit Unterbrechungen seit 1545 getagt hat. In langen Debatten hat sich die Geistlichkeit auf eine Strategie zur Abwehr des Protestantismus geeinigt – sowie zur Beseitigung kirchlicher Missstände, etwa der Ämterhäufung von Bischöfen. Das Konzil wird zum Ausgangspunkt der „Gegenreformation", mit der die römische Kirche verlorenes Terrain zurückgewinnen will.

1572

Paris. In der „Bartholomäusnacht" und den darauffolgenden Tagen ermorden fanatische Katholiken mit Zustimmung des Königs etwa 2000 französische Protestanten. Dies löst den vierten von insgesamt acht Kriegen aus, die das Königreich seit 1562 erschüttern. Erst 1598 kann König Heinrich IV. die verfeindeten Glaubensrichtungen durch ein Edikt befrieden, das den Protestanten politische Gleichberechtigung, Gewissensfreiheit und weitgehend freie Kultausübung zusichert.

1589

Moskau. Der Patriarch von Konstantinopel setzt einen eigenen Patriarchen für das russische Zarenreich ein. Damit kommt eine seit anderthalb Jahrhunderten anhaltende Entwicklung zum Abschluss, in deren Verlauf die russisch-orthodoxe

Kirche sich nach und nach von der Kirchenführung in Konstantinopel emanzipiert hat. Angesichts der Eroberung der Stadt am Bosporus durch die Osmanen 1453 hat sich in Russland schon um 1525 die Theorie verbreitet, dass das aufstrebende Moskau nach Rom und Konstantinopel das „Dritte Rom" sei – und damit das Zentrum und die Schutzmacht der rechtgläubigen Christenheit.

1618

Böhmen. Ein gegen die antiprotestantische Politik des böhmischen Königs Ferdinand gerichteter Aufstand weitet sich durch das Eingreifen protestantischer und katholischer Fürsten zu einem allgemeinen Konflikt um Religion und politische Macht in Mitteleuropa aus, an dem sich weitere europäische Staaten beteiligen: zum Dreißigjährigen Krieg. Erst 1648 finden die kämpfenden Parteien im Westfälischen Frieden zu einer Lösung – und beenden damit das Zeitalter der durch die Reformation ausgelösten Religionskriege.

1620

Plymouth. Etwa 100 englische Religionsflüchtlinge landen an der nordamerikanischen Küste und gründen im heutigen Massachusetts die Siedlung Plymouth. Die „Pilgrim Fathers", die einer Form des Calvinismus anhängen, sind (nach den spanischen Kolonisten im Süden der heutigen USA) die ersten Europäer, die mit ihrer Ankunft ihren Glauben nach Nordamerika bringen.

1760

Paris. Mit den Worten „Zerschlagt die Schändliche" unterzeichnet der Philosoph und Schriftsteller François-Marie Arouet, genannt Voltaire, fortan seine Briefe – und richtet sich damit gegen die katholische Kirche. Der Franzose ist der berühmteste Vertreter der Aufklärung, einer im 17. Jahrhundert entstandenen Denkrichtung, die den Vorrang der Vernunft und die freie Anwendung des menschlichen Verstandes fordert. Zahlreiche Aufklärer kritisieren wie Voltaire die Bevormundung der Gläubigen durch die Kirche und stellen christliche Prinzipien infrage – mitunter gar das Christentum an sich. Die Kritik führt zu einem großen Ansehensverlust der Kirchen unter den Gebildeten Europas.

1790

Paris. Ein Jahr nach Ausbruch der Französischen Revolution greift ein von den Gedanken der Aufklärung inspiriertes Gesetz tief in die Rechte der katholischen Kirche ein: Unter anderem werden ihre Amtsträger nun gewählt und vom Staat besoldet. Als die Priester zudem gezwungen werden, den Treueid der Staatsbeamten zu leisten, kommt es zum Bruch mit dem Papst, der das Gesetz ablehnt.

1870

Rom. Das Erste Vatikanische Konzil, die erste Generalversammlung der katholischen Kirche seit dem Konzil von Trient, verkündet das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes: Unter bestimmten Bedingungen, so die Kirchenoberen, seien Lehrmeinungen des Heiligen Vaters als unumstößlich richtig zu betrachten.

Rom. Truppen des 1861 gegründeten Königreichs Italien nehmen das Gebiet des Kirchenstaats ein. Das dem Papst unterstehende Territorium wird dem italienischen Nationalstaat eingegliedert.

1929

Rom. In mehreren Staatsverträgen gesteht der faschistische Diktator Benito Mussolini dem Papst einen Teil des römischen Stadtgebiets als souveränes Territorium zu.

1934

Wuppertal. Als Gegenbewegung zu den „Deutschen Christen", die mit dem NS-Regime paktieren, gründen evangelische Christen die „Bekennende Kirche". Etwa 7000 Pfarrer, ein Drittel der evangelischen Geistlichen Deutschlands, stehen der Vereinigung nahe. Zum bekanntesten Opfer aus den Reihen der Bekennenden Christen wird der Theologe Dietrich Bonhoeffer, den die Nationalsozialisten 1945 wegen seiner Tätigkeit im Widerstand ermorden.

1942

Rom. In seiner alljährlichen Weihnachtsansprache gedenkt Papst Pius XII. aller Menschen, die „nur um ihrer Nationalität oder Abstammung willen dem Tod geweiht sind". Der Heilige Vater spielt mit diesen Worten auf die dem Vatikan seit einiger Zeit bekannten Massenmorde der Nationalsozialisten an den Juden Europas an, nennt jedoch bewusst weder Täter noch Opfer beim Namen. Die verklausulierte Kritik an Hitlers Verbrechen ist eine von nur zwei öffentlichen Äußerungen des Papstes zu diesem Thema, wohl weil Pius die katholischen Amtsträger nicht in Gefahr bringen will.

1948

Amsterdam. Vertreter von 147 Kirchen aus aller Welt gründen den Ökumenischen Rat der Kirchen, einen Dachverband der christlichen Konfessionen. Anfangs gehören dem Rat vorwiegend protestantische Glaubensgemeinschaften an, doch treten in den folgenden Jahrzehnten auch alle orthodoxen Kirchen bei. Die römisch-katholische Kirche dagegen ist bis heute nur durch offizielle Beobachter vertreten.

1962

Vatikanstadt. 2540 katholische Geistliche kommen zur Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils zusammen. Die von Papst Johannes XXIII. einberufene Versammlung verabschiedet in den folgenden drei Jahren 16 Texte, von denen eine Erneuerung der römischen Kirche ausgehen soll. Zu den wichtigsten Ergebnissen des Konzils zählen eine Reform der Gottesdienstliturgie (unter anderem werden die Messen ab dem Jahr 1970 nicht mehr auf Latein, sondern in den jeweiligen Landessprachen gelesen) und eine Öffnung gegenüber anderen Religionen und christlichen Konfessionen.

1971

Lima. Mit dem Buch „Teología de la liberación" des Peruaners Gustavo Gutiérrez erscheint eines der Hauptwerke der in den 1960er Jahren entstandenen „Befreiungstheologie". Vor allem in Lateinamerika vertritt eine große Zahl katholischer Gelehrter die Ansicht, dass sich gläubige Christen für die Befreiung der Menschen aus Armut, Gewalt und Unterdrückung einsetzen müssen. Viele Befreiungstheologen sehen sich Kritik vonseiten der römischen Amtskirche ausgesetzt, die die Übernahme marxistischer Gedanken verurteilt.

2016

Kolymvari. Nach jahrzehntelanger Vorbereitung treffen sich auf der Insel Kreta Bischöfe von zehn orthodoxen Kirchen zu einem panorthodoxen Konzil. Doch der Versuch, erstmals seit dem Mittelalter zu verbindlichen Beschlüssen für alle Orthodoxen zu kommen, scheitert an der Absage von vier Ostkirchen, darunter die russisch-orthodoxe Kirche.

Das Christentum ist mit etwa 2,3 Milliarden Anhängern die bei Weitem größte Weltreligion. Doch bei allen Erfolgen der ökumenischen Bewegung scheint eine Vereinigung aller Christen allenfalls in ferner Zukunft denkbar. ⬢

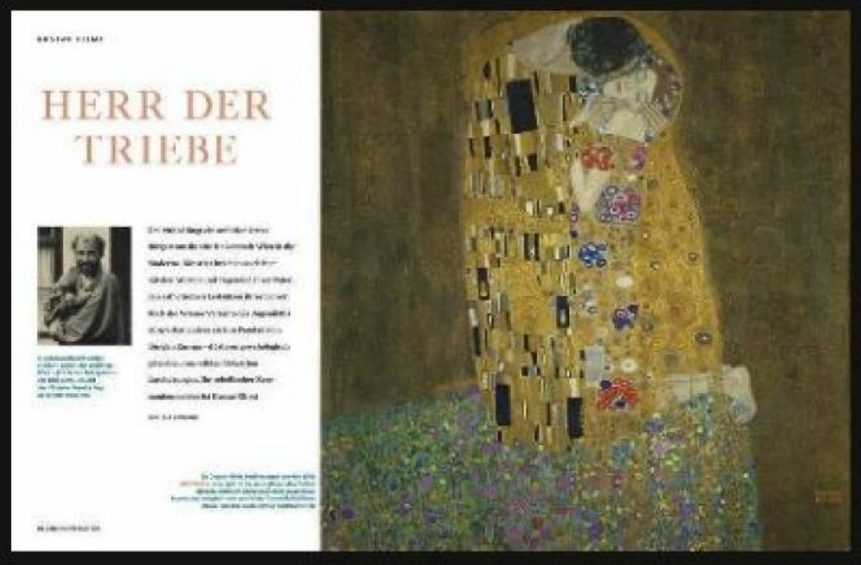
Andreas Sedlmair, *Jg. 1965, ist Textredakteur,* **Stefanie Peters,** *Jg. 1963, Kartographin im Team von* GEO*EPOCHE.*

GEO*EPOCHE* EDITION

JUGENDSTIL und ART DÉCO

In einer Epoche billiger Massenwaren träumen die Anhänger des Jugendstils um 1900 von einer wahrhaftigen Kunst. Und auch ihre Nachfolger, die Meister des Art déco, wollen den Alltag der Menschen wieder adeln

Den Menschen durch Schönheit vor dem Grau der modernen Welt retten: Das ist der Anspruch des Jugendstils, der sich Ende des 19. Jahrhunderts in Europa verbreitet. Seine Verfechter richten sich gegen den traditionellen, elitären Kunstbetrieb. Sie wollen vielmehr den Großstadtmenschen vom Einerlei industrieller Massenware befreien und gestalten auch Metro-Eingänge, Tassen und Stühle in einer neuen Ästhetik, mal blumig, mal streng geometrisch. Die Werbeplakate von Henri de Toulouse-Lautrec, dem genialen Chronisten der Belle Époque, erklären die Anhänger ebenso zu Kunst wie die bisweilen mit echtem Gold verzierten Gemälde Gustav Klimts. Der Ansatz dieser Künstler prägt die nachfolgenden Generationen: Auch Vertreter des Art déco unterwerfen in den 1920er und 1930er Jahren Möbel, Schmuck und Gebäude ihrer ästhetischen Inszenierung. Doch ist ihre Formensprache stärker von einem neuen künstlerischen Ideal geprägt – der Anmut der Maschinen. Jugendstil und Art déco: in GEO*EPOCHE* EDITION.



Wien steigt bald zu einer Metropole des neuen Stils auf. Das größte Genie an der Donau: Gustav Klimt

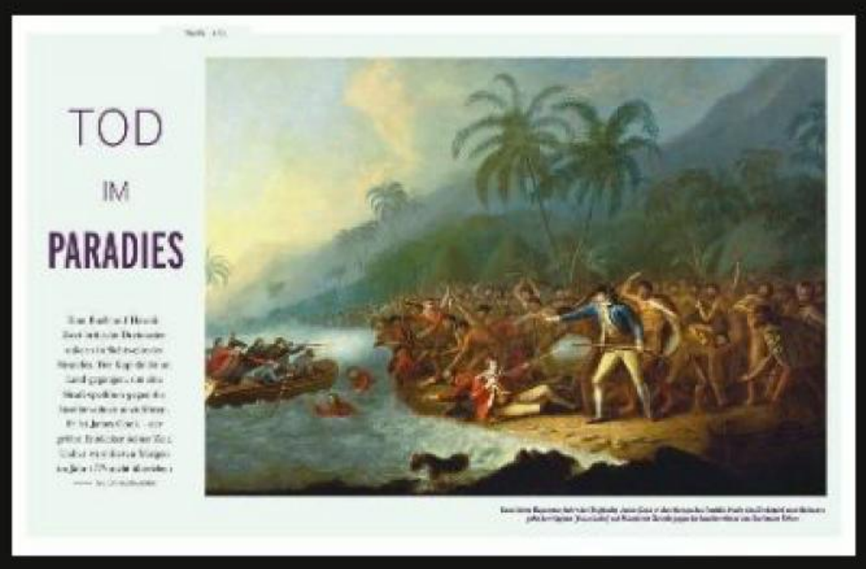
Selbst Alltagsobjekte wie Blumenvasen erhebt der Jugendstil zu Kunstwerken

GEO EPOCHE EDITION »Jugendstil und Art déco« kostet 16,50 Euro. Weitere Themen: Die Stühle des Charles Rennie Mackintosh / Miami – Stadt des Art déco

ENTDECKER

Von Polarforschern und Konquistadoren, Seefahrern und Bergsteigern:
das Beste aus GEO*EPOCHE* über die großen Entdecker

Christoph Kolumbus sucht 1492 den Seeweg nach Asien – und findet eine neue Welt



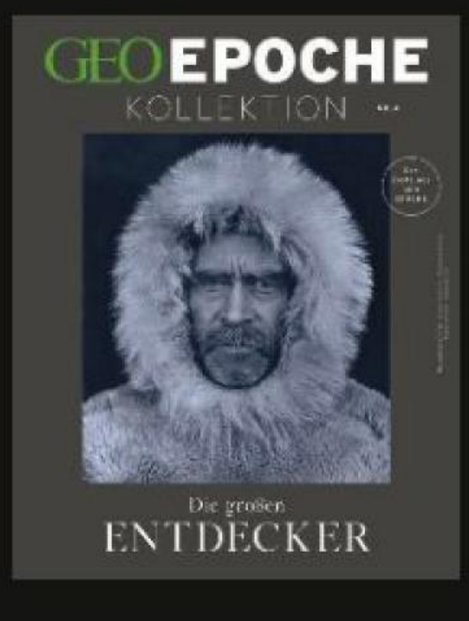
Zweimal umrundet James Cook den Globus. Sein dritter Versuch endet 1779 tödlich

Als am 12. Oktober 1492 ein Genueser Kapitän in spanischen Diensten eine Insel sichtet, kann er nicht ahnen, welche Bedeutung dieser Moment hat: Christoph Kolumbus, der eigentlich einen Seeweg nach Indien sucht, ist auf Amerika gestoßen. Es ist der Beginn einer neuen Epoche – des Zeitalters der systematischen Erkundung der Welt durch die Europäer.

Portugiesen, Spanier, Italiener sind die Ersten, bald folgen ihnen Reisende aus anderen Nationen. Sie durchmessen Ozeane und Wüsten, wagen sich durch Regenwälder und über Hochgebirge und brechen schließlich auf zu den extremsten Zielen auf dem Erdball, dem Süd- und dem Nordpol. Es sind Konquistadoren wie Francisco de Orellana, der 1542 durch Zufall den Amazonas entdeckt. Oder Missionare wie der Schotte David Livingstone, der sich 1866 auf die Suche nach den Quellen des Nil macht.

Die Männer der »Endurance« müssen 1915 auf einer Eisscholle überleben

In seiner neuen Ausgabe erzählt GEO*EPOCHE* KOLLEKTION die Geschichte jener Pioniere, die sich hinauswagten ins Unbekannte, die Heldentaten vollbrachten, aber auch finsterste Schurkereien, die oft im Triumph zurückkehrten – aber zuweilen auch für immer jenseits des Horizonts verschollen blieben.



GEO*EPOCHE* KOLLEKTION
»Die großen Entdecker« hat einen Umfang von 204 Seiten und kostet 12,50 Euro. Weitere Themen: Die Fahrten des chinesischen Admirals / Die Expedition von Lewis und Clark

GEO WISSEN GESUNDHEIT

DAS ERSCHÖPFTE ICH

Hilfe bei Stress, Burnout und Depression

Sich den Zumutungen des Alltags auch mal entziehen und Zeit in der Natur verbringen – das beugt psychischen Erkrankungen vor

GEO WISSEN GESUNDHEIT »Was die Seele stark macht« kostet 11,50 Euro, mit DVD (»Yoga und Meditation«) 16,50 Euro. Weitere Themen: Antidepressiva – nützlich oder gefährlich? / Was Angehörige tun können / Online-Therapien – wie gut ist die Hilfe aus dem Internet?

In jüngster Zeit haben stressbedingte Belastungen, die in zahlreichen Fällen zum Burnout-Syndrom oder zu einer Depression führen, stark zugenommen. Umso wichtiger ist es für jeden Einzelnen, seine Psyche vor den Zumutungen der modernen Lebens- und Arbeitswelt zu schützen. Dafür gibt es von Ärzten und Psychologen empfohlene Methoden der Prävention; die hilfreichsten werden in der aktuellen Ausgabe von GEO WISSEN GESUNDHEIT vorgestellt.

Wissenschaftliche Tests geben zudem Auskunft über das persönliche Erkrankungsrisiko und die individuellen psychischen Ressourcen.

Positiv ist, dass Menschen mit Burnout oder Depression heute vergleichsweise frühzeitig medizinische und psychologische Hilfe suchen, um den Ursachen ihres Leidens auf die Spur zu kommen.

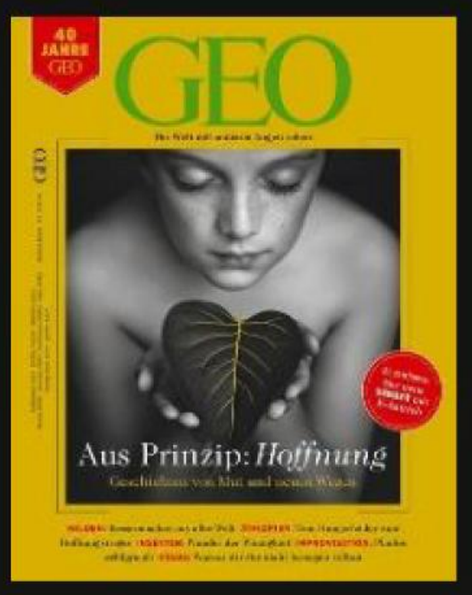
Antworten enthält die neue Ausgabe daher auch auf Fragen wie: Wodurch zeichnet sich ein guter Therapeut aus? Wie lässt er sich finden? Und welche Behandlungsmethoden sind wirklich sinnvoll?

GEO

ES GIBT: HOFFNUNG!

Oft beschworen, immer wieder verschoben: der Untergang der Menschheit. In Wahrheit verbessert sich die Lage der meisten Menschen seit Jahrzehnten. Vieles gibt Anlass zur Hoffnung – dank Menschen, die mutig neue Wege gehen. GEO, vor 40 Jahren gegründet, hat für die Jubiläumsausgabe (GEO Nr. 11/2016) Beispiele dafür gesammelt: den Aufschwung Äthiopiens etwa vom Hungerland zum Hoffnungsträger. Ebenfalls im Heft: die verkannte Kunst der gelungenen Improvisation. Und Menschen, die sich in eine Zukunft träumen, in der wir mittels Technik unsere biologische Beschränktheit überwinden.

Fazit: Nicht alles wird gut, aber vieles besser.



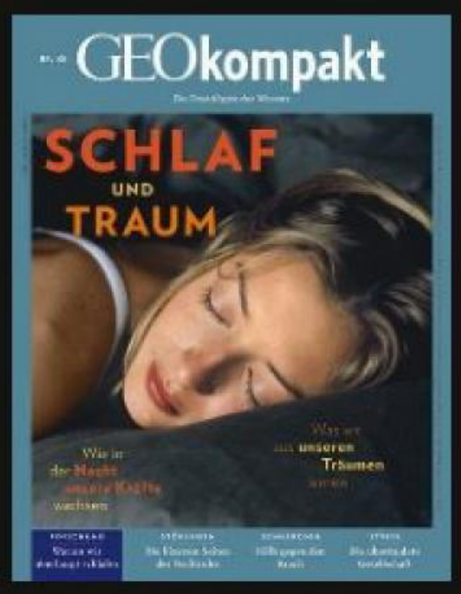
GEO »Aus Prinzip: Hoffnung« erscheint am 21. Oktober und kostet 7 Euro. Themen: Umdenken in der Krebstherapie / Insekten in Ultra-HD / Die Kunst der Improvisation

GEO kompakt

SCHLAF UND TRAUM

Wie in der Nacht unsere Kräfte wachsen

GEOkompakt »Schlaf und Traum« kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Rätsel der Nacht«) 16,50 Euro. Weitere Themen: Skurrile Schlafphänomene / Schnarchen / Übermüdete Gesellschaft



Kaum etwas ist für uns so überlebenswichtig wie der Schlaf: Wir brauchen ihn, um uns zu regenerieren und Krankheiten zu besiegen. Ohne ihn könnten wir Erlebtes nicht verarbeiten, uns nichts dauerhaft merken. Auch daher verbringen wir rund ein Drittel unseres Daseins in diesem Zustand.

GEOkompakt widmet sich den neuesten Erkenntnissen der Schlafforschung, erklärt, wie der Schlummer in die Welt kam, weshalb fast jedes Tier ruhen muss und welche verblüffenden Vorgänge sich nachts im Körper und im Gehirn abspielen. Wissenschaftler entschlüsseln, warum wir nahezu die ganze Nacht träumen, wie die oft bizarren Fantasien entstehen, weshalb sie uns neue Perspektiven eröffnen – und auf welche Weise sie sich mit etwas Übung sogar bewusst lenken lassen. Selbst Albträume scheinen nach Meinung mancher Forscher einen Nutzen zu haben: Sie bereiten uns auf den Stress des Alltags vor.

Darüber hinaus gehen Autoren der Frage nach, warum jeder Dritte unter Schlafproblemen leidet, was die Insomnie auslöst – und wie wir unsere Nachtruhe verbessern können, damit wir am nächsten Tag erholt, aktiv und leistungsfähig sind.

GEO WISSEN ERNÄHRUNG

VEGETARISCHE VIELFALT

Genuss ohne Fleisch – die Erkenntnisse der Forschung

Lange schien es vielen ein abwegiger Gedanke zu sein, auf Steak, Salami und Würstchen zu verzichten. „Fleisch ist ein Stück Lebenskraft“, dichteten die Vermarktungsprofis der Industrie. Doch längst ist die vegetarische Ernährungsweise in der Mitte der Gesellschaft angekommen, stellen sogar Wursthersteller einen Teil ihrer Produktion auf Fleischersatz um.

Ob der tatsächlich schmackhaft, umweltfreundlich und gesund ist, das erläutert die neue Ausgabe von GEO WISSEN ERNÄHRUNG. Ebenso, in welchen Lebensmitteln sich tierische Inhaltsstoffe verstecken, die niemand darin erwartet, etwa in Gebäck und Süßwaren.

Vor allem aber wird deutlich, dass vegetarische Kost den Menschen mit allen wichtigen Nährstoffen zu versorgen vermag. Dazu können nicht nur Hülsenfrüchte wie Erbsen, Bohnen und Linsen beitragen, sondern auch essbare Wildpflanzen, die sich mit etwas Geschick in Stadtparks, in Vorgärten oder am Waldesrand finden lassen.

Und selbstverständlich zeichnet sich auch die vegane Küche durch vorzügliche Rezepte aus. Ein weiterer Grund dafür, dass viele Menschen eine fleischlose Ernährung längst nicht mehr als Verzicht erleben.

GEO WISSEN ERNÄHRUNG »Vegetarische Vielfalt« kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Besser leben ohne Fleisch«) 16,50 Euro. Weitere Themen: Kräuter: Die Kunst des Würzens / Ethik: Sind Veganer bessere Menschen?

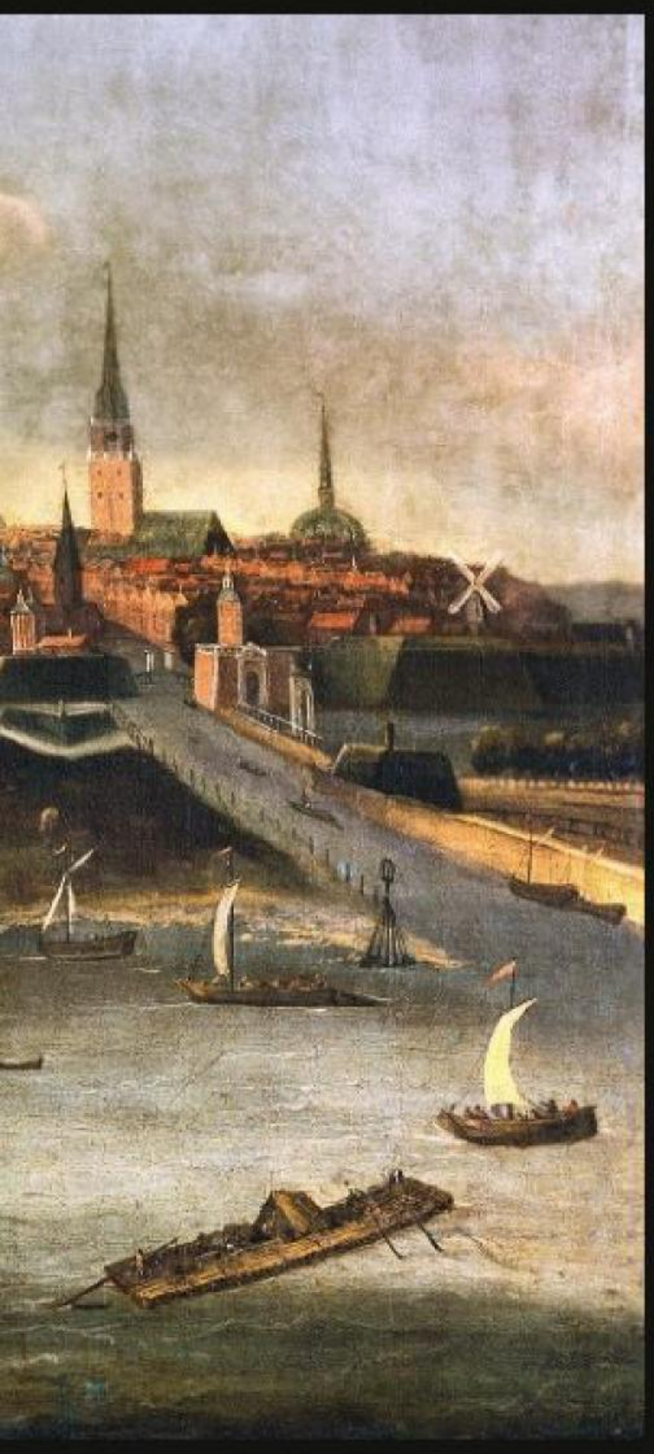
GEOEPOCHE

DIE HANSE

Im späten Mittelalter schaffen Fernhändler den ersten gesamteuropäischen Wirtschaftsraum: Von Stockholm bis Venedig reichen die Routen der Hansekaufleute, rund 200 Städte gehören ihrem Bund im 14. Jahrhundert an, selbst Könige fürchten ihre Stärke. Die Geschichte einer kommerziellen Weltmacht

Segler auf der Elbe vor Hamburg (um 1680): Schiffe sind die wichtigsten Transportmittel für die Händler der Hanse. Sie bringen Waren aus der ganzen Welt an die Küsten von Nord- und Ostsee. Und werden in Schlachten eingesetzt, wenn ein Herrscher die Geschäfte des Kaufmannsbundes zu behindern wagt

Diese Ausgabe von GEOEPOCHE erscheint am 14. Dezember 2016



Zu Ostern 1368 schlägt das Imperium der Kaufleute zurück: Die Hanse erklärt Dänemark den Krieg. Dessen König Waldemar IV. hat zuvor die reiche Hansestadt Visby auf der Ostseeinsel Gotland angegriffen, dabei wohl mehr als zwei Tonnen Gold und Silber erbeutet und anschließend eine eilig ausgesandte Flotte des Städtebunds gekapert. Er behindert von einer Festung bei Kopenhagen aus die Durchfahrt in die Nordsee, erhöht Steuern und Zölle, lässt Handelsschiffe aufbringen und plündern.

Auf einer Versammlung in Köln beschließen die Abgesandten der Hansestädte die Ausrüstung einer Armada gegen den anmaßenden Herrscher. Sie bieten etwa 20 große Koggen auf, zwei Rheinschiffe und etliche kleinere Fahrzeuge sowie rund 2000 Mann, darunter viele gute Armbrustschützen – und Soldaten mit Feuerwaffen.

Dieser Kriegsmacht hat Waldemar wenig entgegenzusetzen: Die Hanseflotte attackiert und erobert seine Kapitale Kopenhagen. Dänemark muss um Frieden bitten. Die Krämer triumphieren über den Monarchen.

In ihrer Blütezeit ist der Bund der Kaufmannsstädte damit in Europa eine wirtschaftliche und politische Großmacht. Rund 200 Handelskommunen haben sich der Interessengemeinschaft seit ihren Anfängen um 1160 angeschlossen, von Reval am Finnischen Meerbusen bis nach Köln, von Bremen an der Weser bis nach Kaunas in Litauen. Von ihrem Netzwerk profitieren in erster Linie die Fernhändler, die auch die Räte ihrer Heimatstädte dominieren. Doch ihr wachsender Wohlstand mehrt ebenso den Reichtum der Hansegemeinden.

Die Hanse unterhält Kontore in Nowgorod, Bergen, Brügge und London, hat Niederlassungen von Polen bis Portugal. Sie prägt die Wege des Welthandels von Russland bis Flandern und vom Nordatlantik bis Venedig. Und schafft so den ersten gesamteuropäischen Wirtschaftsraum.

Frachtsegler, die bis zu 700 Tonnen Ladung fassen, transportieren 200 000 Fässer mit gesalzenen Heringen im Jahr, befördern Holz, Pech, Hanf und Flachs für den Schiffbau, russische Pelze, englische Wolle und flämische Tuche. Fuhrwerke der Fernhändler bringen Güter des Orients wie Seide und Brokat, Gewürze und Wein aus italienischen Häfen nach Norden. Und Hamburg, das „Brauhaus der Hanse“, exportiert das Bier von mehr als 400 Herstellern bis nach Island.

So erfolgreich sind die Hansekaufleute, dass sie fast überall ihre Konkurrenten verdrängen – weil sie mit niedrigeren Kosten arbeiten als andere Händler. Und weil sie aufgrund ihrer Marktmacht die Herrscher der Anrainerstaaten von Ost- und Nordsee dazu zwingen können, ihnen Handelsprivilegien in vielen Häfen zu gewähren.

In seiner nächsten Ausgabe erzählt GEO*EPOCHE* die Geschichte der Hanse: von ihrem Aufstieg seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Kampf gegen den Niedergang 400 Jahre später. Das Heft schildert den Alltag der Ratsherren, Händler und Handwerker in Lübeck, wo seit 1251 die Marienkirche entsteht, eine gewaltige Kathedrale, erbaut aus Backsteinen. Es rekonstruiert den Bau einer Kogge und eine Handelsfahrt in den Norden. Berichtet von gerissenen Geschäftemachern wie Tidemann Lemberg, der dem englischen König einen Kredit gibt (und als Pfand dessen Krone fordert). Und erzählt von Piraten, die gegen die Hanse kämpfen, wie von Kaperfahrern, die in ihrem Auftrag handeln.

GEO*EPOCHE* über die Hanse – und die Globalisierung im Mittelalter.

MAGAZINE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN

Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE